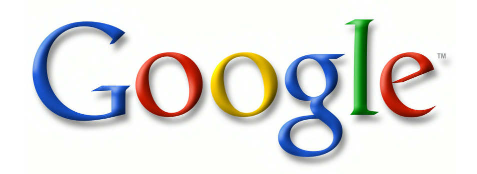
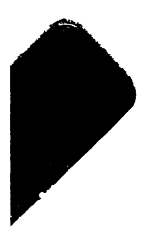


Sächsische Stammeskunde







Deutscher Sagenschatz

Herausgegeben von

Dr. Paul Zaunert



Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen auf der Falkenjagd
Miniatur aus der Manesseschen Liederhandschrift

v. 9

Sächsische Sagen

Von Wittenberg bis Leitmeritz



Mit 12 Tafeln und 53 Abbildungen im Text

Gesammelt und herausgegeben von Fr. Sieber

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1926

Erstes bis fünftes Tausend

Printed in Germany

Vorwort

Naer Oostland willen wy ryden,
Naer Oostland willen wy mêe,
Al over die groene heiden,
Frisch over die heiden,
Daer isser een betere stêe.

Das war das Wanderlied der niederfränkischen Bauerngeschlechter, die ihre Heimat verließen, Saale und Elbe, die alte Slavenlinie, überschritten, um sich auf jungem Kolonialgrunde niederzulassen. Aber nicht nur die Vlamen rüsteten zur Ostfahrt: Bauerngeschlechter fast aller mutterländischen Stämme ergriffen von ihrer alten germanischen Heimat im Osten wiederum Besitz und vollbrachten so die größte Tat des deutschen Mittelalters.

Die mutterländischen Stämme (für unser Gebiet kommen vor allem Thüringer, Franken, Sachsen, Niederländer und Bayern in Betracht) brachten in ihre neue Heimat ihr geistiges Stammeserbe mit. Dazu gehörte auch die Überlieferung des alten Glaubens- und Sagengutes. Es war für die innere Besitzergreifung des Bodens von wesentlicher Bedeutung, als sich dieses Glaubens- und Sagengut in der neuen Heimat verwurzelte. Altgewohnte Überlieferungen, durch die Ostfahrt heimatlos geworden, knüpften an Bäume, Quellen, Steine, Menschen, Naturerscheinungen, Erlebnisse aller Art, in der neuen Heimat an. Das alte Glaubens- und Sagengut durchdrang mit tausend Fasern die neue Landschaft, die neuen Lebensbedingungen, die neuen Erlebnisse, und entfaltete so seinen tiefsten und geheimsten Zauber: seine bodenbindende Kraft.

Die Verhältnisse im Neulande lagen nicht so, daß sich der geistige Besitz eines Stammes in seiner Eigengesetzlichkeit hätte entfalten und weiter entwickeln können. Das Zusammenströmen der Siedler verschiedener Stammeszugehörigkeit brachte es mit sich, daß das geistige Erbe der Stämme in viel engere Berührung trat als das im Mutterlande infolge der räumlichen Trennung möglich gewesen war. Im Zusammenwohnen der Stämme entwickelten sich koloniale Mischmundarten, die für die Ausbildung des Neuhochdeutschen von Bedeutung wurden. Ebenso wird in den Vorstellungen des Volksglaubens eine gegenseitige Beeinflussung nicht ausgeblieben sein.

Aber der Volksglaube der Siedler wurde auch von dritter, nichtdeutscher Seite beeinflußt. Das Land, in das sie einzogen, stand nicht menschenleer. Slavische Stämme, in den Gefilden mitunter in beträchtlicher Dichte, wohnten hier. Doch sie waren nicht die Urbewohner des Landes. Germanische Stämme waren ihre Vorwohner. Aber in den Erschütterungen der großen Völkerbewegung, die wir die Völkerwanderung nennen,

hatten sie ihre Wohnsitze geräumt, waren nach Süden und Westen abgezogen. Es ist wahrscheinlich — die neuere Forschung neigt immer mehr der Ansicht zu — daß germanische Restgruppen im Lande zurückblieben. Die germanische Restbevölkerung bildet eine neue Quelle in der Ausformung der Geistigkeit des obersächsischen Ostens.

Es wäre für die Forschung eine reizvolle Aufgabe, den Anteil der verschiedenen Stämme und Völkerschaften in der Ausgestaltung des obersächsischen Volksglaubens nachzuweisen. Diese Aufgabe stößt auf außerordentliche Schwierigkeiten, denn das Glaubensbild, wie es sich heute dem Forscher bietet, hat seine Ursprungsform sicherlich stark verändert. Durch fahrendes Volk, durch Handwerker und Fuhrleute, zuletzt durch die Völkerwanderung des 19. Jahrhunderts, ist eine lebhafte Wanderung und gegenseitige Durchdringung der Vorstellungen des Volksglaubens eingetreten, so daß zum wenigsten Ostmitteldeutschland einer sagenkundlichen Einheit stark angenähert ist. Trotzdem ist es innerhalb unseres Gebietes gelegentlich möglich, Rückschlüsse auf den Sagenursprung zu ziehen oder Glaubensgrenzen zu erkennen.

Slavischen Einfluß glaube ich zu erkennen in der Sagengestalt der Klage- oder Winselmutter. Die Gestalt ist nur in einigen Teilen Obersachsens bekannt. Die Überlieferung darüber ist unsicher und weist starke Züge des Zersagens auf. Dem Beobachter entsteht der deutliche Eindruck, hier einen Sagenstamm, der bereits bei der Verpflanzung verdorrte, vor sich zu haben. Ziehen wir die Überlieferung der Lausitzer Wenden zum Vergleiche heran, so zeigt sich die Gestalt der Klagemutter, der Wehklage, als ein Wesen ganz eigenartiger Prägung, das in festgefügten Vorstellungsformen lebendig ist. In ihr haben wir wohl die Ahnfrau der obersächsischen Winselmutter zu sehen.

Slavischen Einfluß glaube ich auch in der Gruppe der Drachen- und Koboldsage zu erkennen. Doch ist es hier neben der Eigenart einiger Vorstellungen vor allem die Breite, die dieser Sagenkreis in der Überlieferung der Lausitz, Mittel- und Westsachsens heute noch einnimmt. Der ganze Tieflandsstreifen zwischen Leipzig und der Lausitz ist überreich an Drachensagen. In den eigentlichen Rodungsgebieten dagegen ist der Sagenkreis viel weniger entwickelt.

Auffällige Verwandtschaft mit wendischer Überlieferung ist sonst auch in manchen Einzelzügen nachweisbar. Ich nenne vor allem die Alpsagen. Dabei ist zu beobachten, daß Westsachsen, etwa die Leipziger Pflege, die sich einer fast erschöpfenden Sagensammlung erfreut, häufig ganz ähnliche Züge aufweist wie die wendisch-deutsch gemischten Gebiete der Lau-

sitz (von einem geschlossenen wendischen Sprachgebiete kann kaum noch gesprochen werden), während die reinen Rodungsgebiete der Lausitz in ihrem Sagencharakter von wendischen Vorstellungen weniger beeinflußt sind. Es scheint also, als ob die im Deutschtum aufgegangenen Wenden das sagentümliche Denken der Deutschen stärker beeinflußten als die wendische Restbevölkerung, die in kultureller Selbständigkeit neben den Deutschen wohnte.

Ein für den Forscher besonders reizvoller Sagenkreis Obersachsens ist der des wilden Jägers. Der wilde Jäger wird in einigen Teilen der Lausitz und Nordböhmens Bern Dietrich genannt (in mündlicher Überlieferung ist die volle Namensform nur von älteren Forschern bezeugt). Der starke Held Dietrich von Bern ist hier zum Führer der nächtlichen Jagd geworden. Wie ein letzter Klang aus dem großen Gesang germanischer Heldensage klingt dieser Name in die lebendige Volksüberlieferung der Gegenwart. Ich muß gestehen, daß es mit zu den lebhaftesten Eindrücken meiner Sammeltätigkeit gehört, als mir eine alte Mutter den Weg zeigte, den der „Ditterch" immer gezogen ist.

Die Gestalt des wilden Jägers ist auch den Wenden bekannt. Sie nennen ihn Dyter Bjernat. Die Sage um ihn ist reich entwickelt und weist einige ausgesprochene völkisch-wendische Besonderheiten auf. Während z. B. in der deutschen Lausitzer Sage Bern Dietrich als ein wüster Herr geschildert wird, der zur Strafe für seine Übeltaten zu ewigem nächtlichen Umgange verurteilt wurde, legt sich der Dyter Bjernat der Wenden, um Gott zu ärgern, Brot in die Schuhe und läuft auf der Gottesgabe. Das ist dem Wenden, der in Brot und Korn Heiliges verehrt, eine schwerere Sünde als Wollust und Sonntagsschändung.

Nachdem das Verhältnis der deutschen Sage zur wendischen in einigen Punkten angedeutet ist, seien einige bemerkenswerte Einzelheiten innerhalb der sächsischen Landschaften hervorgehoben.

Die Sagen von der Frau Hulle in der Leipziger Pflege weisen unverkennbar nach Thüringen hin. In der Drachen- und Koboldsage bildet die Großenhainer Gegend ein Übergangsgebiet zwischen Westsachsen und Lausitz. Die weißen Frauen an Bergen und Halden haben im sächsischen und vor allem im böhmischen Erzgebirge ihre Heimat. Die weiße Schloßfrau ist in der Leipziger Pflege und wiederum im Erzgebirge bekannt. In der Lausitz (mit Ausnahme des westlichsten Teiles) ist sie selten. Sie wird in der Nachbarschaft Nordböhmens häufiger. Die Leitsage der sudetischen Gebirgszüge ist die Erzählung, wie die Mutter ihr Kind ein Jahr im aufgetanen Schatzberge läßt.

Das vorliegende Sagenbuch gibt in seiner Stoffverteilung kein getreues Abbild der gegenwärtig lebendigen obersächsischen Volkssage.

Die Sagen, die ich in dem Abschnitt „Die Geschichte und ihre Gestalten" zusammenfasse, sind überwiegend älteren Quellen entnommen. Es muß zugestanden werden, daß die obersächsische geschichtliche Sage keine besondere Blütezeit erlebt hat. Die wenigen Sagenberichte der älteren Quellen sind dürftig und kurz. Es fehlt den Berichten an der breiten und doch erhobenen Stimmung, die sich in bunter Fabulierlust verströmt. Die älteren Quellen erwecken den Eindruck einer dünnen geistigen Luft. Das ist in einem Koloniallande nicht überraschend. Wohl klingt manchmal ein Sagenzug an, der dem letzten Nachhall eines Spielmannsliedes gleicht, wohl ragt die Reckengestalt Wiprechts von Groitzsch aus den dürftigen Berichten des Pegauischen Mönches riesisch bis in unsere Tage, ein Beweis, daß das Land, das in so früher Zeit architektonische Meisterwerke hervorbrachte, auch literarisch nicht tot war. Aber im Ganzen bleibt der Eindruck bestehen: sobald ein meißnischer Markgraf als Landgraf von Thüringen die Saale überschreitet, umkränzt ihn die Fülle sagenhafter Überlieferung, sobald er nach Meißen kehrt, ist er der Mann der täglichen Wirrnis und Not.

Die geschichtliche Sage, die heute noch im Volke lebendig ist, haftet an Landmarken und Denkmalen aller Art. Die so gebundene Sage greift mit ihren geschichtlichen Beziehungen gelegentlich bis in die Ritterzeit und die Zeit der Hussitenkriege zurück. Geschichtliche Begebenheiten finden sich vor allem auch im Kreise der Schatz- und Lichtsagen. Dann aber trat gewöhnlich der Vorgang ein, daß der geschichtliche Anteil der Sage auf das letzte erlebnisstarke Ereignis übersprang, während der alte Glaubenskern der Licht- oder Schatzsage unverändert erhalten blieb. Solche geschichtliche Ereignisse, die uralten Sagenstoff an sich rissen, sind für Obersachsen vor allem der Dreißigjährige Krieg, der Siebenjährige Krieg, der Befreiungskrieg.

Die Sagen und sagenhaften Züge der sächsischen Geschichte wurden im Verhältnis zum Gesamtraume des Buches etwas breit behandelt. Doch schien mir das notwendig zu sein, um eine fühlbare Lücke auszufüllen. Gelegentlich wurden einige rein geschichtliche Bemerkungen eingefügt, um eine fortlaufende Erzählung zu ermöglichen oder um den Hintergrund zu umreißen, auf dem eine Sage sich abhebt. Diesem Zwecke mußte mitunter auch Anekdotenhaftes dienen, das jedoch oft in unmittelbarer Nachbarschaft der Sage steht. Es ist wohl möglich, daß der eine oder der andere Bericht

von Seiten des Geschichtsforschers als nicht rein sagenhaft zurückgewiesen wird. Die grundsätzlichen Fragen, die ich an jeden Bericht stellte, waren in kurzem so: Arbeitet der Bericht mit Vorstellungen alten Volksglaubens? Zeigt der Bericht das Stilmerkmal der Übersteigerung, bemüht er sich also, Ereignisse oder Personen aus dem Ringe des Alltags zu lösen, um sie zu geschauter Gestalt zu erheben? Doch von solchen Ansätzen bis zur mythischen Ausformung ist ein weiter Weg, und es wird oft dem Stilgefühl des Einzelnen überlassen bleiben, ob er Übersteigerung erkennt oder nicht.

Neben den geschichtlichen Sagen, die an Ereignisse anknüpfen, die das ganze Volk erschüttern, sind geschichtliche Ortssagen nicht selten. Ihre Träger sind die Rittergutsherren, die Pfarrherren oder sonst hervorragende Persönlichkeiten der Gegend. Für diese Art Sage haben häufig der Toten- oder Zauberglaube den Reichtum ihrer Vorstellungen geliehen.

Die Sagen, die in dem Abschnitt „Die Landschaft und ihre Gestalten" berichtet werden, sind in der heutigen Volksüberlieferung selten geworden. Buschweibel und Moosmännchen, Wasserleute, Riesen und Zwerge, die Otternkönige und den wilden Jäger, wer kennt sie noch? Und doch habe ich bei meiner Sammeltätigkeit die Überzeugung gewonnen, daß auch die vorhandene gedruckte Überlieferung kein rechtes Bild der früheren Verhältnisse dieser Sagenkreise gibt. So oft sind mir die Namen dieser Wesen genannt worden, so oft ist mir von alten Leuten gesagt worden: „Davon haben Großmutter und Großvater viel erzählt, aber ich hab's vergessen," und das in Ortschaften, aus denen keine einzige Sage vorliegt, so daß ich der Überzeugung bin, daß diese Sagenkreise einst auch in Obersachsen reich entwickelt waren. Ein wertvolles Gut ist uns damit verloren gegangen, denn eine gegenwärtige Sammlung kann, wie ich weiß, nur geborstene Trümmer bergen.

Günstiger liegen für diese Sagengebiete die Verhältnisse im angrenzenden Sudetendeutschland. Dort ist die Natursage länger lebendig geblieben, und rechtzeitig einsetzende Sammeltätigkeit hat vieles gerettet.

Das Verklingen der Natursage ist eine Folgeerscheinung der wirtschaftlichen Entwicklung des vergangenen Jahrhunderts. Die fortschreitende Ausprägung der Kulturlandschaft hat diesen Vorstellungen ihre natürliche Grundlage entzogen. Büsche wurden geschlagen, Wälder wurden zum Forst, Teiche wurden trocken gelegt, Flüsse und Bäche reguliert, heimliche Wege breiteten sich zur Straße. Rasende Verkehrsmittel rissen Dörfer und Städtchen aus ihrer verträumten Stille. Großstädte sogen mit ihrer schreckhaften Großartigkeit die Massen in sich hinein. Die landwirt-

schaftliche Maschine lockerte und veränderte das Schollengefühl des Bauers. Als Unternehmer trat und tritt er seinem Boden gegenüber.

Aber mit dem allmählichen Hinwelken der Natursage war das Schicksal der Sage überhaupt noch nicht besiegelt. Die Sagen, die ich in dem Abschnitt „Leib und Seele, der Teufel" zusammenfasse, sind heute noch in weiten Kreisen des Volkes lebendig. Geschichten von wiederkehrenden Toten, von allerlei Spuk, vom Alp, von Zauberei und Hexerei, vom Drachen, werden dem Sammler noch heute zahlreich erzählt. Ein obersächsisches Sagenbuch, das sich nur auf die heutige Überlieferung stützte, würde mit derartigen Sagen zum allergrößten Teile gefüllt sein. Ja, auch eine Geschichte von Teufelsbesessenheit, die sich vor kurzem ereignete und die sich in nichts von den ausführlichen Berichten des 16. und 17. Jahrhunderts unterscheidet, könnte ich erzählen. Die Geisteshaltung, in der jahrhundertelang das objektive Geschehen gefaßt wurde, ist bei weitem noch nicht völlig zerbrochen. Der alte Glaube lebt heute noch wie von einer dünnen Haut umsponnen in breiten Massen des Volkes, um bereits bei geringen Erschütterungen wieder emporzubrechen. Der Sachse ist weniger aufgeklärt als er selbst glaubt.

Doch ich muß gestehen, daß meine Freude über das Fortleben des zuletzt genannten Glaubensgutes nicht ungetrübt ist. Diese Glaubensvorstellungen haben oft ihre Beziehung auf einen inneren organischen Kern verloren, sie liegen als unzusammenhängende Bruchstücke da, häufig entstellt und verzerrt. Aus dem Glauben wurde Aberglaube. In seinem Bereiche wirken sich oft die dunklen, weniger erfreulichen Wesenszüge des Volkes aus: üble Nachrede, Neid und Mißgunst. Die gestaltende Schaukraft des Volkes, die sich in den Natursagen und mitunter in den Geschichtssagen dem freien künstlerischen Spiele nähert, ist auf diesem Glaubensgebiete in Gefahr, seine ungeläuterten, vorsittlichen Triebe zu entfalten. Aber in all dem Schatten, den diese Sagengebiete gelegentlich bieten können, offenbart sich doch auch hier wiederum die starke Bildkraft des Volkes: es sieht die Beziehungen zwischen Mensch und Mensch, zwischen Mensch und Ding, zwischen Mensch und Schicksal, zwischen gut und böse, wesenhaft.

Aber auch auf Geistesgebieten, die heute neben dem Volksglauben emporwuchern, feiern manche Vorstellungen dieser Volksüberlieferung eine Auferstehung. Gewisse Sekten, die sich heute in weiten Teilen des Volkes großer Beliebtheit erfreuen, würden nimmer ihren Erfolg erreicht haben, stünden nicht Teile ihrer Lehre in naher Beziehung zum Volksglauben. Sei es, daß sie mit spiritistischen oder apokalyptischen Vorstellungen

arbeiten: Das Volk erkennt sein altes Glaubensgut wieder und biegt die Lehre in seinem Sinne um. Aber auch manche Schauer- und Hintertreppengeschichten, die heute geschwätzig von Haus zu Haus gehen, veratmen den letzten Hauch hinsterbenden Sagengutes.

Die volkskundliche Forschung hat während der letzten Jahre bei Betrachtung der Volksüberlieferung ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet, zwischen dem Volksgut, das aus der urtümlichen Gemeinschaft stammt und solchem, das sich als gesunkenes Kulturgut darstellt, zu scheiden. Auch im Sagenschatz eines Stammes ist dieser doppelte Ursprung nachweisbar. Die Spinnstubengeschichten, die bis tief in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bei den bäuerlichen Zusammenkünften erzählt wurden, tragen oft deutliche Stilmerkmale gewisser literarischer Strömungen um 1800 an sich. Bei mancher der rührseligen Geschichten von Mönchen und Nonnen, von Rittern und Edelfräulein, bei mancher Schauergeschichte hat sicherlich die Erzählung eines verschollenen Literaten Pate gestanden, sei es, daß die ganze Fabel übernommen wurde, sei es, daß im Geiste dieses literarischen Erzeugnisses ein älterer Sagenkern umgestaltet wurde. Aber der unechte, süßliche, falsch romantische Ton, der manche dieser aufgezeichneten Sagen ungenießbar macht, gehört nicht zu den Eigenheiten der volksläufigen Sage, sondern ist zu Lasten des Aufzeichners zu buchen.

Das Volk ist in vielen der volksläufigen Lieder geschmackloser und rührseliger als in seinen Erzählungen. Und das ist leicht erklärbar. Das gesunkene Kulturlied wird vom Volke hochdeutsch übernommen. Wohl schleichen sich beim Zersingen mundartliche Formen ein, aber der hochdeutsche Rahmen ist zu stark, um ihn zu zersprengen. Das Volk hat auch nicht den ernsten Willen dazu. Denn hochdeutsch ist wie das Lied immer noch seine Feiertagssprache.

Aber wenn das Volk erzählt, spricht es Mundart. Und die Mundart ist gar nicht fähig, süßliche und falsche Töne anzuschlagen. Sie bleibt immer schlicht und natürlich und schützt den Erzähler vor Entgleisungen.

Das überreiche Einströmen gesunkener Kulturlieder hat im Volke die liedschaffende Kraft ertötet. Dagegen die Fähigkeit zu frischer, bildhafter, wirkungsvoller Erzählung habe ich bei meiner Sammeltätigkeit bei vielen Männern und Frauen mit Erstaunen festgestellt.

Einige Sagen, wiederum gerne die Spinnstubengeschichten, die oft eine besonders sorgfältige Durcharbeitung zeigen, nähern sich in ihrer Verknüpfung der Motive dem Märchen.

Im vorliegenden Bande wurde der Sagenschatz der Provinz Sachsen bis Wittenberg hin und der Sagenschatz des angrenzenden Sudetendeutschlands bis in den Leitmeritzer Gau gebührend berücksichtigt. Möchte

das manchen anregen, sich eingehender mit dem reichen und tiefen Volkstum unsrer deutschen Volksgenossen in Böhmen zu beschäftigen. Er wird mit tiefem Erstaunen erkennen, daß es Fleisch von unserem Fleische, Blut von unserem Blute ist, das hier ertötet werden soll. Dann erst wird jeder die Verstümmelung dieses Gliedes unsres Volksleibes körperhaft an sich selbst empfinden.

Ich erhoffe von dem vorliegenden Bande, daß er zum wenigsten beiträgt zu einer Mehrung des Wissens um die heimische Überlieferung. Aber darüber hinaus wünsche ich, daß er Teilnahme und Liebe zum heimischen Volkstum auch in denen wecke, die diesem mütterlichen Grunde ganz entrissen wurden. Mag auch der Wald mit seinen Kronen im Lichte spielen und ins Blau sich recken, sein Wurzelwerk senkt er tief in den braunen, dumpfen Boden. Und sollte unser Volk noch die jugendstarke Schaukraft in sich bergen, kahle Horizonte noch einmal mit übermenschlichen Gestalten zu bevölkern, die irren Wertesterne noch einmal zu einem das Menschliche überschattenden Gewölbe zu zwingen, dann wird und muß der Sagenschatz Baugrund sein und seine naturnahen Kräfte Baugesetz des neuen Domes. Uralte Grundhaltungen der Seele können wohl umgebogen und verfeinert, aber nimmer zerbrochen werden. Wir wollen Zerstürzendes im Fallen nicht aufhalten, aber wir wollen mit seinen ewigen Kräften unser Welthaus gründen. Ob uns dieses Glück reift, ist eine Frage der Glaubenskraft und des Willens und der unergründlichen Tiefe, deren Reichtum oder deren Armut unser Schicksal ist.

Löbau. Friedrich Sieber.



Die Geschichte und ihre Gestalten

Die Wiederbesiedlung des Ostens

Wendenkriege

Als slavische Volksstämme in die Grenzlande des karolingischen Reiches einfielen, zog Karl der Große mit Kriegesmacht gegen sie, und dabei half ihm der Riese Einheer. Der lebte zu Zwickau und trug seinen Namen, weil er alleine so viel wert war wie ein ganzes Heer. Er war ein Schwabe, gebürtig aus dem Thurgau in der Schweiz. Er watete durch alle Gewässer und brauchte über keine Brücke zu gehen, so groß war er. Sein Pferd zog er am Schwanze nach und sprach allezeit: „Nun, Gesell, du mußt auch nach!" In den Kriegen Karls gegen die Wenden mähte er die Leute wie Gras nieder, hing sie an seinen Spieß und trug sie über den Achseln wie Hasen und Füchse. Da er nun wieder heimkam und sein guter Geselle und Nachbar ihn fragte, was er ausgerichtet hätte und wie es ihm im Kriege ergangen, sagte er aus Unmut und Zorn: „Was soll ich von diesen Fröschleins sagen? Ich trug ihrer sieben oder achte am Spieße über der Achsel und verstand nicht, was sie quakten; es ist der Mühe nicht wert, daß der Kaiser so viel Volk wider diese Kröten und Würmer zusammengebracht hat." Es flohen ihn aber alle Feinde und Wenden und meinten, er sei der leidige Teufel. — Noch ein anderer Held half dem Kaiser bei diesen Kämpfen, das war Roland. Zum Gedächtnis seiner Taten im Kriege wie im Frieden haben ihm manche sächsischen Städte ein Standbild errichtet. Am schönen Rathause zu Bautzen steht es noch heute.

Der Riese Einheer

Roland

Mit solcher Hilfe gelang es dem großen Karl wohl, die Slaven sich tributpflichtig zu machen, aber als unter seinen Nachfolgern das Frankenreich in Stammesherzogtümer zerfiel und als die wilden Reiter aus den Steppen Ungarns deutsches Land verwüsteten, da erhoben sich auch die Wenden wieder. Doch als Heinrich aus dem Geschlechte der Ludolfinger zum deutschen Könige gewählt wurde, da hat er sie von neuem gebändigt.

Heinrich I. am Poltzscher See

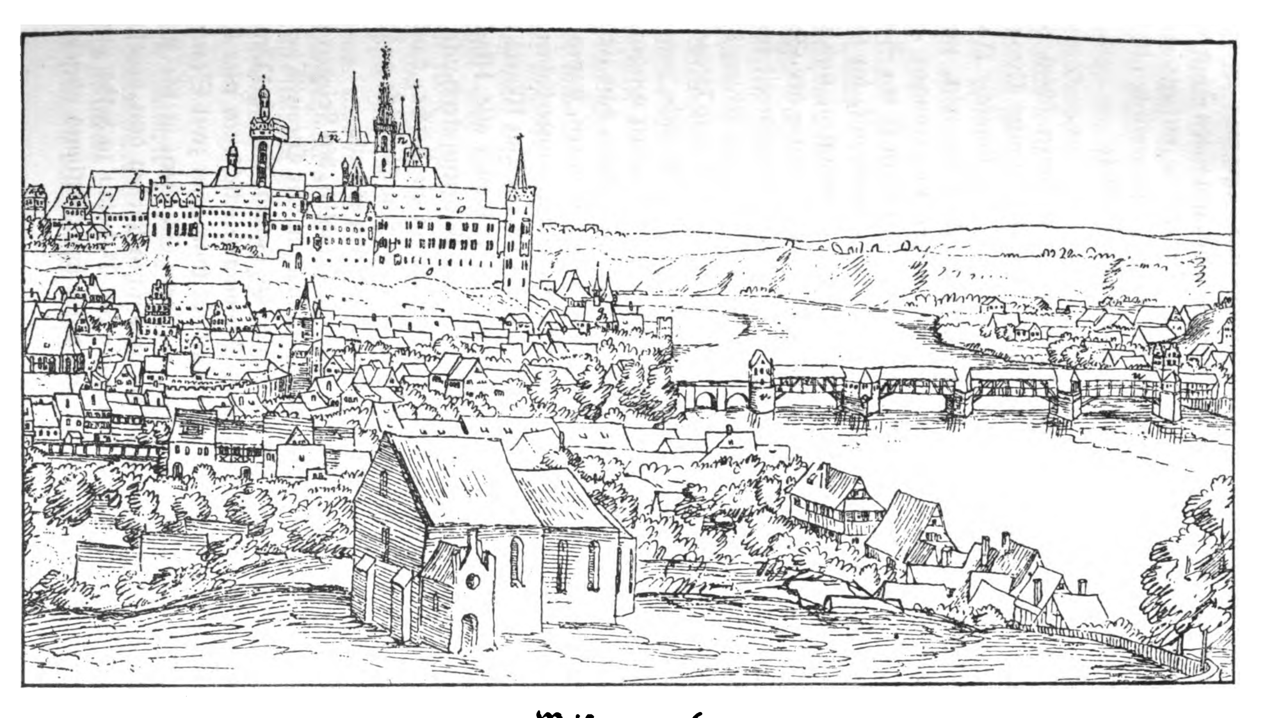
Von ihm erzählt der Merseburger Bischof Thietmar: der Knabe Heinrich, aus fürstlichem Stamm, von Herzog Otten und Hedwige geboren, wuchs in hochadeliger Tugend wie ein schöner Baum oder eine Blume daher, und als er zu seinen männlichen Jahren gekommen, zog er mit Heeresmacht in die Landschaft, die die Deutschen Daleminzi, die Slaven aber Glomaci nannten. Dort sprudelte eine Quelle, nicht über zwei Meilen von der Elbe entfernt. Die bildete einen See. Und dort zeigten sich oft wunderbare Erscheinungen. Solange holder Friede die Bewohner des Landes beglückte und der Boden die Frucht nicht versagte, war er mit Weizen, Hafer und Eicheln bedeckt. Da strömten die Nachbarn zahlreich an seinen Ufern zusammen und waren froh. Sobald aber wilde Kriegsläufte drohten, gab er durch Blut und Asche Kunde der Zukunft. Diesen Quell verehrten und achteten die Eingeborenen mehr als die Kirchen. Hierher, an dieses heidnische Heiltum, zog Heinrich und schlug die Wenden.

Wir nennen dies Wasser heute den Poltzscher See (er liegt bei Lommatzsch im Meißnischen). Noch im Jahre 1744 berichtet von ihm der Dörschnitzer Pfarrherr folgendes: Die ehemaligen und auch noch die jetzigen alten Bauern haben viel auf den See gehalten und auf sein Anwachsen und Abnehmen sehr acht gegeben. Sie meinten, wenn er im Sommer sehr anquelle, wie es vor etwa drei Jahren geschah, da er in den wärmsten Tagen fast zusehends weit über seine Ufer auf die Felder heraustrat, so bedeute es Mißjahre und teure Zeiten, wenn er aber klein würde, Mitteljahre und wohlfeile Zeit. Bei diesem See haben sich auch bisweilen, sonderlich abends und nachts, garstige Gespenster sehen lassen, die Mensch und Vieh Furcht und Schrecken einjagten.

Markgraf Gero

Das Werk Heinrichs im Wendenlande setzte sein Nachfolger Otto fort und in seinem Dienste der Markgraf Gero. Da beratschlagten die Vornehmsten der feindlichen Stämme, wie sie den Helden umbrächten, denn er war allen wegen seiner Tapferkeit und wegen seines Kriegsglückes furchtbar. Heinrich, ein leiblicher Bruder des Kaisers, hielt zu den Sorben und bestärkte sie in ihrem Vorsatze. Da beschlossen dreißig sorbische Fürsten, zusammen den Helden anzugreifen und niederzuhauen. Aber Gero erhielt Kunde von ihrem Anschlage. Und als sie bei ihm ankamen, stellte er sich, als wüßte er nichts und lud alle zur Tafel. Aus angeborener Frechheit und übermütiger Sicherheit folgten die feindlichen Fürsten der Einladung. Da ließ sie Gero bei Tafel überfallen und töten.

Und einst ward eine große Schlacht geschlagen im Lande Lausitz. Die Wenden fochten mit dem Mute der Verzweiflung. Sie traten auf die Leiber ihrer gefallenen Mitstreiter, und selbst die Schwerverwundeten



Meißen um 1620
Federzeichnung von Wilhelm Dilich, Ausschnitt

verteidigten noch, auf ihre Schilde gelehnt, den letzten Teil des heimischen Bodens. Auch Gero wurde schwer verwundet und büßte die Tapfersten seiner Schar ein, seine edelsten Ritter und seinen einzigen Sohn Siegfried. Dieser Verlust beugte ihn so tief, daß er seiner Würde entsagte, nach Rom wallfahrtete, seine Waffen auf den Altar der Peterskirche niederlegte und dem Papste Johann XII. seine Sünden beichtete.

Der Slavenaufstand

Die tapferen Weiber von Meißen

Aber alles, was das deutsche Schwert errungen hatte, schien verloren zu gehen, als die Kunde von der Niederlage Kaiser Ottos in Unteritalien (982) zu den Slaven drang. Der gesamte slavische Nordosten erhob sich im Aufruhr und blieb jahrzehntelang unruhig, zumal der Polenherzog Boleslav Chrobry die deutschen Eroberungen aufs schwerste gefährdete. Kam Mesico, des Herzogs Boleslei in Polen Sohn, so erzählt Petrus Albinus in seiner Meißnischen Landchronik, im September des Jahres 1015, um die Stadt Meißen zu belagern, und niemand unter den Markgrafen war daheim. Haben die Feinde der Stadt am heftigsten bei der Wasserburg zugesetzt, haben daselbst allbereit zween Türme angezündet gehabt, welche die Weiber in Eil und in Mangel des Wassers mit Met gelöschet. Da nun Mesico von einem nahen Berge gesehen, daß sich die Bürger so tapfer gewehret, auch daß viele von den Seinen umgekommen, hat er sie vom Belagern und Stürmen wieder abgerufen. Darauf ist die Elbe des Nachts so sehr gewachsen, daß sich die Polen besorget, sie möchten das Ihre oberm Wasser verlieren, haben sich derowegen davongemacht. Wegen dieser Geschichte und wunderlichen Errettung der Stadt Meißen hat man hernach jährlich den Tag Mariä Geburt feierlich begangen bis zu Mannes Gedenken. Kamen alle Mannspersonen auf dem Rathaus, die Weiber aber im Bürgermeisterhause zusammen, und von dannen zogen sie miteinander in die Kirche, dankten Gott und nach dem Brauche der Zeit unserer lieben Frau für solch gnädige Abwendung der Feindgewalt und baten um ferneren Schutz.

Unterwerfung durch Heinrich II.

Nach blutigen Kämpfen gelang es Heinrich II. endlich, den Frieden herzustellen und die Slaven kirr und bändig zu machen. Der Chronist berichtet: Kaiser Heinrich machte sich die Könige der Heiden, die sich Wenden nennen, so unterwürfig, daß bei seinen Krönungsfeierlichkeiten vier ihrer Könige den Kessel, in dem das Fleisch gekocht wurde, an zwei Stangen, die durch vier Ringe gesteckt waren, auf ihren Schultern in die Küche trugen. Ja, so untertänig waren die wendischen Fürsten dem deutschen Kaiser geworden, daß sie mit ihm gegen den Boleslav zu Felde zogen. Da trugen sie Fahnen vor sich her, auf denen ihre Göttinnen abgebildet

waren. Einmal packte einen deutschen Knappen der Übermut. Er durchlöcherte mit einem Steinwurfe das Bild einer solchen Göttin. Klagend zogen ihre Priester vor den Kaiser. Der zahlte ihnen zwölf Pfund Entschädigung. Als dann der starke wendische Heerhaufe bei Wurzen über die Mulde setzte, verlor er ein zweites Götterbild nebst einem auserlesenen Gefolge von fünfzig Kriegern. Das war den Wenden doch zu viel der üblen Vorbedeutung. Sie zogen in ihre Heimat zurück und beabsichtigten, sich vom Dienste des Kaisers loszusagen. Aber auf einem allgemeinen Landtage wurden sie von ihren Obersten zu ihrer Pflicht zurückgebracht.

Nachklänge der Kämpfe

Jene wilden Kampfestage zwischen Deutschen und Wenden klingen heute noch nach in den Erinnerungen dieser Völker. Zwischen Reichenbach und Lengenfeld, im Streitholze, hat eine Schlacht zwischen Deutschen und Wenden stattgefunden, so sagen die Leute. Bei Bischheim in der Oberlausitz liegt ein Berg, der Walenberg. Dort gab es zwischen Deutschen und Wenden eine Entscheidungsschlacht. Fast alle wendischen Krieger blieben auf der Walstatt. Dort hört der Wanderer, der zur Nachtzeit vorübergeht, heute noch manchmal über den Feldern ein Stöhnen und Schreien. Und der Berg schimmert blutigrot. Da sagen die Umwohner: „Die Wenden kämpfen wieder am Walenberge."

Einmal kam eine wendische Heerschar auf einem Kriegszuge gegen die Deutschen an einen breiten Fluß. Keine Furt war zu finden. Da stürzten sich drei Brüder, die Seidlitze genannt, in die Flut und untersuchten so lange das Wasser, bis sie eine Übergangsstelle fanden. Für ihre Ausdauer und für ihren Mut wurden sie zu Rittern geschlagen, und sie bekamen drei rote Fische ins Wappen gesetzt.

Nicht weit von Bautzen liegt bei Ebendörfel der Drohmberg. Dort saßen einst sieben Wendenkönige auf den mächtigen Felsen und hielten Rat, wie sie die Deutschen aus dem Felde schlagen und ihre Freiheit erkämpfen möchten. Um sie her standen die kampfbereiten Heere. Die Schlacht begann. Das war ein heißes, blutiges Ringen. Die sieben Könige wurden erschlagen, aber die Ihren behaupteten das Feld. Und sie begruben die sieben Könige mit den goldenen Kronen auf den Häuptern unter den sieben Steinen, worauf sie vor der Schlacht gesessen.

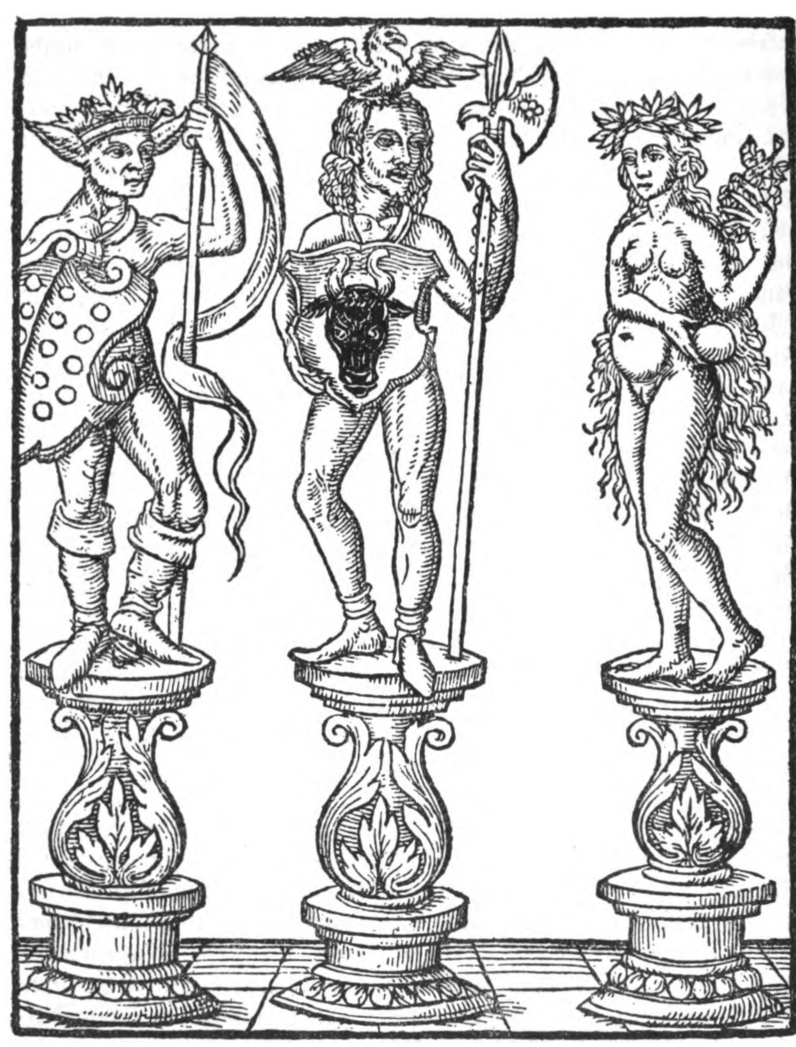
Das Kreuz wird aufgerichtet

Die Kämpfe zwischen Deutschen und Wenden wurden mit außerordentlicher Schärfe und Härte geführt. Christen und Heiden standen sich gegenüber.

Wendischer Heidenglaube

Im Innern des zweiten Geschosses des Turmes der Kirche von Zadel

Die wendischen Götzen Prome, Radigast, Siwe



Holzschnitt aus: Matheus Dreßer, Sächsische Chronik. Wittenberg 1596

bei Meißen steht, in die Wand eingemauert, ein uraltes Bild aus Pirnschem Sandstein. Auf breitem, menschlich geformten Rumpf und Hals sitzt ein löwenähnlicher Kopf mit großen Glotzaugen und weit geöffnetem Rachen, auf dessen Unterkiefer noch drei Zähne sichtbar sind. Das scheint ein Götze aus der Wendenzeit zu sein. Die älteren Schriftsteller wissen manches von heidnischen Wendengötzen zu erzählen. Sie nennen

den Radigast, den Prome, den Czorneboh, den Flins. „Flincz (oder Flyns) der Wenden abgot, stand auf einem flyns steine, als ein toder man mit einem langen mantel, hatte einen stab in seiner hant, vnd eine bornende (brennende) blase, vnd vf der lincken schulder einen aufgerichteten Leo, der sie nach irem absterben solte wider auferwecken.“ Ein Magdeburger Erzbischof mit dem Herzog Lothar, dem späteren Kaiser, soll das Flinsbild zerstört haben, das die Lausitzer Wenden verehrten. Da hebt ein altes wendisches Lied an: Flins, du stehst bei Bautzen, hoch über dem Spreegewässer... Die Stelle an den hohen Felsgebilden an den Ufern der Spree beim Dorfe Oehna heißt noch heute beim Abgott. Dort ist die Spree unergründlich, und in den Felshöhlen, über die das Wasser rauscht, ruhen unermeßliche Schätze. Ja, wenn das Wasser klar und ruhig ist, schimmert das gestürzte Götzenbild aus der Tiefe herauf. Mancher schon hat nach den Schätzen getaucht, aber keinem ist die Hebung gelungen.

In Tempeln, auf Bergen, an Quellen, in Hainen oder an Bäumen verehrten die Slaven ihre Götter. Zwischen Elster und Saale östlich von Lützen stand der heilige Hain Zutibure. Alle Anwohner der Gegend verehrten ihn göttlich und niemand wagte, einen Baum zu verletzen. Noch lange nach der Errichtung der wendischen Bistümer stand er unberührt, bis ihn der Bischof Wigbert von Merseburg, der Vorgänger Thietmars, zerstören ließ. Bei Großbuch in der Nähe des Städtchens Lausigk breitete eine uralte Eiche ihre Krone. Die stürzte am Anfange des 18. Jahrhunderts durch die Unvorsichtigkeit eines Hirten zusammen, der darunter Feuer anzündete. Der Baum hieß die Zaubereiche, weil man zur Zeit des Heidentums dort Gottesdienst gehalten hat.

Einmal trug sich an der Sorbengrenze ein sonderbares Wunderwerk zu: Das Erdreich stieg über Nacht von selbst hoch und bildete eine Meile lang einen erhabenen Wall.

Deutscher Heidenglaube

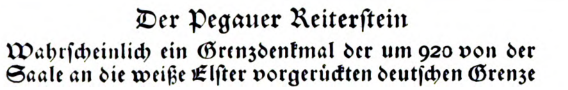
Dem heidnischen Götzendienste standen die Deutschen mit Abscheu gegenüber. Der Bischof Thietmar von Merseburg schreibt die unchristlichen Worte: „Obwohl ich nun fast Abscheu davor empfinde, dieser Heiden (Luzici) zu gedenken, so will ich doch, damit du, geliebter Leser, ihren eitlen Wahnglauben und den Götzendienst dieses Volkes kennen lernst, dir in kurzem vor Augen stellen, welcher Art sie sind und wannen sie kamen.“ Aber zur Abscheu scheint sich Furcht vor der Macht des Wahnglaubens zu gesellen: „Fliehe, mein Leser, den Verkehr mit ihnen und mit ihrem Götzendienste.“ Haftete doch bei den Deutschen selbst noch tief dergleichen alter Glaube. Kometen zeigen Seuchen und schwere Verluste an. Mißgeburten künden Pestilenz. Als einst bei Rochlitz, einer Besitzung

des Bistums Merseburg, die müden Schnitter von der schweren Erntearbeit ausruhten, sahen sie, wie aus einem frisch angeschnittenen Brote Blut herausquoll. Dies Wunderzeichen kündete künftigen Krieg. Tote kehren zahlreich wieder und verhandeln mit den Lebenden. Die Träume der Menschen sind wundersam belebt. Als Thietmar, der Bischof von Merseburg, auf einer seiner Besitzungen war, umdrängten ihn im Schlafe viele Gestalten, die ihn nötigten, aus einer vorgesetzten Schüssel etwas zu genießen. Da der Gottesmann das nicht wollte, stürmten sie solange auf ihn ein, bis er nahm im Namen Gottes des Vaters. Das mißfiel den Geistern gar sehr, aber sie dachten: Etwas ist besser als gar nichts. Der Trank schmeckte wie aus allerlei Art Kräutern gemischt, und von der Zeit an hatte der Bischof oft schlechte Gedanken, die ihn während des Gottesdienstes gewaltig störten. Ein andermal, als Thietmar auf einem seiner Güter war, sah er in der Nacht an seinem Bette einen Bischofsstab stehen, und eine Stimme rief: „Willst du die Merseburger Kirche übernehmen?" Thietmar antwortete: „Wenn Gott und der Erzbischof es wollen, ja!" Am Morgen des nächtlichen Gespräches kam Gezzo, der Propst. Er brachte zwei Briefe, die ihn aufforderten, in der heiligen Woche in Augsburg vor dem Kaiser zu erscheinen.

Die Schwierigkeiten der Bekehrung

Es war für die Jünger des Kreuzes außerordentlich schwer, die Kluft zwischen Deutschen und Wenden zu überbrücken. Nach Karl dem Großen ist es zuerst wieder Otto I., der die Unterwerfung der Wenden mit ihrer Bekehrung zum Christentum verbinden will. Das kam so: Als Otto 955 auf dem Lechfelde die Ungarn schlug, stand es während der Schlacht um seine Sache gar mißlich. Da gelobte er, daß er in den slavischen Ländern einige neue Bistümer anlegen werde, wenn ihm Gott und Christus zum Siege verhelfe. Nun waren zwar schon vier seiner acht Heerhaufen in die Flucht geschlagen worden. Dennoch gewann er zuletzt den Sieg. Otto hat sein Gelübde gehalten. Er gründete 968 die drei Bistümer Meißen, Merseburg und Zeitz. Dem frommen Gottesmann Boso aus Regensburg ließ er die Wahl unter den drei Bistümern. Boso wählte als die friedlichste unter allen die Merseburgische Kirche. Um die ihm anvertrauten Seelen um so leichter in der wahren Lehre unterrichten zu können, hatte er eine Anweisung in slavischer Sprache geschrieben. Er lehrte den Slaven das Kyrie eleison singen und erklärte ihnen den Nutzen dieses Liedspruches. Die Slaven aber verdrehten das Wort höhnisch und sangen Ukrivolsa, das heißt in deutscher Sprache: die Erle steht im Busche. Und sie setzten lachend hinzu: „Das hat Boso gesagt."

Einst hielt sich ein wendischer Bettler zu Merseburg auf. Der wollte



Der Pegauer Reiterstein

Wahrscheinlich ein Grenzdenkmal der um 920 von der Saale an die weiße Elster vorgerückten deutschen Grenze





Das slawische Götzenbild im Kirchturm zu Zadel

Aus dem Archiv des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz 1924 Heft 7/8





Bogenfeld an der Kirche zu Elstertrebnitz bei Pegau

Vor dem Heiland steht rechts ein bekehrter slavischer Bauer (gekennzeichnet durch die Gans), links ein Priester mit dem Liliensymbol

nicht glauben, so viel man auch auf ihn einredete, daß ein deutscher Heiliger einem Wenden helfe.

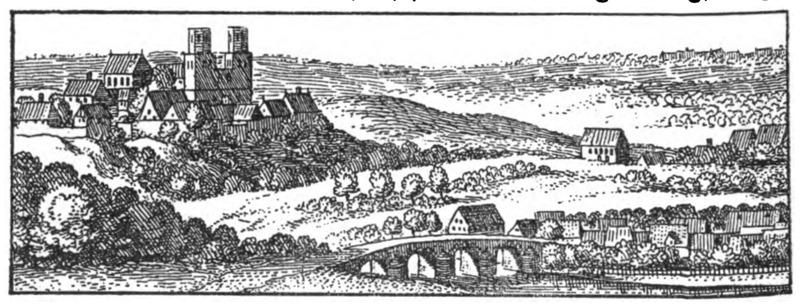
Schon viele Jahre vorher hatte im slavischen Gebiete ein frommer christlicher Sendbote seinen Tod gefunden. Es war Arn, der Bischof der Kirche zu Würzburg. Er kehrte von einem Zuge aus Böhmen heim und war in das Land Chutizi gekommen, nicht weit vom Chemnitzflusse. Er hatte sein Zelt an der Straßen, so gegen Mitternacht gehet, auf einem Bühel aufgeschlagen. Und als er Messe darin sang, ist es von den Ungläubigen umringet worden. Und nachdem er zuvor alles verrichtet, hat er sich samt seinen Gefährten, Gott dem Herrn zu Ehren, willig zur seligen Marter dargestellet. An selbem Orte werden heut zu Tage (so erzählt Thietmar) oft brennende Lichter gesehn, durch welch's Wunder auch die Wenden bewogen, sie für heilige Leut und Christi Märterer halten.

Slavische Unbotmäßigkeiten gegen christliche Sendboten und gegen christliche Niederlassungen sind noch jahrhundertelang vorgekommen. Zu Schmölln im Altenburgischen hatte Graf Bruno, der Beherrscher des Pleißnerlandes, ein Kloster gegründet. Das Kloster hatte oft Anfechtungen seitens der slavischen Umwohner zu erdulden und vermochte nur wenige von ihnen zu bekehren. Einmal, als der Abt nicht da war, begrub ein vornehmer und reicher Slave einen Verstorbenen seiner Verwandtschaft in dem geweihten Bezirke trotz des heftigen Widerstandes der Mönche. Als der Abt wiederkam, befahl er die Leiche auszugraben und zu entfernen. Aber während der Nacht kamen die Slaven und warfen die Leiche durch ein Fenster der Klosterkirche. Sie drohten dem Abte mit blu-

tiger Rache. Da gaben die Mönche ihr Besitztum auf, das 1100 Hufen umfaßte, und siedelten nach Pforta über.

Bekehrungen

Aber unablässig bemühten sich die christlichen Sendboten weiter um die Slaven. Am Hofe des Bischofs Theodoricus I. von Zeitz lebte ein junger Wende. Der war zwar ganz ungelehrt, aber er war wie sein Herr, der Bischof, ein besonders andächtiger und eifriger Anbeter der Jungfrau Maria. Die Madonna nahm dies nicht ungünstig auf, „denn Frauenzimmer bleibt Frauenzimmer," sagt der Chronist. Sie erschien eines Tages ihrem wendischen Verehrer und befahl ihm, in ihrem Namen den alten Bischof zur Erbauung eines Klosters auf dem Bosauer Berge zu ermahnen. Damit aber der Bischof der Erscheinung glaube, lehrte sie ihm das heimliche Gebet, womit der Bischof stets die der heiligen Jungfrau ge-



Kloster Bosau bei Zeitz 1650

Kupfer von M. Merian. Ausschnitt

widmeten Horen zu beginnen pflegte. Der Bischof zweifelte keinen Augenblick, als ihm der Wende die Erscheinung offenbarte und ihm sein heimliches Gebet hersagte. Ungesäumt ließ er den Berg reinigen und am Tage Mariä, der Jungfrau zu Ehren, eine hölzerne Kapelle errichten. Und im nächsten Jahre begann er den eigentlichen Klosterbau. In der Klosterkirche zu Bosau hat sich Berchta, eine Jungfrau, die ein heilig gestreng Leben geführt, vermauern lassen, und nach ihrem Tode viele Wunder getan.

Eine tief im Walde verborgene Stelle, an der Wenden christlich getauft wurden, soll am Taufsteine bei Oberkrinitz gewesen sein. Der Taufstein ist ein unregelmäßig gestalteter Granitblock, der auf der Oberfläche eine große und fünf kleinere Vertiefungen zeigt. Dort in der Waldabgeschiedenheit waren die Anhänger des Christentums sicher vor den heidnischen Priestern. In einem der Becken war das Taufwasser, in den andern saßen der Täufling und die Paten. Der Taufstein bei Oberkrinitz wird heute noch von unsichtbaren Mächten beschützt. Niemand hat das Becken vollständig ohne Wasser gesehen. Ein alter Mann erzählt, er habe einmal eines Abends als junger Bursche mit seinen Freunden das

Wasser gänzlich ausgeschöpft, doch als sie am nächsten Morgen nachsahen, war eine größere Menge Wasser im Becken zu finden als vorher, obgleich es die ganze Nacht nicht geregnet hatte. Schon oft haben sich Steinmetzen an den Stein gemacht, um ihn zu zerschlagen und zu verarbeiten, aber der „Uhämel", mit dem in der Gegend die Mütter ihren Kindern drohen, um sie zur Ruhe zu bringen, hat sie stets auf den Arm geschlagen, daß sie von ihrer Arbeit abstehen mußten. Der Taufstein wurde deshalb von allen in Ruhe gelassen, trotzdem im Wasserbecken Geld liegt.

Aber die Erfolge der Bekehrung wurden größer, als in den eroberten Landen fromme Männer erstanden, die sich dem Werke mit heiligem Eifer widmeten. Da ist als erster zu nennen Eid, der dritte Bischof von Meißen, der in dürftigster Armut lebte, barfuß wie ein Apostel predigend durch sein Bistum zog, zu Göda die Kirche baute und weihte. Eid starb zu Leipzig. Hilliward, der Bischof von Zeitz, war zur Besorgung des Begräbnisses berufen worden. Als er das Haus betrat, in dem der heilige Mann verschieden war, kamen ihm die angenehmsten Düfte entgegen. Fromme Männer

Zu größtem Ruhme hat sich der Bischof Benno von Meißen erhoben. Ihm hatte der Papst besondere Vollmacht erteilt, die Heiden zu bekehren. Und war so großer Zulauf bei seiner Predigt, schreiben die frommen Väter, daß er sich dazu einen besonderen Ort auserwählet hatte, außerhalb der Stadt Meißen, ungefähr tausend Schritte weg, in einem Tal, so man hernach das heilige Tal genennet, zwischen Aufgang der Sonnen und Mitternacht gelegen. Auff ein Zeit ward vnter dem Predigen gar ein haisser Tag / daß mennigklich vor Durst schier verschmachtet / welches der Bischoff warnamb / erhebet seine Augen mit Gebett vbersich / zu dem / welcher den Felß zu einem See / vnnd den Stain zum Brunnen gemacht / berühret mit seinem Hirtenstab die Erden / darauß alsbaldt ein frischer Brunn flosse / daß sich Mennigklich erquicken mochte. Benno von Meißen

Unter andern Wunderwerken, so GOTT durch den heiligen Bischoff Bennonem scheinen lassen / wird auch beschriben / wie er auff ein Zeit im Felde den müden vnnd durstigen Arbeitern / durch das Zaichen deß heiligen Creutz / Wasser inn Wein / verkehret: Welches sein Jung mercket / ließ sich ein Wasser bringen / vnd saget: Ich will thun wie mein Herr / da man fraget was es wäre antwortet er / ein † hat er darüber gemacht / wie ich jetzt thu: Vnnd GOTT wirket / zweiffellos ohne / durch die Verdienst deß H. Manns / vnnd vnschuldige Ainfalt des Knabens / daß auch Wasser zu Wein ward.

Item / als Benno sich einmal auf dem Felt etwas verspättet / vnd die Brucken vber die Elbe nicht erraichen kunde / hat er sich mit dem heiligen

Creutz bezaichnet, hat sich an das Wasser begeben, ist truckens Fueß darüber gangen. Das hat ein Ainfältiger Bawerßmann gesehen / so mit einem Fueder Hew ihme nachfolget / ist gleichfalls vber das Wasser ohne schaden gesetzt: Darüber jhme Bischoff Benno / als einen Freveler / hefftig gestraffet / vnd jhme verbotten / solches niemand bey seinem Leben zu entdecken.

Hatte auch Benno im gebrauch vnnd gewonhait, daß er zu zeiten im Feldt bettet / vnd heilige Ding in der still betrachtet / daran jme die Frösch in ainer Pfützen mit jrem gwagrgen sehr verdrießlig waren / derhalben er jhnen stillschweigen gebot / so sie stracks hielten: Vber ein klaines fiel jhme ein / daß geschriben steht: Die grossen Wallfisch / vnd was sich in den Wassern beweget / sollen den Herrn benedeyen: Alle wilde Thier / vnd vnuernünftig Vich benedeyen den Herrn. Also möchte etwo der Frösch plappern GOTT angenemer / dann sein Gebett seyn / hiesse sie gleich mit jhrem gewöhnlichen Gesang / Gott zu Lob / fort fahren / darauff hebten sie mit macht wider an zu schreyen / daß es in dem Feld erklunge.

Nach dem er aber deß Volks Uber, vnnd lieber vnbekannt seyn / auch GOTT dem Allmächtigen allein in der Still dienen wöllen / hat er sich auff der Gränitz seines Bißthums, im Dorff Naunborg (Naumburg) haimlich ein Kirchel / so er inn der Ehren der Hailigen Junkfrauen Marie / vnnd gantzen Himmlischen Hör / geweyhet / darneben auch ein schlechte Cell / für sich vnnd seinen Caplan / bawen lassen / die er mit köstlichen Hailthumben und Ablaß begabet / allda er stets gewohnet / ein Beschawlich absonderlich Leben geführt / vnnd gebettet / außgenommen / wann jhne sein Bischofflich Ampt anderstwohin erfordert / vnter andern hat sein Caplan inn acht genommen / befunden und bekennet / daß Bischoff Benno / offt nach seiner Andacht / vor seinen Augen verschwunden / zu Meissen dem Gottesdienst beygewohnet / vnnd zum Morgen Essen / widerumb bey jhme in der Cell gewesen sey / Ist jhme ainsten auff den Fußstapfen nachgefolget / sahe aber Fußtritte nur etliche Schritte weit in dem gefallenen Reif. Gählinge aber ergriff den Caplan ein Sturmwind / vnd ehe er sich recht vmbsähe / befande er sich hinter seinem Herrn / dem Bischoff / in der Thumb Kirche zu Meissen. Der verrichtete das Hochampt / war nach dessen Vollendung augenblicklich widerumb in seiner Ainödde. Der Caplan aber gelangte erst den andern Tag / durch mühsames Gehen / zu Naumburg an / entfinge jhn der heilige Mann mit einem scharpffen Verweiß / seines verübten Fürwitzes halber / vnd gebotte jhm / vnter der Straff des Bannes / daß er bey seinen Lebszeiten nit das gringste wolte außsagen.

Je mehr sich der heilige Benno gleichsamb verkroche / vnd der Menschlichen Gemainschaft entzohe / je mehr wolte GOTT sein Heiligkeit der Welt kundtbar machen. Da haben all die Schritt, die er ging, die Erd also furchtbar gemacht, daß sie nit allein häufiger / sondern auch weit geschwinder / die Früchte herfür gegeben. Und dieses / schreibt Emserus, hab ich nit nur allein aus Hörensagen / oder geschribenen Urkunden / sondern auß aigenem Bericht meiner Augen / indem ich solches Wunder in jener Gegend gesehen. Zu Gedau (Göda), allwo der heilige Benno auch umb das Feld / in seinem Gebet vertiefft / herumb gangen / ist eben jene frühzeitige Fruchtbarkeit handgreifflich zu sehen gewest.

Im jahr vonn Christe Geburt 1076 schriebe der Bapst Gregori / sonsten Hildebrandt / ein Concilium gen Rom auß, darauff auch Kaiser Hainrich / sich der angegebenen und beschraiten Laster zu entschütten / beruffen wardt: Entgegen erfordert der Kaiser die Bischöff / Abt und Prälaten nach Wormbs / sich mit ihnen zu entschliessen / wie man den Bapst / so ihnen viel zu heftig wäre / möchte absetzen. Bischoff Benno aber liesse sich deß Kaisers Geschefft / nicht bewegen / machte sich auff / gleichwohl nit ohne sondere Gefahr / zum Conzilium gen Rom / allda er fast angenemb war. Im auffbrechen gab er die Kirchenschlüssel zween seiner Chorbrüder vnnd Domherrn / mit befelch / im fall der Kaiser und seine Leuth verbant sollen werden / vnnd der Kirchen nicht wollten müssig stehen / sie sperren / vnnd die Schlüssel inn die Elb werfhen solten / so auch geschehen.

Da nun Bischoff Benno eine zeit zu Rom verharret, gewann er ein Verlangen nach seinem Bisthumb vnnd Kirchen. Zu seiner Ankunfft in Meissen zoge er als ein vnbekannter Pilgram inn einem offentlichen Wirtshauß ein / dann er nicht wollte / daß man jhme / mit einholung vnnd entpfangen / vil Pracht vnd Wesen auffschlagen vnnd machen sollte: Fast inn derselben Stund / hette sein Wirth einen grossen Fisch auß der Elb bekommen / den thät er auff / vnnd fande darinn den Kirchenschlüssel / so Bischoff Benno in seinem verraisen in die Elb zu werffen befolchen hette / welches alsbaldt in der ganzen Statt / auch vnter den Domherren offenbar ward / die kamen inn die Herberg / vnnd erkennten jhren Hirten / den sie mit grossen Frewden / neben vil Volcks / zu seiner Kirchen belaiteten.

Heinrich aber, ein Sohn Dedonis / Marggraff zu Meissen / so beliebt er war bey Kayser Heinrich, mit dem er aufferzogen worden / so vnabsönderlich hielte er auch zu demselben wider die Kirch GOTTes / den Pabst / und den heiligen Benno. Heinrich der Kayser achtete für nichts die Excommunication deß Papsts vnd des heiligen Benno / druckte / ver-

folgte / beraubte die Kirchen / nach seinem Belieben. Eben dises / dem Kayser zu gefallen / verübte auch Heinrich der Markgraf / vnd bereichete sich durch jene Güter / so schon vor diesem der Kayser von der Kirchen deß Benno Gottsrauberischer Weiß / hatte abgerissen. Der heilige Bischoff lage ihm offt in den Ohren / er wollte doch GOTT geben / was GOTT zugehörte / er würde mit der Zeit grosse Rechenschaft darumb erstatten müssen; aber alles umbsonst. Einstens schärpfhete er seine Ermahnung / vnnd sprach dem Marggrafen ernstlich zu. Heinrich wurde zornig / vnd weil er sich nit kunte vernünftig verantworten / ergrimmte er / vnd vngeachtet deß hohen Alters, deß grauen Haupts / der Bischofflichen Würde / versetzte er dem heiligen Mann eine gemessene Maultasch. Hierauff sprach der heilige Benno, ohne Zeichen der geringsten Rach: Heut über ein Jahr / eben an disem Tag / wird auf disen Maulstraich die Göttliche Straff erfolgen. Der Marggraf liesse die geringste Reu oder Buß nicht spühren / verlachte den Bischoff sambt seiner Weissagung. GOTT aber erfüllte / was er durch den heiligen Bischof hat vorgesagt: Dann über ein Jahr / eben an demselben Tag / weil sich der Marggraf gantz frisch vnd gesunde befand / sprach er zu seinen Räthen vnnd Hofherren: Sehet / wie deß Bischoffs Weissagung so schön überains stimmet mit der betroheten Straf. Der Tag / den er vns also schwartz gemacht hat / ist vor Augen / vnd was geschihet vns? Gemach! Der Tag ist noch nit fürüber / Die Sonn noch nit vntergangen. Ja / was sag ich? Kaum hat der Fürst dise Wort ab der Zung fallen lassen, hat ihn die Göttliche Rach überfallen. Es gedunckte ihn, der kurtz zuvor abgeleibte heilige Benno stehe mit erschröcklichem Angesicht vor ihm da / wolle ihn angreiffen / vnd zur Straff ziehen. Schreyet dererhalben mit grausamer Stimme vmb Hülff: Wehe, wehe! helfft / helfft / Benno fallet mich an! aber vmbsonst / er sancke auff seine Knye nider / vnd gab seinen Geist auff. —

Als Bischof Benno merkte, daß die Zeit seines Absterbens gekommen war, forderte er seine Domherren vor sich und sagte: „Ich will des Schutzes eurer Kirche stets eingedenk sein.“ Und dies sein Versprechen hat er treulich gehalten. Er hat seine Domherren noch nach seinem Tode als ein Vater geliebt und mit Guttaten überhäuft, sie aber auch heftig und sichtbarlich gestraft, wenn sie sich schlecht betrugen. Damit sie sich zu einem sicheren Tode bereiten konnten, ließ er jeden etliche Tage vor seinem Abscheiden einen gewaltigen Streich hören.

Markgraf Wilhelm der Einäugige war ein gar harter Herr. Er drückte das Hochstift Meißen mit Steuern und anderen Auflagen über die Maßen. Vergebens bat der Propst des Domes um Abhilfe. Da flehte er in seiner

Not den heiligen Benno um Unterstützung an. Und siehe, da erschien der Heilige dem Markgrafen im Traume und ermahnte ihn, von seinen Unbilden abzustehen. Doch „Träume sind Schäume", sagten die Räte des Herrn, und da er also in seiner Bedrückung fortfuhr, erschien ihm der Heilige zum zweiten Male und brannte ihm mit einer Fackel eine Auge aus. Nun merkte der Markgraf wohl, daß jene Erscheinung kein Traum gewesen. Er tat Buße, ersetzte den Beraubten alles und gab ihnen mehr, als sie vorher besessen.

Aber auch über das Land, in dem Benno wirkte, schwingt sein Segen mit dem Geläute einer Glocke, die er noch zu Lebzeiten weihete. Soweit ihr Klang zu hören ist, vertreibt sie Hagel und Gewitter. Undenkliche Jahre hindurch hat die Kornfelder um Zscheila niemals ein Unwetter vernichtet.

Nach seinem Tode wirkte Benno an seinem Grabmal erst zu Meißen und dann zu München gar viele Wunder. 512 werden in seiner Lebensbeschreibung ausführlich erzählt. Da schreibt der kursächsische Sekretär Petrus Albinus im Zorn: „So ist gewißlich, daß Bischoff Bennoni schuldt gegeben wird / er sey ein grosser Zauberer gewesen / dannen her viel seiner Mirakel sein / so in seines lebens beschreibung referiert werden."



St. Benno. Im Hintergrund Meißen

Holzschnitt aus: Leben S. Bennonis. München 1604

Aber Benno ist nicht der einzige Gottesmann, von dem im neuen Lande Wunderbares berichtet wird. Der erste Prior des Predigerklosters zu Pirna war Heinricus. Der hat zur Zeit seines Lebens viel mit einem Kruzifix geredet. Seine Gebeine wurden außerhalb der Tumba in einen steinernen Sarg gelegt. Doch das Kruzifix, mit dem er so viel gesprochen hatte, folgte von selbst dem Sarge auf die andere Seite des Chores und war nun wieder neben dem geliebten Toten.

Heinricus hieß auch der erste Prior zu Freiberg in Meißen. Er war eines heiligen Lebens. Vögel und wilde Tiere stunden ihm zu Gebote.

Einstmals jagte in den Wäldern, die sich um Werdau erstreckten, Bischof Egidius. Da er müde war, ruhte er sich aus und schlummerte. Da kam ein Reh, und da er gerufen: „Wer da?“ hat sich das Reh vor ihm niedergeworfen und die Läufte auf seinen Schoß gelegt. Da entschloß sich der Bischof, die Bäume zu roden und an dieser Stelle eine Stadt anzulegen, nannte sie nach seinem Worte Werdau.

Wiprecht von Groitzsch

Wiprechts Herkunft

Aber trotz des Wirkens vieler frommer Männer wäre der Kirche die Bekehrung der Slaven nicht so leicht gelungen, wenn nicht aus den mutterländischen Gauen zahlreiche Bauernscharen herbeigeeilt wären, um sich auf den weiten Ländereien niederzulassen. Schwert, Kreuz und Pflug, die geweihte Dreiheit, vollbrachten im gemeinsamen Werke die Wiederbesiedlung des altgermanischen Ostens. 1327 wurde der Gebrauch des Wendischen bei den Zwickauer Gerichten, 1424 im Meißnischen verboten. Heute leben noch etwa 100 000 Wenden als ehrwürdiger Rest eines einst mächtigen Volkes in den beiden Lausitzen.

In jenen Tagen wirkte zwischen Elster und Mulde Wiprecht von Groitzsch. Das war ein mutiger, freudiger Held, an klugem Rat und männlicher Tat allen überlegen. Und hatte ihn Gott ins Osterland geschickt, daß er ein rechtes Ostern mit sich brächte.

Wiprechts Zug nach Böhmen

Wiprecht sproß aus slavischem Blute. Aus dem Balsamerlande war er ins Osterland gekommen. Unter seinem Schutze nahm der deutsche Bauer die Länder zwischen Elster und Mulde in Besitz.

Zu Groitzsch auf dem Berge saß er gleich wie in einer Festung. Aber da er des Waffenhandwerks von Jugend an gewohnt war, zog er oft durchs Land und griff im Übermaße seiner Kraft den benachbarten Adel an. Des fürchteten sich die Herren, und sie schlossen ein Verbündnis wider Graf Wiprecht und wollten ihn unverzüglich aus dem Lande jagen. Ihr Führer war Beterich von Teuchern.



Wiprecht von Groitzsch
Grabmalskulptur in der St. Lorenzkirche zu Pegau

Wiprecht merkte, daß die Feinde stärker waren als er. Da beschloß er, der Übermacht eine zeitlang zu weichen. Er sprach zu zwei seiner Getreuen: „Stellt euch, als wolltet ihr mich verraten und übergebt euch mitsamt der Burg meinem Feinde Beterich von Teuchern.“ Und die Getreuen handelten nach seinem Willen. Wiprecht aber zog mit hundert seiner Leute zum Herzog Wratislav von Böhmen. Dort ward er mit großen Ehren empfangen, und wegen seiner Tüchtigkeit und Geschicklichkeit gewann er bei allen hohe Gunst. Bald nannte er nicht nur den Herzog, sondern alle böhmischen Herren seine Freunde.

Als er sich nun genug bekannt gemacht und alle Gelegenheit am Hofe ausgespüret, führte er mit seinem herzoglichen Wirte ein heimliches Gespräch. „Ich muß es bekennen,“ sprach er, „daß ich mich nicht genugsam verwundern kann, dieweil du ein so ansehnlicher und mächtiger Herr bist, daß du bisher hast leiden können und noch gestattest, daß dir der königliche Name entzogen wurde. Im Falle du zum königlichen Namen Lust hast, so bedenke und beherzige, daß jetzt die rechte Zeit dazu ist, ihn zu erwerben. Denn das römische Reich ist voller Lärm. Diese Gelegenheit schicket sich fein zu solchem Vorhaben.“ Als Wiprecht solche Rede vollführet, ließ sich das der Herzog gar wohl gefallen und erbot sich zur Folge.

Da eilte Wiprecht zum Kaiser, versprach ihm, er wolle ihm mit 60 Reitern helfen im Zuge gegen Welschland, wenn er ihn wiederum einsetze in seine Landschaft im Osterlande. Meldete ihm weiterhin, der Böhmerherzog werde ihm 300 Reiter unter seinem Sohne Borowimir schicken, er werde ihm 4000 Mark Goldes zahlen und der Kaiserin 30, wenn er ihn, den Wratislav, zum König kröne. Des war der Kaiser und die Reichsfürsten zufrieden, und so wurde Wratislav König in Böhmen.

Für den Kaiser Heinrich IV. kamen schwere Zeiten. Viele Fürsten hatten sich an des Kaisers Stelle Rudolf von Schwaben zum Herrn erwählet. Nicht weit von Merseburg bei Hohenmölsen und Wiederau fand die Entscheidungsschlacht der beiden Gegner statt. Wratislav und Wiprecht standen treu zu ihrem kaiserlichen Herrn. Aber er wurde geschlagen. Da führten die beiden Getreuen den Herrn nach Böhmen hinweg. Doch auch Rudolf hatte in der Schlacht schweren Schaden erlitten. Er empfing eine tödliche Wunde; dazu wurde ihm im Kampfgetümmel die rechte Hand abgeschlagen. Als er sich in Merseburg dem Tode nahe fühlte, sagte er seinen Freunden: „Ihr seht meine rechte Hand wund und verstümmelt. Mit ihr habe ich meinen Herrn Heinrich geschworen, ihn nicht zu kränken noch seinen Ruhm zu gefährden. Allein der apostolische Befehl und das Verlangen der Bischöfe hat mich verleitet, meinen Eid zu brechen und eine

Grabplatte Rudolfs von Schwaben im Merseburger Dom



Kupfer von Dethier

mir nicht gebührende Würde in Anspruch zu nehmen. Welch ein Ende ich nun nehme, seht ihr, da ich gerade an der Hand, mit der ich meinen Eid gebrochen habe, diese tödliche Wunde empfing. So mögen nun diejenigen, die mich hierzu eingesetzt haben, sehen, wohin sie mich gebracht haben, ob ich vielleicht gar von ihnen in den Abgrund ewigen Verderbens gestürzt bin." Und mit diesen Worten gab er voll schweren Herzeleides seinen Geist auf. Er wurde mit großer Pracht zur Erde bestattet.

Der Zug nach Welschland

Darnach rückte der Kaiser mit seinem Heere über die Alpen nach Welschland. Dem Wiprecht aber und dem Königssohne Boromik ging der Zug zu langsam. Sie eilten voraus und versuchten ihr Heil am Feinde. Sie verheerten die Lombardei mit Rauben, Morden und Brennen. Sie schleiften Städte und Schlösser, und was starke Leute waren, die nahmen sie gefangen und machten sie leibeigen; andere, die ihrem Meinen nach des Landes Gelegenheit kundig waren, zwangen sie durch höchste Bedrohung, ihnen die Städte und Landschaften zu zeigen, die am reichsten waren. Darnach folgete der Kaiser mit hellen Haufen, und als er vernommen, wie Wiprecht samt den Seinen hausgehalten, hat er darüber sehr gefrohlocket.

Die Belagerung Roms

Zuletzt belagerte der Kaiser die Stadt Rom gar hart. Und die Belage-

rung zog sich hin bis ins dritte Jahr. Da war das Landvolk weggelaufen, das Feld blieb unbebaut, und bald mußte des Kaisers Heer solchen Hunger leiden, als wenn es selbst belagert wäre. Da schickte Wiprecht Kundschafter aus. Die meldeten ihm, daß im nahen Gebirge viele Herden großen und kleinen Viehs versteckt gehalten würden. Unverdrossen machte sich der Recke, Mutige auf und fand es, wie ihm berichtet worden. Nun hatte das Kriegsvolk eine zeitlang gute Nahrung.

Gerade als Wiprecht von diesem Beutezug ins Lager zurückkehrte, erfuhr er, daß der Feind einen Ausfall getan und den Kaiser schlagen wollte. Das war am Tage der Himmelfahrt Christi. Da säumte Graf Wiprecht nicht. Er ließ die Fahnen fliegen. Er drang mit den Seinen mit solcher Macht dreimal durch die Reihen der Feinde, als wenn er ein Spinngeweb zerrisse. Da sah er den Kaiser, der sich ritterlich wehrte, arg von Feinden umringt. Dem Herrn war von den vielen Streichen schier die Hand verstarret. Und da ihm deswegen die Wehr entfiel, hat er Graf Wiprechten zugeschrien. Der hat ihm von Stund an sein eigen Schwert dargereicht. Und Wiprecht hatte einen gewaltigen Schild. Dessen Spitze kehrte er gegen die Feinde und jagte sie so mit wuchtigen Schlägen bis an die Mauern der Stadt.

Nach dieser Tat pflegte auch Wiprecht der Ruhe. Er hatte in seiner Schar einen Diener, der hieß Ras. Das war ein geschickter Bursche. Dem sagte Wiprecht: „Geh um die Stadtmauer. Spähe, ob du eine Stelle findest, wo wir die Mauer ersteigen können, wenn die Wachen nachlässig sind, denn die Römer sind leichtfertige Leute." Ras schlich vorsichtig um die Stadt und fand eine Mauer, wo keine Wächter waren. Schnell kehrte er um und berichtete seinem Herrn. Der nahm Leitern und einige von den Seinen, und sie bestiegen die Mauer ungestört, Ras zuerst, Wiprecht als zweiter und vierzig Mann hinterdrein. Und sie ließen es dem Kaiser sagen. Der kam mit starken Haufen herbei und zerhieb mit Äxten die Tore. Wohl machten die Römer ein groß Geschrei, warfen und stachen und wehrter sich tapfer, doch half es ihnen nichts. Also wurde Rom durch Wiprechts Witz und Kühnheit erobert.

Der Papst wollte durch die Peterskirche in das Haus Theoderichs fliehen. Da verlegten ihm die Deutschen den Weg, und so wurden die Römer in der Kirche eingeschlossen. Sie waren drei Tage lang drinnen, machten viele Ausfälle durch die Türen und wehrten sich tapfer. Sagte Wiprecht zu seinem Fähndrich: „Wenn sie wiederum die Tür öffnen, laß uns einen Balken dazwischen werfen." Und als die Römer ihr Wagstücklein wiederholten, schleuderte der Held einen schweren Balken zwischen die Flügel

des Tores. Doch da die Römer auch den Eingang noch männlich verteidigten, warf Wiprecht seinen Schild weg, den hatten die Feinde in Stücke zerschlagen, faßte das Schwert mit beiden Fäusten, feuerte die Seinen an und drang mit mächtigen Streichen in die Kirche ein. Nun erhub sich an heiliger Stätte ein schreckliches Würgen. Da floß das Menschenblut wie das Wasser in der Tiber.

Wiprecht und der Löwe

Nachdem Heinrich in Rom die Kaiserkrone empfangen hatte, zog er nach Dietrich von Berns Stadt, nach Verona, und schlug dort sein Lager auf. Es waren in seinem Zuge die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Bischöfe von Halberstadt und Münster, der böhmische Königssohn und andere geistliche und weltliche Herren. Und es kam einmal die Rede auf Wiprecht, und sie rühmten alle seinen Heldensinn und seine Tapferkeit und sagten, er sei der unerschrockenste Recke wohl auf der Welt. Der Kaiser sprach: „Ist dem also, wohlan, so lasset uns eine Probe anstellen, ob es nicht möglich ist, ihn zu erschrecken. Gehet hin zu Wiprecht und holt ihn flugs zu mir.“ Und es ging einer, ihn zu holen. Es war aber da in einem Hause ein Löwe eingeschlossen. An dem wollte der Kaiser Graf Wiprechts unerschrockenes Gemüt probieren. Und als man den Löwen losgelassen, hat er scheußlich gebrüllet, daß jedermann zu Winkel gekrochen.

Graf Wiprecht aber wußte von dem Handel nichts und schritt ruhig in den Hof hinein. Der böhmische Königssohn wollte ihn flugs warnen, aber schon kam der Löwe auf den Helden zugesprungen mit wütendem Gebrüll. Wiprecht heischte auf der Stelle sein Schwert, das sein Schildknappe hinter ihm trug, aber der treue Diener warf sich für seinen Herrn dem wilden Tiere entgegen. Da stieß der Graf seinen Knappen zurück, fiel ohne Waffen mit beiden Fäusten den Löwen an und zerzauste ihm mit seiner Riesenkraft also die Mähne, daß das Tier ganz demütig ward und bald von ihm abließ. Die Fürsten aber sahen hinter den Pfeilern versteckt dem Schauspiel zu und erstaunten über des Helden Kühnheit.

Aber Wiprecht ließ den Löwen, ging ruhigen Schrittes hinauf zum Kaiser, trat hin und fragte, was er von ihm begehre und warum er ihn habe holen lassen. Der Kaiser sprach: „Um deines eignen Heils willen, denn nun haben wir durch einen Versuch erprobt und wissen in Wahrheit, daß dir allewege das Glück hold ist.“ Das kam dem Grafen seltsam vor, und er forschte weiter. Da sagte ihm der Kaiser mit klaren Worten: „Wir haben deine Mannheit prüfen wollen.“ Das glaubte Wiprecht nicht, aber die Fürsten bestätigten es ihm. Da ward der Held zornig und brauste wild auf: „Für wen habe ich so große Mühen ausgestanden, mich und die



Wiprecht von Groitzsch
Holzschnitt aus Petrus Albinus, Meißensche Chronik
Dresden 1589

Meinen in Gefahr des Leibes und Lebens begeben? Ich habe als erster die Alpen überschritten; durch mich erlangtest du Ehre und Sieg. Nun mag ich dir nicht länger dienen. Konnte dir der Anblick meiner Kraft und Stärke im Felde nicht genug sein? Nein, es dünkt dir ein köstlicher Ding, mich um eitler Augenweide willen dem wilden Getier preiszugeben. Ich gehe hinfort zu Fürsten, die meinen Dienst besser lohnen." Also sprach der Held und ging stolz in seinen Waffen davon.

Dem Kaiser war seine Tat leid. Ja, sogar eine heimliche Furcht hatte er vor dem ergrimmten Manne. Doch der war weder mit guten Worten noch mit Geschenken zu versöhnen. Da bat der Kaiser die Fürsten und Bischöfe: „Gehet zu dem Grafen! Sänftet seinen harten Sinn! Überhäuft ihn mit Lehen und Gaben, ich will es euch doppelt wiederlohnen." Da gingen die Herren zum Grafen. Der Erzbischof von Mainz verehrte ihm eine Jahresrente von 1300 Mark Goldes, der zu Köln räumte ihm die Herrschaft Orla, die Bischöfe zu Halberstadt und Münster brachten ihm jeder 300 Mark Goldes dar. Den einmütigen Bitten der Herren gelang es endlich, den Stolzen zur Versöhnung zu stimmen. Als er sich zum Kaiser begeben wollte, eilte der ihm entgegen, bekannte frei und öffentlich, daß er sich an einem so wohlverdienten Manne, an dem dem ganzen Reiche gelegen war, vergriffen habe. Und er schenkte dem Grafen die Burg Leisnig mit vielen Ländereien zu eigen.

Wiprecht freit des Böhmenkönigs Tochter

Nachdem alle Angelegenheiten in Italien ehrenvoll geschlichtet waren, baten Wiprecht und Borwi, der Königsohn der Böhmen, um ihren Abschied. Der Kaiser schenkte dem jungen böhmischen Helden zwei breite Becher und zwei tiefe Schüsseln, er zahlte den böhmischen Kriegern allen Sold, er schenkte jedem Einzelnen zwei Kleider und zwei Schüsseln, er gab ihnen einen Brief mit an den königlichen Herrn, darinnen vermeldet, wie löblich sie sich auf dem Kriegszuge gehalten hatten.

Als Wiprecht und Borwi nach Böhmen kamen, berichteten sie vor dem Könige und den Großen, wie alles verlaufen war. Sie zeigten das Schreiben des Kaisers vor und die Geschenke, die sie von ihm erhalten. Dann faßte Borwi Wiprechts Hand und sprach: „Mein allerliebster Vater, diesen Mann empfiehlt der Kaiser deiner besonderen Fürsorge. Du wollest ihm die Dienste belohnen, die er dem Reiche und uns erwiesen hat."

Da befahl der König, dem Grafen Wiprecht einen Schild zu bringen von köstlicher schöner Arbeit, auf dem gülden und silbern Bildwerk war, dazu einen Bogen mit Köcher, den er kurz vorher vom Ungarnkönig in Verehrung empfangen hatte, und Gold und Silbers die Menge. Aber Graf Wiprecht nahm nur den Bogen und Köcher. Da glaubte der

König, der Graf wolle noch würdiger geehrt sein. Da ließ er ihm noch einen köstlicheren Schild überreichen, gefüllt bis zum Rande mit königlichen Geschenken. Und der Diener brachte ein vergüldet Schachbrett herbei mit einem Spiel, das war aus Elfenbein und Kristall. Doch Wiprecht nahm nichts als das Brett mit dem Spiel. Zum drittenmal ließ der König einen Schild mit Geschenken beladen, ein elfenbeinern Horn lag obenauf; zwanzig Rosse mit schönen, wohlgeputzten Sätteln stampften unten im Hofe. Als aber Graf Wiprecht auch diesmal nichts nahm als das Horn, wurde der König traurig, und er dachte nach, was er denn Köstliches erfinden könne, das Graf Wiprecht nicht verschmähen möchte. Da nahm Borwi, der wohl wußte, was Wiprecht wollte, den Vater bei der Hand, führte ihn zur Seite, sagte: „Gib ihm deine Tochter, meine Schwester." Des war der König froh. Und diese Gabe wies Wiprecht nicht zurück. Er nahm sie mit hohem Danke an. Die Gaben aber, die Wiprecht zurückgewiesen hatte, schenkte der König den Kämmerern seines Gastes.

Nun gedachte sich Wiprecht an denen zu rächen, die ihn einst aus seiner Grafschaft vertrieben hatten. Er überfiel sie mehreremals und trug gute Beute davon. Einstmals übernachtete er auf dem Sitze eines vertrauten Ritters. Zur Nachtzeit schlich er mit ihm nach Zeitz. Da wurde Wiprecht gewahr, daß seine ärgsten Feinde, Ezelin und Hageno, dort waren. Da kehrte er eiligst um, rüstete ein auserlesen Kriegsvolk und überfiel Zeitz unversehends. Er nahm Ezelin gefangen und ließ ihn mit siebzehn Genossen erwürgen. Hageno aber war mit seiner Mannschaft in die Kirche des heiligen Jakob geflohen. Und da sie durch keine Drohung zu bewegen waren, die Kirche zu verlassen, ließ Wiprecht das Gotteshaus anzünden. Nun kam Hageno mit seiner Schar heraus. Da ließ ihn Wiprecht blenden. Wiprechts Rache

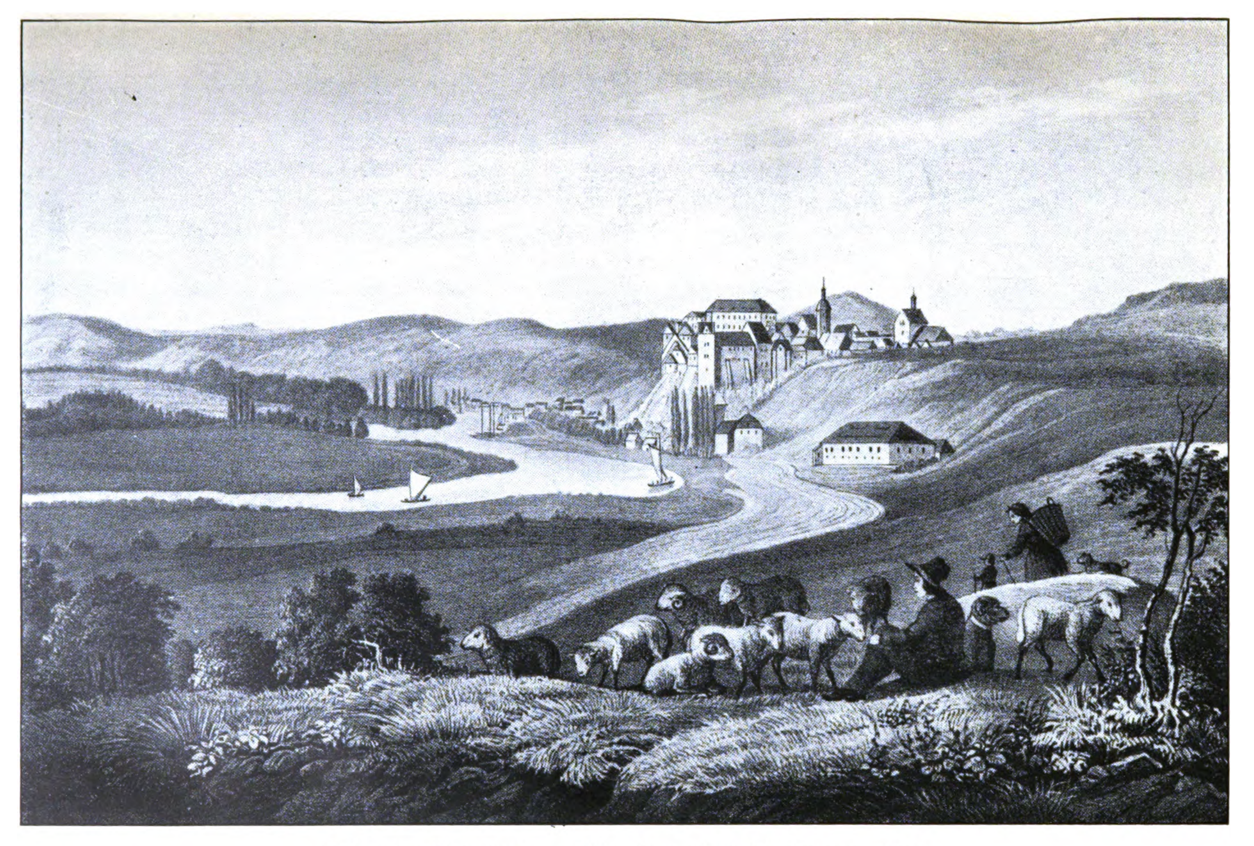
Einst griff Beterich von Teuchern, Wiprechts alter Gegner, des Grafen Kriegsvolk an. Aber Beterichs Schar wurde in die Flucht geschlagen und er selbst kam um. Da zog Wiprecht vor seine Burg Groitzsch, mahnte Hertwig und Peter, seine Getreuen, ihres Eides und ihrer Pflicht eingedenk zu sein. Die öffneten dem Herrn alsbald willig die Tore, und Wiprecht erbaute, um sicher zu sein, in seiner Burg zwei feste Türme.

Nun kam Wiprecht bei dem Adel und den Herren der Landschaft in höchstes Ansehen. Zwar sein Schwert konnte nicht ruhen. Oft noch zog er zu Felde und manche Fehde focht er aus. Aber seine schlimmen Taten lasteten schwer auf ihm. Darum begab er sich zu Hertwig, dem Erzbischof von Magdeburg, und zu Wernher, dem Merseburger Bi- Wiprecht der Büßer

schofe. Sie rieten ihm, nach Rom zu pilgern und vom Papste Vergebung der Sünden zu erbitten. Da machte sich Wiprecht eilends auf. In der Peterskirche warf er sich zur Erde, und den Ort, den er früher mit Blut besudelt hatte, netzte er mit Tränen der Buße. Danach wurde er dem Papste vorgestellt. Dem küßte Wiprecht die Füße, erzählte ihm mit großer Andacht die Ursache seine Reise und beichtete alle seine Sünden. Aber der Papst wollte ihn noch nicht lossprechen, schickte ihn weiter nach Hispanien zum Patriarchen von Compostella, und alles, was der ihm auferlegen würde, solle er tun. Dem Grafen Wiprecht war keine Mühe zu viel. So machte er sich auf mit großem Verlangen, und als er in Hispanien angekommen, erzählte er alles, was sich bisher mit ihm zugetragen. Der Patriarch sprach: „Mache deine Sünden durch Almosen gut; denn wie Feuer durch das Wasser, so werden Sünden durch Almosen getilget. Und bist du ein vermögender Mann, so baue dem heiligen Jakob die Kirche wieder auf, die du ihm verbrannteſt. Versammle dort soviel Diener des Herrn, wie du unterhalten kannst.“ Da antwortete Wiprecht: „Ehrwürdiger Vater, wenn du denkst, daß es genug ist, so will ich für sechs Mönche ein Kloster bauen lassen und mit aller Notdurft versorgen.“ Doch der Patriarch erwiderte: „Wer sparsam säet, der wird auch sparsam ernten. Wer aber mit fröhlichem Gemüte im Überflusse verschwendet, der wird wiederum reichlich empfahen. Glaub mir, sechs Brüdern allein wird es nicht gefallen. Nimm noch sechs dazu. Denn je schlimmer die Krankheit, desto stärker muß die Arzenei sein, und größerer Arbeit folgt größerer Lohn.“ Da versprach Wiprecht, alles zu vollziehen. Der Patriarch verehrte ihm ein Heiligtum, den Daumen des heiligen Jakob, gab ihm Ablaß und spendete ihm den Segen.

Zu Leisnig wurde der Pilger von allen seinen Freunden mit Freuden empfangen. Doch nicht lange hielt er sich auf, und er ritt weiter nach Groitzsch. Da kam er durch ein Dorf, Hila (Eula) genannt. Daselbst war ein armseliges Kirchlein, ganz von Holz gebaut und fast verfallen. Doch Wiprecht stieg ab, um zu beten; denn es war seine Gewohnheit, an keiner Kirche vorüberzuziehen, ohne dort Andacht zu halten. Und als sich der Graf vom Gebete erhob, siehe, da tat sich der heilige Schrein über dem kleinen Altare von selber auf, gleich einem Buche, und ein heller Glanz strömte heraus. Da erbebte das Herz des mutigen Helden vor Schrecken, und er befahl, die Wunderkirche zu erneuern.

Auch in Groitzsch wurde Wiprecht mit hellem Jubel empfangen. Gleich offenbarte er den Getreuen seine Pläne, und er hielt mit ihnen Rat, wo er in seinem Lande am besten ein Kloster erbauen möchte. Nach vielem



Die alte Stammburg Wettin an der Saale um 1840
Lithographie nach J. Fleischmann

Hin und Her wurde ein Ort bei Pegau auf dem westlichen Ufer der Elster als Bauplatz erwählt. Der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Zeitz und Merseburg weihten die Stätte. Wiprecht trug auf seinen Schultern zwölf Körbe Steine zu den zwölf Ecken der Grundmauern herbei. Dies Beispiel weckte in dem gräflichen Gefolge so frohe Lust, daß alle Hand anlegten, und so ward der Grund des Klosters nicht durch Tagelöhner geschichtet, sondern von Rittern.

Mit einem großen Feste wurde nach einigen Jahren die Weihe des Klosters gefeiert. Da erschien Frau Judith, des Böhmenkönigs Tochter, im königlichen Prunke. Sie trug eine Krone von Gold und Edelgestein, golddurchwirkt funkelte ihr Mantel und ihr weiter Rock. Aber am Ende des Festes opferte sie solchen Schmuck am Altare des Herrn.

Einstmals hielt der greise Wiprecht als Vogt des Klosters Neuwerk in Halle Gedinge. Man war den Tag über fröhlich gewesen, nun lag alles im tiefen Schlafe. Da sprang Feuer vom Herde in die Streu, auf der die Kriegsleute schliefen. Niemand erwachte, nur der Fürst. Ohne Säumen sprang er auf, halb nackend, und versuchte, das Feuer mit bloßen Füßen auszutreten. Es gelang ihm, und halb verbrannt legte er sich stille wieder zur Ruhe. Als es tagte, erkannten die Seinen, was geschehen war, und alle verwunderten sich darüber. Nun ließ sich Wiprecht nach Groitzsch tragen. In Pegau aber hielt er Rast und betete hier lange mit großer Inbrunst. Da sich seine Krankheit den ganzen Winter hindurch verschlimmerte, bat er viele geistliche Herren um Rat und Hilfe um seines Seelenheils willen. Die erkannten wohl, daß er nicht mehr genesen würde, und so rieten sie ihm, die Kutte zu nehmen. Da ließ sich Wiprecht in das Kloster zu Pegau bringen, verzichtete auf alle Händel der Welt, indem er sein Schwert übergab. Vor dem hohen Altare leistete er sein Ordensgelübde und empfing die Kutte. Mit solcher Treue und solchem Gehorsam befolgte Wiprecht die Regel, daß er weder Speise noch Trank zu sich nahm, noch seinen leiblichen Sohn vor sich ließ, es sei denn, er hatte die Erlaubnis erhalten. So blieb der Held in großer Stille und in Gehorsam bis an sein Ende.

Wiprechts Ende

Die ersten Wettiner

Neben Wiprecht von Groitzsch erhob sich in den sorbischen Marken ein Herrschergeschlecht zu Macht und Ansehen: die Wettiner. Es nannte sich von etwa 1100 an nach der Burg auf dem steilen Felsen am Ufer der Saale. Tymo, ein Graf von Wettin, soll als erster die Würde eines Fürsten als Geschenk vom Kaiser empfangen haben, und zwar auf diese Weise.

Tymo von Wettin

Dem Knaben Tymo war frühzeitig der Vater gestorben. So wuchs er unter der Obhut der Mutter auf. Einstmals am Ostertage ritt er nach altem Brauche mit seinen Altersgenossen um die Wette über die grünenden Saaten. Dabei überholte ihn ein Begleiter. Er packte den jungen Grafen und gab ihm im vollen Rennen eine tüchtige Ohrfeige. Da ging Tymo weinend zur Mutter und beklagte sich über die erlittene Unbill. Die tröstete ihn: „Sei ruhig, lieber Sohn. Ich werde dir nächstes Jahr ein besseres Pferd rüsten lassen, da kannst du Gleiches mit Gleichem vergelten.“ Und die Mutter hielt ihr Versprechen. Im folgenden Jahre, wieder am heiligen Ostertage, überholte der junge Graf Tymo auf einem sehr schnellen Pferde seinen Beleidiger, und er dachte gar wohl der empfangenen Ohrfeige, denn mit dem Schwerte, mit dem er umgürtet war, schlug er ihn nieder.

Dieses Mordes wegen konnte die Mutter den jungen Grafen nicht länger in der Heimat lassen. Sie schickte ihn zum Dienste an den kaiserlichen Hof. Dort tat sich Tymo bald so hervor in männlicher Tüchtigkeit, daß er zum kaiserlichen Hofmeister ernannt wurde.

Einst belagerte der Kaiser einen sehr festen Platz. Graf Tymo war wie immer der unerschrockene Führer des Kriegsvolkes, so daß der Kaiser beschloß: Ich will ihn belohnen und bei der ersten Gelegenheit zum Fürsten erheben. Und siehe, da kamen Boten, die meldeten: die Mark Meißen ist erledigt. Sogleich ließ der Kaiser den Grafen von Wettin rufen und belehnte ihn mit der Mark. Doch kaum war dies geschehen, erhob sich ein Lärm im kaiserlichen Lager. Die Belagerten waren ausgebrochen und hatten die Kriegsmaschinen des Kaisers verbrannt. Schnell trat Tymo, der Markgraf von Meißen, den Eindringlingen entgegen. Aber in dem Kampfgetümmel fand er seinen Tod. — Vielleicht ist es auch schon in jenen fernen Zeiten gewesen, daß die Raute ins sächsische Wappen kam. War ein junger Fürst zu Sachsen ins fremde Land verreiset, gewann zu Venedig eine Jungfrau lieb und meldete nicht, wer er sei. Durfte sie aber nicht ehelichen, wäre sonst seiner Erblande verlustig gegangen. So hat er zu guter Letzt ein Rautenkränzlein mit ihr geteilet, hat ihr zugesagt, solches zu ewigem Gedächtnis in seinem Wappen zu tragen.

Markgraf Konrad, der Große

Doch die Geschichte nennt nicht Tymo, sondern Heinrich I. von Eilenburg den ersten wettinischen Markgrafen von Meißen. Als Markgraf Heinrich starb, ließ er seine Gemahlin schwanger zurück. Die zeigte das am Grabe des Verblichenen den Anwesenden an, indem sie auf ihren geschwollenen Leib wies. Sie wußte, warum sie das tat. Nur wenn der Verstorbene einen Sohn hinterließ, blieb die Markgrafschaft ihrem Hause,

sonst war Graf Konrad von Wettin aus dem Hause Brehna rechtmäßiger Erbe. Doch ein Dienstmanne Konrads verbreitete heimlich das Gerücht: Die verwitwete Markgräfin ist nicht schwanger; sie hat ein Kissen um den Leib gebunden, so scheint sie es nur. Das erfuhr die Witwe. Entschlossen rief sie alle Dienstmannen des verstorbenen Markgrafen, ihres Herrn, zusammen, stellte sich auf einen erhöhten Platz aufgereckt in ihre Mitte. Und sie löste ihr Obergewand von den Schultern zum Geschlechte, sagte: „Prüfet selbst!" Aber nachdem sie geboren, ging ein neues Gerücht wie ein schwelend Feuer durchs Land: sie habe ein Mädchen geboren, sie habe es vertauscht mit dem Knaben einer Magd, dem Weibe eines Kochs, die in selbiger Stunde gebar. Und dies Gerede wurde immer aufdringlicher, starb nicht aus und lebte noch, als der Knabe längst Markgraf von Meißen war.

Einst kam im Lager Konrads, aus dem Hause Brehna, die Rede auf den meißnischen Markgrafen, und einer nannte ihn des Herrn Konrad Blutsverwandten. Doch da fuhr Graf Konrad zornig auf: „Der Sohn eines Kochs kann mir nicht blutsverwandt sein!" Und einer der Dienstmannen des Grafen, Hedolf mit Namen, verschwor sich am Altare des heiligen Petrus und gelobte: „Meine Kraft soll mir schwinden, mein Körper mir welken, wenn Heinrich, Markgraf von Meißen, in Wahrheit edlen Blutes ist." Als der Markgraf dies hörte, brauste er auf und flehte seine Getreuen an, ihn zu rächen. Da legten sich zwei seiner Leute in den Hinterhalt und lauerten dem Hedolf auf. Lange mußten sie warten, um seiner habhaft zu werden. Doch als er einst durchs Land reiste, brachen die Markgräflichen aus dem Verstecke hervor und griffen ihn an. Wohl sah Hedolf, daß der Angriff ihm galt, aber er hielt sein Pferd an, denn er vertraute seinem Renner, und er wollte nicht eher fliehen, als bis er die Angreifer erkannte. Aber darüber waren ihm die Feinde zu nahe gekommen, und als er seinem Pferde die Sporen gab, war es zu spät. Er wurde von den Anstürmenden gefangen, an Augen, Nase, Lippen, Zunge und Ohren verstümmelt. Nun war seine Kraft geschwunden, sein Körper verwelkt. War nun nicht bewiesen, daß Heinrich, Markgraf in Meißen, in Wahrheit edlen Blutes war?

Unterdessen hatte der markgräfliche Herr auch des Grafen Konrad böses Wort vom Kochessohn erfahren. Da brach er in des Grafen Länder ein, nahm ihn gefangen und übergab ihn der Wache im festen Platze Kirchberg. Die hielt ihn streng, legte ihn auf das eiserne Bett und quälte ihn. Doch als Heinrich, der Markgraf, starb, entkam Konrad durch Überredung seiner Wächter aus dem Lager und wurde nach wirrer Kriegsfahrt Markgraf in Meißen.

Markgraf Konrad war ein mächtiger Herr. Er wurde zum Begründer der wettinischen Macht. Er verteilte an seinem Lebensabende, den er im Kloster auf dem „lauteren" Berge bei Halle verbrachte, seine Ländereien unter seine Söhne.

Dedo, Konrads Sohn

Dem Dedo war Groitzsch und Rochlitz zugefallen. Dedo, Graf von Rochlitz, war der Großvater der heiligen Hedwig und Urgroßvater der heiligen Elisabeth. Als König Heinrich VI. nach Apulien zog, um seine Gattin Constantia heimzuführen, bat er Dedo, ihm das Geleit zu geben. Der aber fühlte sich unfähig, die Beschwerlichkeit der Reise und die Glut des Klimas zu ertragen, denn er war sehr fett und feist. Darum zog er einen Arzt zu Rate. Der wollte mit einem behutsamen Schnitt den Graf seiner Fettleibigkeit entledigen. Doch der Schnitt mißlang, und Dedo mußte sterben. Er wurde mit allen Ehren im Kloster Zschillen (Wechselburg) begraben.

Dedo, Graf von Rochlitz, hinterließ einen Sohn. Es war Konrad, Markgraf der Ostmark. Einst belagerte Konrad Lubus (Leubus), einen festen Platz seines Schwiegervaters und Verbündeten Wladislaus von Polen, und zwar tat er dies wegen der vielen Beleidigungen, die er von ihm erlitten hatte. Wladislaus aber wollte die Belagerung mit Gewalt aufheben, und nachdem er ein zahlreiches Heer gesammelt, forderte er den Markgrafen zum Kampfe heraus. Und obwohl sie sich auf einen bestimmten Tag geeinigt hatten, überschritt Wladislaus schon am Vorabende die Oder, um unversehens über den Feind zu kommen. Aber einer seiner Führer, die Supphane genannt werden, widersetzte sich ihm und mahnte: „Das, was du tust, ist Untreue!" Barsch erwiderte der Herzog: „Furchtsam bist du! Gedenke der Gefolgschaft, die du mir schuldest." „Wohl werde ich zum Kampfe eilen," antwortete der Supphan, „obgleich ich weiß, daß ich mein Vaterland nicht wiedersehe." Er hatte aber eine Wahrsagerin mit sich. Die schritt dem Heere voraus, schöpfte mit einem Durchschlage Wasser aus dem Flusse, und da es nicht herauslief, weissagte sie in diesem Zeichen den Sieg. Aber die Ankunft des feindlichen Heeres blieb dem Markgrafen der Ostmark nicht verborgen. Mit seinen Bewaffneten trat er rechtzeitig dem Feinde entgegen, und im tapferen Zusammenlauf schlug er alle in die Flucht. Die Wahrsagerin wurde zuerst getötet. Jener Supphan aber fiel männlich kämpfend inmitten seiner Schar.

Dietrich, Konrads Sohn

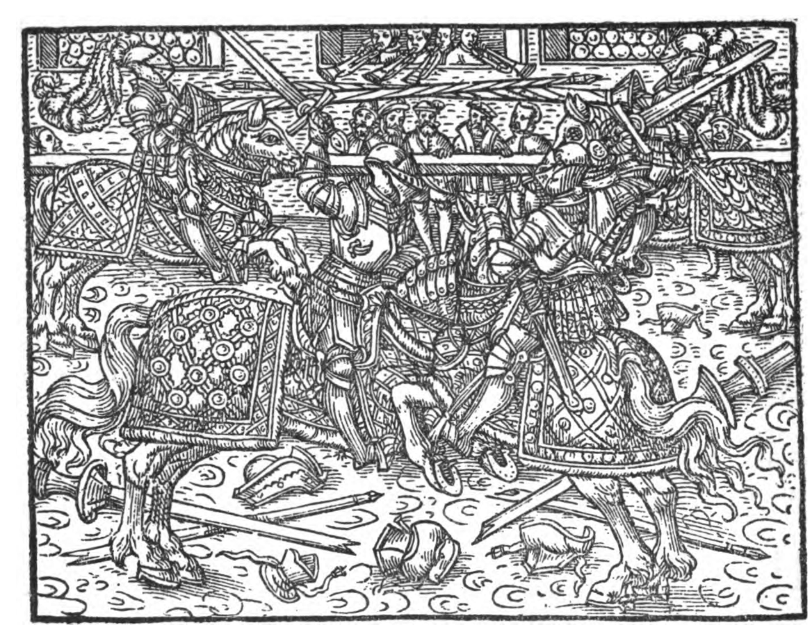
Dietrich hatte von seinem Vater Konrad dem Großen Eilenburg und die Lausitz erhalten. Er war ein gar tapferer, unerschrockener Herr und treuer Dienstmann des Kaisers Rotbart. Es war aber dazumal Krieg

in Welschland, und Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen, war dem Kaiser ungetreu, doch Markgraf Dietrich blieb, wie im Glück so im Unglück, bei des Kaisers Heer. Da ward bei Legnano eine große Schlacht geschlagen, und der Kaiser ward besiegt. Er zog nach Venedig, um Frieden zu machen mit dem Papste. Der kam gar stolz zu Roß einhergesprengt, umgeben von Erzbischöfen, Bischöfen, Fürsten und fröhlichem Volk. Und der Kaiser ging ihm vor Sankt Markus entgegen, beugte seine Knie vor ihm und hielt ihm demütig den Steigbügel. Da juckte den Papst der Hochmut. Er setzte seinen Fuß auf des Kaisers Nacken und sprach: „Auf Löwen und Ottern wirst du gehen und treten auf junge Löwen und Drachen." Und Markgraf Dietrich stand auch dabei. Er ergrimmte im Herzen über die Schmach und rief seinem Herrn zu: „Mein Kaiser, man beschimpfet deine Würde!" Mit wütender Gebärde schritt er auf den Papst los. Da erschrak der feige Welsche, und es reute ihn sein Übermut. Schnell hob er den Kaiser auf, küßte ihn in großer Hast und sprach: „Ich lasse dich nicht los, du sicherst mir denn Leib und Leben zu."

Und Dietrich hatte einen Sohn. Der hieß Konrad. Damals waren die Ritter ein kriegerisch und hochgemut Volk. Lagen sie nicht im Kriege, suchten sie in kühnen Spielen die Gefahr. Da sank gar mancher blutend auf den grünen Rasen. Darum hatte Erzbischof Wigmann von Magdeburg über alle, die an so frevlem Spiel teilnahmen, den Bann gesprochen. Aber Konrad, der Sohn Dietrichs, war ein keck ritterlich Blut, und als er in Österreich war, ritt er, trotz des Bannstrahls, ein Turnier mit. Dabei wurde er von einem Lanzenstiche durchbohrt. Kraftlos lag er auf dem Rasen. Da ging von ohngefähr ein frommer Priester vorüber. „Komm zu dem Verwundeten," baten die Freunde. Und der Gottesmann willfahrte ihrer Bitte. Da flehte der Sterbende inständig: „Nimm meine Beichte entgegen und löse mich vom Bann. Sollte die göttliche Barmherzigkeit meinen Lebensweg verlängern, so gelobe ich dir, daß ich den Bannfluch nimmer um dieser Ursache willen verdienen werde; vielmehr will ich Gott mit allen meinen Sünden versöhnen. Und damit du sichre Bürgschaft hast, so hefte mir das Kreuz an." Und der Priester erkannte die Zeichen des zerknirschten Herzens. Willig hörte er seine Beichte, legte ihm Reue auf und löste ihn vom Bann. Dann machte er ihn des Leibes des Herrn teilhaftig und zeichnete ihn mit dem Kreuze. Und als dies alles geschehen war, verschied Konrad, der Sohn Dietrichs.

Als Wigmann, der Erzbischof, erfuhr, daß Konrad im Turnier gefallen sei, schickte er Boten, den Frevler vom kirchlichen Begräbnis auszu-

Ritterliches Turnier



Holzschnitt aus: Matheus Dreßer, Sächsische Chronik. Wittenberg 1596

schließen. Wohl warf sich Dietrich, der Vater, mit seinen fürstlichen Brüdern und vielen andern Vornehmen und Dienstmannen in der Kirche zu Halle vor dem Erzbischof nieder, übergossen seine und der Kleriker Füße mit Tränen, wohl versicherten sie, daß der Jüngling vor seinem Ende Reue und Absolution und den Leib des Herrn empfangen habe, unbewegt blieb der Kirchenfürst, bis der Priester vortrat, der den Sterbenden der Heiltümer teilhaftig werden ließ. Mit feierlichem Eide bezeugte er sein Tun. Aber auch damit war dem unbewegten Sinn des Erzbischofs noch nicht Genüge getan. „Schwört mir," sagte er den fürstlichen Herren, „nimmermehr an einem frevlen Ritterspiele teilzunehmen, schwört mir, nimmer einem Heere zu gestatten, mein Gebiet zu betreten." Und erst als die Fürsten so geschworen, gestand der Erzbischof kraft seines Amtes dem Verstorbenen ein christlich Begräbnis zu. Aber noch lange wurden die Trauerfeierlichkeiten aufgeschoben, bis ein abgesandter Ritter die Zustimmung auch des höchsten Priesters überbrachte, der nach den augenscheinlichen Beweisen den jungen Ritter für einen Gläubigen erklärte.

Die Mark Meißen hatte Konrad der Große seinem Sohne Otto, der den Beinamen der Reiche erhielt, als Erbteil zugesprochen. Unter Otto kam der Freiberger Bergbau zu hoher Blüte. Sein Alter wurde getrübt durch den grimmen Zwist, der zwischen ihm und seinem älteren Sohne Albrecht ausbrach. Otto wollte gegen den Brauch Meißen seinem jüngeren Sohne Dietrich zuwenden. Doch das litt Albrecht nicht.

Otto, Konrads Sohn

Als Albrecht erfuhr, daß sein Vater einen Teil seines Geldes im Kloster zu Alt-Zella niedergelegt hatte, eilte er dorthin und forderte von den Mönchen das Geld. Es waren 3000 Silbermark, alles rechtmäßiges Gut, kein ungerechter Mammon war dabei; es waren wohl die Einkünfte des Freibergischen Bergwerks, die der Markgraf für das Heil seiner Seele der Kirche Gottes zum Vorteil übergeben hatte. Doch die Mönche antworteten dem aufsässigen Sohne: „Wir gedenken das Geld in Treue zu bewahren", und um den Schatz zu sichern, legten sie ihn in den Schrein des Altars der göttlichen Mutter. Aber Albrecht achtete die Ehrfurcht, die er einer solchen Wächterin schuldig war, ganz und gar nicht. Er öffnete den Schrein und eilte mit dem Gelde fort.

Doch sein Frevel blieb nicht ungestraft. Bald starb er kinderlos zu Leipzig, und schrecklich war sein Tod. Noch zur Zeit, da er lebte, stank er so übel, daß keiner seiner Freunde bei ihm bleiben mochte. Und als er im Sarge lag, wohl vergossen und verspündet, war niemand, der ihn heben mochte. Da war groß Betrübnis und Klagen der Seinen, mehr um seinen Gestank denn um seinen Tod.

Als Albrecht zu Leipzig starb, war sein jüngerer Bruder Dietrich im heiligen Lande. Da aber Kaiser Heinrich die Hand ausstreckte, um Meißen als erledigtes Reichslehen einzuziehen, wagte Dietrich nicht, von den Nachstellungen des Kaisers verfolgt, öffentlich ein Schiff zu besteigen. Da ließ er sich von seinen Getreuen in ein Faß verspünden und so zum Schiffe tragen, und in dem Fasse hielt er sich verborgen, bis sie die Höhe des Meeres gewonnen hatten. So kam er aus der Heidschaft heim in sein Land.

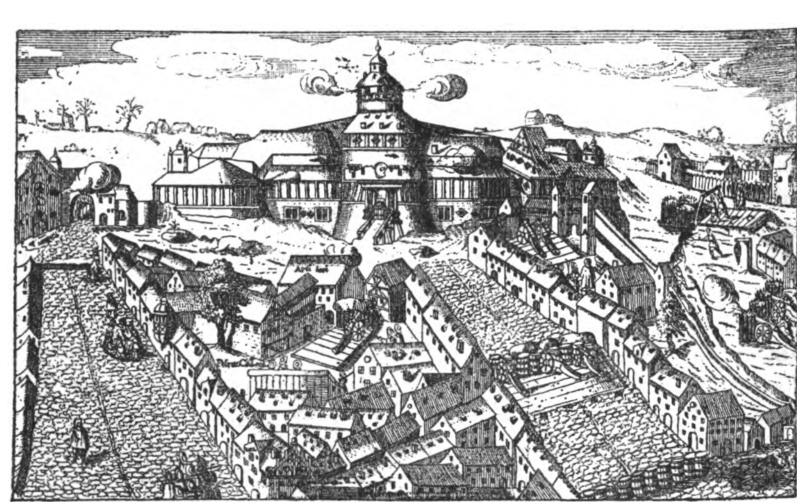
Dietrich der Bedrängte

Als Landesherr lag Dietrich in schweren Kämpfen mit Leipzigs trotziger Bürgerschaft. Als er mit Friedrich II., dem Kaiser, vor den Toren der Stadt stand, ließen die Bürger ihren Herrn nur mit wenigen Begleitern ein. Da half sich Dietrich mit alter List. Lässig und unauffällig zogen einzelne Soldaten bald durch dieses, bald durch jenes Tor und verteilten sich in die Häuser der Stadt. Es hatten aber damals in der Zeit wilder Kriegsläufte die Bürger einen Sammelplatz eingerichtet, und dorthin eilte die Wehrschaft, wenn die Schelle tönte. Da ließ Dietrich heimlich die

Glocke entfernen. Dann ließ er die Drommeten blasen mit dröhnender Kraft, und bei diesem Zeichen stürzte sich jeder seiner Soldaten auf seinen Wirt, nahm ihn gefangen und bemächtigte sich seiner Güter. So ward Dietrich Herr der Stadt Leipzig, des rechten Auges seines Landes.

Aber Dietrichs Gegner ruhten nicht, verschworen sich aufs neue und bestachen seinen Arzt mit hundert Silbermark, zahlten ihm fünfzig, sagten: „Bringe deinen Herrn um!" Da ertrank sich Dietrich im Gifttrunke den Tod. Und als der Arzt, nein, der Giftmischer, den Rest des Geldes von denen verlangte, die ihn zur Tat verleitet hatten, antworteten sie: „Geh zum Teufel, Galgenstrick. Scher dich fort Verräter, Verräter, der du deinen Herrn um Geld getötet hast. Wenn wir nicht deine Ehre schonten, müßten wir dich hängen wie einen Verbrecher!" O wehe über euch, gottlose Verschwörer, die ihr das Urteil, das euer Mund über den Giftmischer sprach, eher verdient habt als diese niedrige Seele.

Die Pleißenburg in Leipzig 1632



Kupfer

Heinrich der Erlauchte rüstet ein Turnier

Zu größter Macht und höchstem Ansehen gelangte das wettinische Geschlecht unter Heinrich dem Erlauchten. Er eroberte Thüringen in schweren Kämpfen. Danach, als er sich das Land endlich unterworfen, ließ er einen Hof ausrufen gen Nordhausen in Thüringen. Allda ließ er Gezelt aufschlagen und ließ machen einen großen Garten gar zierlich. Darinnen waren viel schöner Frauen, Ritter und Knechte. Er ließ auch einen Baum machen, der war nicht klein, mit ganz goldenen und silber-

nen Blättern, und den ließ er dort aufpflanzen. In dem Garten wurde mit allen Züchten getanzet, und danach hielten die Grafen, Herren und Ritter ein Turnier. Und so zwei zusammenrannten und beide sitzen blieben, so gab man dem, dessen Speer zerbrochen war, ein silbernes Blatt von dem Baume. Der aber einen vom Pferde herabstach und selbst dabei im Sattel fest blieb, dem gab man ein gülden Blatt als Preis seiner Tapferkeit. Und die Freude währete acht Tage. Die Kosten wären einem Kaiser genug gewesen. Und die Leute sagten: „Markgraf Heinrich kann mir seinen Schätzen das ganze Böhmerland kaufen, wenn er will.“

Albrecht der Entartete

Das eroberte Land überließ Heinrich seinem Sohne Albrecht. Der heiratete Margareta, die Tochter Friedrichs II. Aber bald gewann er heimliche Ungunst zu seinem Weibe, und zwar darum, daß er in Liebe zu einer Jungfrau entbrannte, die hieß Kunne von Isenberg. Da machte er sich an einen armen Knecht, der mit zwei Eseln Brot, Fleisch und Holz in die Küche der Wartburg zu bringen pflegte. Dem schlug er vor, er solle des Nachts über sein Weib kommen, als ob er der Teufel wäre, sie würgen und ihr den Hals brechen. Er gelobte, ihm dafür viel Gutes zu erweisen, aber sogleich mußte der Knecht schwören, das nimmer einem Menschen zu sagen. Dem armen Gesellen war bange. Durfte er doch niemand um Rat fragen. Da sprach er zu sich selbst: „Du willst handeln wie ein Schalk und wirst deines Lebens nimmermehr froh. Denn wenn auch deine Eltern arme Leute gewesen sind, so waren sie doch fromm. Eine solche Tat könntest du vor Gott nimmermehr gutmachen. Läufst du weg, so fürchtet dein Herr, du erzählst alles, schickt dir welche nach und läßt dich erschlagen. Spricht vielleicht, du hättest gestohlen. Sagst du aber, du willst es nicht tun, so läßt er dich töten, und auch die gnädige Frau ist vor seiner Bosheit nicht länger sicher.“ Mit solchen schweren und zweiflerischen Gedanken trug er sich vierzehn Tage.

Landgraf Albrecht erkannte wohl, daß der Knecht einen Verzug machen wollte und redete ihm ernsthaft zu. Da sah der Knecht, daß er nicht länger zögern konnte. Nachts ging er zur Landgräfin, fiel auf ihrer Decke nieder und sprach: „Liebe, gnädige Herrin, seid mir gnädig!“ Da sprach die Frau: „Wer bist du?“ Da nannte er sich. „Warum fliehst du zu mir und wofür bittest du Gnade?“ „Für das, was ich tun soll.“ „Du bist wohl trunken oder rasend?“ „Nein, ich bin nicht trunken oder rasend. Höret mich mit Geduld, sonst müssen wir beide sterben.“ „Eia, wie soll das kommen?“ Da erzählte er ihr alles. Da sprach sie: „Geh zu meinem Hofmeister und hol ihn!“ Und als er kam, bat die Fürstin weinend um seinen getreuen Rat. Und er riet, daß sie ihre Kleider, ihr

Geld und ihre Kleinodien nehme und fliehe. Nachdem sie alles zubereitet hatte, ging sie nach dem gemalten Hause beim Turme, wo ihre Kinder in der Hotzen lagen, nahm ihren ältesten Sohn Friedrich und biß ihn aus sehnlichem mütterlichen Herzen in die Backe, daß er sehr blutete und davon eine Narbe bekam, die er zeitlebens behielt, nahm den jungen Dietrich und wollte ihn also beißen, doch das wehrete ihr der Schenke. Und sie sprach: „Ich will sie zeichnen, daß sie an meinen Jammer und an dies Scheiden gedenken, weil sie leben."

Dann nahm sie ihre Kleinode und ging aufs Ritterhaus, von wo sie der Hofmeister mit dem Knechte, einer Magd und einer Frau, die ihr lieb war, zum Fenster hinunterließ. Noch in selbiger Nacht flüchtete sie auf den Kreinberg, und von da ließ sie der Amtmann bis nach Fulda geleiten. Der Abt des Klosters brachte sie im sicheren Schutze gen Frankfurt. Und zu Frankfurt empfingen sie die Herrin gar ehrbarlich, um deswillen, daß sie eines Kaisers Tochter war.

Aber am Morgen, nachdem die Landgräfin geflohen war, schickte der Herre einen reitenden Boten zum Markgraf Diezmann im Osterlande, seinem Bruder, und ließ ihm die Geschichte berichten. Der kam eilends zu Albrecht, denn er fürchtete, daß er um seiner Amie (Freundin) willen vielleicht die Kinder töte, wie er seinem Weibe hatte tun wollen und sprach: „Ich hab vernommen, wie es deiner Frauen gegangen ist. Wie kommst du dazu, das zu tun?" Da antwortete Albrecht: „Sie hat es lange Zeit mit einem Bouffon (Spaßmacher) gehalten. Da sie nun glaubte, ich wär' es gewahr, ist sie mit ihm weg." Sagte Diezmann: „Laß sie fahren, gräm dich darum nicht. Gib mir die Kinder, so gedenkst du um so weniger daran!" Da nahm er die Kinder mit sich, denn er hatte selber keine.

Adolf von Nassau wütet in sächsischen Landen

Als die Knaben größer wurden, wollte sie ihr Vater, nachdem er sie um die Mutter betrogen hatte, auch um ihr Land betrügen. Er verkaufte Thüringen an Adolf von Nassau. Die übrigen wettinischen Ländereien, Pleißnerland, Meißen und Lausitz, waren von diesem deutschen Könige als erledigte Reichslehen eingezogen worden. So standen Friedrich und Dietrich ohne Erbe da. Aber unerschrocken traten sie Adolf von Nassau entgegen. Der wütete grausam in Thüringen und Meißen, und der Pirnsche Mönch weiß Schreckliches davon zu erzählen. Die Schwaben und Rheinländer Adolfs ließen Mannes- und Weibspersonen entblößen und entehrten sie in allen Unzüchten, sie plünderten Gotteshäuser, sie zogen Priester vor den Altären nackt aus, raubten die Kirchengeräte, Monstranzen, Kelche und Glocken und schütteten das hochwürdige Sakrament auf die Erde. Einst kamen die schwäbischen Heerhaufen in ein Dorf des von Bichelingen.



Markgraf Diezmann
Holzstatue in der Pauliner Kirche zu Leipzig

Da fanden sie niemand drin denn eine gar alte Frau. Der zogen sie die Kleider aus und besudelten sie mit Wagenschmiere, rissen ein Bett auf und walkerten sie in den Federn, daß sie ganz rauh war und aussah wie ein Bär. Sie banden sie an ein Seil und trieben sie so vor sich her, allen Frauen zum Ärgernis, bis daß die Frau keinen Vermug mehr hatte und trotz der Schläge nicht weiter folgen konnte. Und wegen dieser Greueltaten ging von der Zeit an jahrhundertelang das Sprichwort durchs Land: Schwaben und Schaben verderben Land und Gewand.

Friedrich der Gebissene

Einmal forderte König Adolf Friedrich den Gebissenen auf, nach Altenburg zu kommen. Er sprach ihm sicheres Geleit zu. Aber als er daselbst erscheyn, so erzählt der Pirnsche Mönch, do erwackten di Schwaben einen rumor, vnd so nicht ein Burger von Freibergk (mit yhm dargekommen) wer vorgesprungen, vnd sich hette lassen czu stuck hawben, hetten yn di Schwaben siczend hinderm tische ermort, vvart in einem andirn Hause yn fremden cleidern von danne bracht, so treulosig und fridbrüchlich handelte Kunig Adolff.

König Adolf trug auch hitzige Begier zur reichen Bergfahrt in Freiberg. So kam er mit einem großen Haufen vor die Stadt und hatte viele Schleudern und Mauerbrecher bei sich. Damit belagerte er Freiberg ein Jahr und vier Monate und konnte es nicht erobern. Sein Volk erfror und verdarb vor Hunger. Ein Obrister versank mit seiner Abteilung in einem unterwühlten Berge vor dem Donatstor. Endlich aber übte ein ungeraten Kind der Stadt Verrat und sagte dem Könige, daß er durch den Münzbach in die Stadt eindringen könne. Da stürmte Adolf das Schloß Freudenstein und nahm die Stadt. Und weil er viele Bürger aus namhaften Geschlechtern enthaupten lassen wollte (mit einem Teile hat er's getan), übergab Markgraf Friedrich dem König alle seine Länder und Schlösser, daß damit seine Getreuen möchten gelöset werden, ritt ins Elend und ward genannt Markgraf ohne Land.

Einst traf er auf seiner Irrfahrt einen Hirten, der auf einsamen Felde seine Herde weidete, und sprach zu ihm: „Ich bitte dich, strecke deine Hand aus und fange mich." Der Hirte tat, was ihn der fremde Mann gebeten, ergriff einen Zipfel seines Kleides und hielt ihn, wie man einen Gefangenen hält. Da sagte der Markgraf: „Jetzt erzähle allen, daß du den Markgrafen von Meißen als Gefangenen gehalten hast." Darob erschrak der Hirte und ließ ihn frei, entschuldigte sich gar sehr, erzählte dann aber allen, was ihm begegnet war.

Ein andermal kam Friedrich, von einem einzigen Diener begleitet, in eine Schmelzhütte, in der ein Freiberger Bürger, namens Haberberger, einen

starken Block Silber abtrieb. Als er nun gefragt, wem so viel Silber zustünde und darüber berichtet worden war, hat er den Haberberger allein vor die Hütte geführt, sich zu erkennen gegeben und ihn um das Silber angesprochen. Haberberger hat ihm dies nicht allein willig zugestellt, sondern ihm auch versprochen, daß er ihm nach wenig Tagen, wenn er es geschmolzen, noch mehreres geben wolle. Markgraf Friedrich nahm es mit Dank an, und da ihm in der Folge noch mehrere reiche Bürger heimlich von ihren Ausbeuten zuschickten, warb er neues Kriegsvolk an, und mit dessen Hilfe gelang es ihm, in seinem Lande wieder festen Fuß zu fassen. Haberberger ward reichlich beschenkt und erhielt mancherlei Freiheiten.

Bald aber hatte Friedrich mit dem Biß wiederum Krieg mit seinem Vater und dem neuen Könige Albrecht I. Da ward er auf der Wartburg eingeschlossen, denn seine Gegner hielten die Stadt Eisenach hart besetzt. In dieser Not lag in den Frauengemächern sein Weib Elisabeth und gebar ihm eine junge Tochter. Als sie acht Tage alt war, konnte Friedrich die Burg nicht länger halten. Da setzte er sich mit dem Gesinde, der Amme und dem jungen Kinde selbzwölft zu Pferde, ritt nachts von der Burg und erreichte den Wald, aber nicht so heimlich, daß es nicht die Eisenacher Wächter gewahrt hätten. Die jagten den Flüchtigen nach. Und auf der raschen Flucht begann das Kindlein sehr zu schreien. Da fragte der Fürst die Amme, was dem Kinde wäre. Die sprach: „Herr, es wird nicht schweigen, ich säuge es denn.“ Da ließ der Markgraf halten, sprach: „Meine Tochter soll um dieser Jagd willen nichts entbehren, und koste es das Thüringer Land.“ Da stellte er sich mit den Seinen solange zur Wehr, bis das Kind genug getrunken.

Darnach im Jahre 1307 griffen die Fürsten Friedrich und Diezmann die schwäbischen Scharen bei Lucka an. Bürger und Bauern halfen ihnen, und so wurden die Landräuber aufs Haupt geschlagen. Da krochen die wenigen, so übrig blieben, in die toten Pferde und in die Backöfen der Bauern, versteckten sich da und retteten so ihr Leben. Und von dieser Schlacht sagten die Leute noch lange Zeit: Es wird dir gelucken wie den Schwaben bei Lucken.

Als Friedrich von Meißen endlich anerkannter Landgraf von Thüringen war, da erhub sich große Zwietracht zwischen dem Herrn und denen von Erfurt. Die von Erfurt hatten viele Dörfer von Albrecht gekauft, und die wollte Friedrich ihnen nicht lassen. In dieser Sache forderte er die Erfurter zum Gericht nach Mittelhausen. Die Erfurter kamen auch in großer, schöner Prozession, Pfaffen, Mönche und Schüler voran, mit Ge-



Landgraf Diezmann

Holzschnitt aus: C. Brotuf, Chronik. Leipzig 1606

sang und Gebet, daß sie Gott behüten solle, aber dahinter kamen die Gewappneten mit ihrem Banner, mit ganzer Macht, kamen an das Gericht also stark, daß Friedrich mit den Seinen weichen mußte.

Als Friedrich mit den Erfurtern um die Dörfer kriegte, war in der Stadt gar teure Zeit. Da verdarb unaussprechlich viel Volk. War in der Stadt Erfurt auch Albrecht, der Vater Friedrichs, und lebte in großer Armut. Wohl gaben ihm die Bürger Erfurts die tägliche Kost. Das

aber war ihm nicht genug. Er sagte zu dem, der ihm die Nahrung anwies, er solle ihm gleich doppelt oder dreifach geben. Tat der's, dann aß er alles, was für drei Tage war, gleich am ersten Tage auf und sorgte sich nicht, was er dann essen werde. So mußte er mit den Seinen oft zwei oder drei Tage hungern und schmachten. Sein Gesinde ging dann zu Freunden und Gesellen in der Stadt und aß dort zum Morgen und Abend, er aber hatte nichts als trocken Brot und Rinde.

Friedrich hatte einen Amtmann, Knaute mit Namen. Der war unter seinem Vater Albrecht Rat gewesen, gar großmächtig, daß das gemeine Volk sagte: Landgrafe untrute, das Land ist der Knute. Der war dann, als Albrechts Sache verloren war, zu Friedrich übergetreten und half ihm mit seinem Rate, glaubte aber, nun noch mächtiger geworden zu sein und im Lande schalten und walten zu können, wie er wollte. Aber Friedrich fuhr ihn deswegen hart an. Da sprach der Amtmann: „Wisset, Herre, hab ich euch dazu verholfen, daß ihr Herr im Lande geworden seid, so finde ich vielleicht auch einen Weg, euch wieder davon zu verhelfen.“ Da ließ ihn Friedrich greifen und köpfen.

Friedrich mit dem Biß wurde bei allen seinen Taten von seinem Bruder Dietrich (Diezmann) treu unterstützt. Aber in einem der Kriegszüge hatte Diezmann großes Unrecht auf sich geladen. Das war in dem Jahre, als er Pegau gewann. Da zerbrach er die Kirche und raubte alles: Kelche, Meßbücher, Kleinode, Meßgewänder. Seine Leute schütteten den Schrein aus, in dem das Heiltum lag, nahmen den Leichnam des Herrn mit ihren befleckten Händen aus dem Büchslein und legten ihn an unwürdige Stätte. Darum kam Gottes Strafgericht über den Fürsten. Im Dezember des Jahres 1307 war er auf der Pleißenburg in Leipzig, wollte hier in frommer Betrachtung die Weihnachtszeit vollbringen. Und an deme gudin fritage ging er czu der mettin vnd do man dy lichte, noch der gewonheid der heiligen cristinheid, leschete, vnder deme gesange benedictus, do quam eyn knecht by en, vnd stach eyn messir in en. Do schrey der herre obir eynen mordir vnde czu hant lif syn gesinde zcu, vn fundin den knecht mit deme blutigin messir vnder vel andirn knechtin, dy sy besahin vnde vingin en, vnde sleiftin, vnde redirtin (räderten) en, vnde wart davor mit gegluwindin (geglühten) zcangin gebrant. Vnde furtin do Margrefin Ditherichin in syn gemach zcu Liptzk, vnde her log zcu bette wol dry tage, vnde bichte, vnde hatte grosse ruwve vmme syne sunde, vnde wort bericht mit den heyligin sacramentin, dy enphing her mit grossir ynnikeyd.

Als Friedrich aber erfahren, wie es seinem herzlieben Bruder in Leip-



Grabstein von Friedrich dem Freidigen

Kupfer aus: Burchard Mencke, Scriptores Rerum Saxonicarum. Bd. II, Leipzig 1728

zig ergangen, brauste er im Zorne auf, und er gebot, daß die Leipziger, die mit so schlechter Wachsamkeit den fürstlichen Herrn umgaben, sich nimmer der Hörner zum Abblasen der Stunden bedienen durften, wie es in anderen Städten war, sondern daß der Schall eines anderen Instrumentes stets ihre Schmach verkünde. Nun zeigten die Leipziger Wächter mit Schnurren den Stundengang an. —

Markgraf Friedrich von Meißen, in Pleißen und im Osterlande und zugleich Landgraf von Thüringen, hatte seine Feinde alle überwunden und seine großen Kriege zu einem guten Ende gebracht. Nun war guter Friede überall geworden.

Da waren die Leute auf dem Lande und in den Städten froh und ergötzten sich von dem langen Ungemache, das sie in den Kriegen gelitten hatten. Da machten auch die von Eisenach am Sonnabend vierzehn Tage vor Ostern ein schönes Spiel von den zehn Jungfrauen, von den fünf weisen und von den fünf törichten. Und Landgraf Friedrich war auch dabei, sah und hörte, daß die fünf törichten Jungfrauen, die hier auf Erden mit Reue, Leid und guten Werken säumig waren, vom ewigen Leben ausgeschlossen wurden, daß Maria und alle Heiligen für sie baten, half aber nichts, und Gott wollte sein Urteil nicht wandeln. Da fiel Herr Friedrich in Zweifel, ward mit großem Zorn beweget, sprach: „Was ist denn der Christenglaube, will sich Gott nicht über uns erbar-

Die Erkrankung Friedrich des Freidigen bei einem geistlichen Spiel in Eisenach



Kupfer aus dem 17. Jahrhundert



Kurfürst Friedrich der Streitbare
Holzschnitt aus: E. Brotuf, Chronik Leipzig 1606

men um Mariä und der Heiligen Bitte willen?" Brach auf zur Wartburg, war zornig fünf Tage, konnten ihn die Gelehrten nicht belehren, daß er das Evangelium verstünd. Und danach so schlug ihn der Schlag von dem langen Zorne, lag lange zu Bette, ehe er starb.

Friedrich hinterließ einen Sohn, der hieß auch Friedrich, wird mit dem Beinamen der Ernsthafte genannt. Und da er gar zu gern gewußt hätte, wie es um seines Vaters Seele stünd, da ließ er es untersuchen von einem Meister der schwarzen Kunst. Der offenbarte, daß des Gebissenen Seele im Segefeuer litte, tief im Grunde unter dem hintersten Turme der Wartburg.

Die Wettiner und das Vogtland

Friedrich der Ernsthafte hinterließ vier Söhne. Die führten die Herrschaft gemeinschaftlich. Sie verbanden sich mit Karl IV. von Böhmen, um gegen den Reußen von Plauen zu ziehen. Der hatte Schlösser und Städte genommen, dem Königreiche Böhmen gehörig, und wollte sie nicht wiedergeben. Und im Lande derer zu Meißen und Thüringen hatte er oft geraubt und in ihre Gerichte eingegriffen. Da nahmen die Meißner und die Böhmen des Reußen feste Schlösser. Der glaubte, seine Vögte hätten ihn verraten, hätten dem Könige für Geschenke die Burgen geöffnet. Darum lud er alle zu sich, trieb sie allesamt in eine Scheune und brannte das Geniste an, so daß alle Vögte darin elendiglich umkamen.

Als Ernst und Albrecht, die Prinzen, von denen wir gleich hören werden, die Herren im Lande waren, belagerten sie wiederum Schloß und Stadt Plauen. Die Sache war die: Der von Plauen folgte seinem Weibe und nahm den Edelleuten und Mannen unverschuldet wider Gott und Recht ihre Güter. Aus den Herrensitzen machte er Viehhöfe und Schäfereien, sprach: „Das ist mir nützlicher für Käse und Butter als daß Edelleute darauf sitzen!" Als aber Ernst und Albrecht Plauen genommen hatten, da entbehrte der Plauener und sein Weib Vieh, Milch und Käse gar sehr, aber die Edelleute blieben hinfort unbedränget.

Der Bruderkrieg

Friedrich der Streitbare wurde 1423 zum ersten Kurfürst im Hause Wettin erhoben. Harte Zeiten brachte der Bruderzwist zwischen seinen Söhnen, dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmütigen und dem Landgrafen Wilhelm III., über die sächsisch-thüringischen Lande. Die Brüder hatten ihre Länder geteilt. Nach dem Vertrage gehörte die Stadt Freiberg beiden zugleich. Dadurch kam die Stadt in große Kümmernis, denn zwei Herren, die einander befehden, durch Treuschwur zugleich untertan sein, das ist gar ein schlimmes Ding.

Im Jahre 1446 kam Kurfürst Friedrich mit starker Heeresmacht nach Freiberg, hielt auf dem Markte Lager mit seiner Ritterschaft und ließ

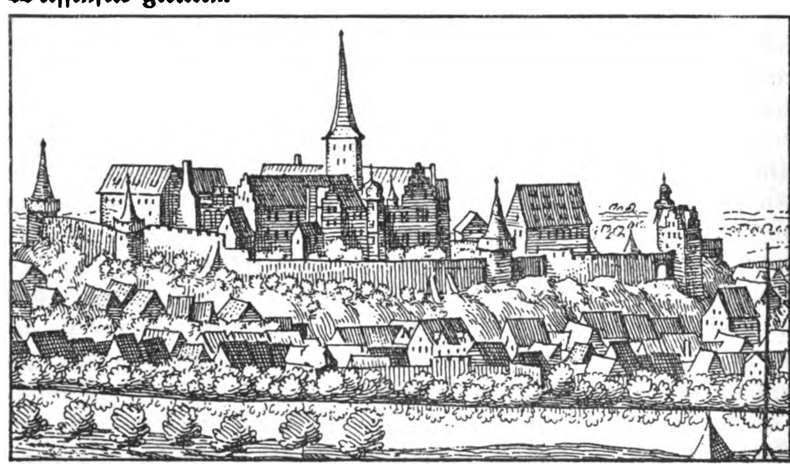
durch einen Herold ausrufen, „daß der Rat und die Bürgerschaft bei Verlust Gutes und Lebens ihm allein huldigen, seinen Bruder verschwören und wider denselben ihm zu Hilfe tun sollten.“ Da gingen die Herren des Rates zusammen und hielten voller Ängsten einen Rat, was zu beginnen sei, und konnten nichts Erfreuliches ersinnen, denn entweder sie mußten den Treuschwur am Herzog Wilhelm brechen, oder die Stadt war der Zerstörung durch den Zorn des Kurfürsten Friedrich gewärtig. Also waren sie in großen Nöten, wählten aber dennoch das beste Teil. Als der Herold zum dritten Male rief, gingen sie barhäuptig, je zwei und zwei, vom Rathause auf den Markt, und jeder trug seinen Sterbekittel am Arme, und traten vor den Kurfürsten, um den seine Ritter einen Kreis geschlossen hatten. Nikol Weller von Molsdorf, der Bürgermeister, aber nahm das Wort und sprach: „Wir und die ganze Stadt sind so bereitwillig als schuldig, Euch, unserm gnädigsten Herrn, untertänigst zu gehorsamen, und ist uns gegenwärtige Trennung unserer beiden Fürsten ein herzliches Leidwesen. Aber weil wir dem Herzog Wilhelm, Euerem Bruder, mit gleichen Pflichten verhaftet und solcher von ihm noch nicht entlassen sind, also auch mit gutem Gewissen keinem Teile Schaden zufügen können, so bitten wir um Gottes willen, Ihr wollet uns doch dabei lassen und zu keinem Widrigen zwingen. Wenn es nicht gegen den Bruder ginge, so wollten wir gern Leib, Ehre und Gut für Euch zusetzen; aber dafern Ihr, was Gott verhüte, in uns dringen wollt, so gedenken wir lieber zu sterben, als uns in solche Seelengefahr zu stürzen, und ich will gern der Erste sein und mir meinen alten, grauen Kopf abhauen lassen!“ Durch diese Rede erweicht, warf der Kurfürst sein Roß herum, ritt zu Wellern, klopfte ihm auf die Achsel und sagte freundlich: „Nicht Kopf weg, Alter! nicht Kopf weg! Wir bedürfen solcher ehrlicher Leute noch länger, die ihr Eid und Pflicht also in acht nehmen!“ Hierauf lobte er die Treue der Stadt und ermahnte die Ratsherren und Bürger, darinnen zu verharren und furchtlos zu sein, denn er stehe gern ab von seinem harten Begehren. Ist geschehen zu Freiberg, der alten getreuen, der frommen und freien Stadt.

Herzog Wilhelm hatte wilde böhmische Söldner in seinem Dienste. Die kamen nach Oederan. Dort plünderten sie die Kirche, zündeten Pechkränze an und wollten damit das Gotteshaus niederbrennen. Doch als die Söldner mit flackernden Kränzen an die Kirchtür kamen, trat ein adeliges Fräulein heraus, Hertha von der Planitz. Hoch hielt sie in ihrer Hand das Marienbild vom Altare, hielt es dem Feldhauptmann mit den Worten entgegen: „Halt ein, du Gottloser, diese Heilige wohnt in der Kirche und wird dich bei ihrem Sohne verklagen. Ich trage sie

zurück in ihr Heiligtum und werde mich mit ihr verbrennen lassen!" Da stutzte der Feldhauptmann. Er ließ die Pechkränze wegtragen und befahl, das Edelfräulein mit seinem Marienbilde zu verschonen.

Ließ sich die Zeit — so erzählt der Schirmenitzer Pfarrherr Laurentius Faust — ein Rachgieriger Kriegßman bey Friderico angeben, / do es ihm gefiele, / so wollte er seinen Bruder Wilhelmum des ersten antreffens erschießen und den Sachen damit abhelffen, / das hat ihm Fridericus mit ernst verboten / und gesagt / Er solte schiessen, wen er wolte, allein seinen lieben Bruder solte er leben lassen. Wie solche treuhertzige wort Wilhelmus erfahren / ist ihme sein Hertz darvon zur sanfftmuth und gegentreu bewegt worden / hat alsbald / ohne vorwissen seiner Räthe / ein freundlich gesprech mit seinem Bruder zu halten begeret. Als sie nun im Felde / nicht weit von Leipzig / zusammen geruckt und die Helmlin auffgeschlagen / haben sie nach freundlicher und brüderlicher unterredung einander die Hende gegeben und sich mit den Armen umbfangen / sich versünet und einander bestendigen frieden zu halten / auch stete lieb und treu zu bezeigen / zugesagt. Sind auch alsbald beysammen blieben und miteinander nach Weissenfels geritten.

Das alte Schloß in Weißenfels a. d. Saale



Kupfer von M. Merian. Ausschnitt

Der Prinzenraub

Der Bruderkrieg hatte in den sächsisch-thüringischen Landen gar übel gewütet. Eine Folge der ordnungslosen Zustände nach dem Bruderkriege ist der Prinzenraub. Der Prinzenraub ist ein wirkliches Geschehnis, 1455 zu Altenburg vorgegangen, aber das sächsische Volk hat an dem Ereignis so herzlichen Anteil genommen, hat es liebevoll mit sagenhaften Einzelzügen ausgeschmückt, hat die große Haupt- und Staatsaktion so

oft auf seinen Puppentheatern gesehen, daß die Geschichte auch hier erzählt werden soll.

Wir wöll'n ein Liedel heben an,
Was sich hat angespunnen,
Wie's im Pleißnerland gar schlecht war bestallt,
Als syn jung'n Först'n g'schach groß Gewalt
Durch den Kunzen von Kauffungen, ja Kauffungen.

Kunz von Kauffungen war ein erprobter und wohlverdienter Kriegsmann im Heere des Kurfürsten Friedrich. Es geschah ihm aber, daß er vor Gera in die Hände der Feinde fiel. Da er die Freiheit über alles liebte, zahlte er ein Lösegeld und wurde frei, dachte, mein Kriegsherr wird mir die Lösesumme wiedergeben. Doch der sagte: „Du hast mir nicht wegen des Lehens oder als Landsasse gedient, sondern wie ein Söldner um Geld. Darum bezahle selber." Da wurde der Ritter Kunz zornig, drohete: „Ich werde mich nicht an deinen Leuten rächen und erholen, sondern an deinem eignen Leib



Das Schloß in Altenburg um 1650

Kupfer von M. Merian. Ausschnitt

und Blut!" Doch der Kurfürst war ein sanftmütiger Herr, schlug auf die wilde Rede ein Gelächter an und sagte: „Mein Kunz, sieh, daß du mir die Fische in den Teichen nicht verbrennst!" Doch da sich Kunz immer wilder gebärdete, fiel er in Ungnade und wurde des Landes verwiesen. Da wandte er sich nach Böhmen, wie es die meißnischen Edelleute in einem solchen Falle immer zu tun pflegten. Dort sammelte er bald einen Anhang gegen den Kurfürsten um sich und schmiedete in aller Heimlichkeit seine Pläne.

Der kursächsische Hof wurde damals zu Altenburg im Osterlande gehalten. Im Juli 1455 reiste der Kurfürst nach Leipzig. Das gab ein bestochener Koch, Schwalbe mit Namen, dem Kunz zu wissen. Der traf in der Nacht mit 35 Reitern und 10 Fußknechten in Altenburg ein, erkletterte die hohen Mauern mit Hilfe des Kochs auf Garleitern, die er bei Callnberg gefertiget, und drang in das Schlafgemach der jungen Herren. Da wacht

von dem Getümmel Herzog Ernst auf, das vierzehnjährige Herrlein, ruft in seiner großen Angst das alte Hoffräulein, das er von Jugend an gewöhnt: „O Bule, Bule, Kunz von Kauffung ist da und will uns erwürgen. O saget es der Frau Mutter, daß sie uns helfe!" Doch die konnte nicht kommen und auch die Diener konnten nicht kommen, denn Kunz und seine Gesellen hatten vorerst alle Gemächer von außen verschlossen. Da schrien die jungen Herrlein, zitterten und zageten. Kunz aber tröstete sie, sie sollten nur fein stille schweigen und willig folgen, so wolle er ihnen kein Leid tun. Dann ergriff er den Herzog Ernst als das ältere Herrlein, befahl seinem Gesellen, dem Wilhelm von Mosen, den Herzog Albrecht nachzubringen. Aber der war unter das Bett gekrochen, und Wilhelm von Mosen führte ein falsches Knäblein fort, den Grafen von Barby, der mit den hohen Herren erzogen wurde. Aber Kunz merkte bald den Irrtum, ging wiederum über den Schloßhof in die Kammer und holte den rechten Herzog. Da war die Kurfürstin durch das Lärmen wach geworden, erkannte vom Fenster aus den Ritter und schrie: „Lieber Kunz, tue nicht so übel an mir und meinem Herrn. Es sollen alle deine Sachen noch gut werden!" Aber der hat sich an die sehnliche Bitte der Mutter ganz und gar nicht gekehrt, sondern beide Fürsten davongeführt und den Raub mit seinen Gesellen auf diese Weise geteilet: Er selbst hat den jüngern Herzog Albrecht behalten, dem von Mosen und Schönfels hat er den andern gegeben.

Nun war auf dem Schlosse zu Altenburg ein groß Heulen und Wehklagen. Und unter den Hofleuten ist groß Schrecken und Furcht entstanden,



Kunz von Kauffungen und die zum Raub verwandte, noch jetzt auf dem Schloß befindliche Leiter

Kupfer aus: J. F. Gast, Geschichte des Prinzenraubs. Zwickau 1823 u. W. Schäfer Prinzenraub Dresden 1855



Gefangennahme von Kunz von Kauffungen durch die Köhler
Kupfer von M. Rößler aus: W. Triller, Der sächsische Prinzenraub. Frankfurt 1743

denn mancher unter ihnen hatte seinem Amte nicht treulich nachgelebt. Und ist dem Kurfürsten mit eilender Post gen Leipzig die Tat zu wissen getan worden. Und die Hofleute haben nicht länger gesäumt, sind ausgeritten und haben den Sturmschlag in allen Städten und Dörfern angehen lassen. Da sind die Glockenschläge wie Wind durchs Land gelaufen und haben das ganze Land rege gemacht. Sind auch den tollkühnen Rittern nachgegangen und zu ihren Ohren gekommen.

Kunz von Kauffungen hatte das junge Herrlein auf ein Handroß gesetzt, führte ihn durch Nacht und Nebel stracks nach dem Lande Böhmen zu. Als sie in die Gegend von Elterlein gekommen, ist es Mittag gewesen, und das Herrlein hat gar großen Hunger und Durst verspüret. Hat gesagt: „Wenn ich nicht Essen und Trinken habe, so muß ich krank werden und kann nicht weiter." Solches besorgte sich Kunz auch, weil er ihn von Mitternacht bis Mittag auf einem ziemlich harttrabenden Rosse geführt hatte. Deswegen behält er nur einen Reiter bei sich, schickt die andern voraus, und will dem jungen Herrn in Mangel andrer Speise Erdbeeren brechen. Indem nun Kunz und das Herrlein also Beeren pflücken, kommt ein Köhler zu ihnen. Der sieht, daß Kunz ein Panzerhemd an hat und ein Roß an der Hand führt, auch daß der Knabe schön, zart und adeliger Gebärde ist. Deswegen dünkte es ihm, es müsse nicht recht zugehen, und fraget trotzig, wie es der Wäldler Brauch ist, von wannen er mit dem Knaben komme und wohin er mit ihm hinaus wolle. Darauf antwortet ihm Kunz, es sei ein böser Bube, der seinem Herrn entlaufen, den müsse er wieder heimbringen. Wie sie aber ein wenig miteinander fortgehen, fällt Kunz in dem Gestrüpp von Beerensträuchern, darinnen er mit seinen langen Sporen hängen blieb, und konnte wegen der schweren Rüstung und weil er das Roß nicht wollte fahren lassen, nicht bald wieder aufkommen. Da er nun also liegt, spricht das Herrlein heimlich zum Köhler: „Ich bin ein Fürst von Sachsen, mache mich los, mein Vater soll dir's wohl vergelten." Sobald der Köhler solches vernommen, hat er auf Kunzen mit seinem Schürbaum losgeschlagen und hätte ihn wohl abgedroschen, wenn nicht das Herrlein für ihn gebeten hätte. Da ist Kunzens Geselle geflohen, aber des Köhlers Hund ist so laut geworden, daß des Köhlers Weib aus dem Kohlkram herbeigelaufen ist, um zu sehen, was da wäre. Und da sie denkt, es sei ein Räuber, gibt sie alsbald ein Zeichen, wie es bei den Wäldlern üblich ist: Sie schlägt mit einem Zschörper oder großem Messer auf eine Holzaxt. Hierauf laufen alle Köhler zusammen, kommen mit ihren Äxten und Schürbäumen, nehmen Kunzen gefangen und führen ihn mit sich in einen

Kohlkram. Dort geben sie dem Herrlein klares Wasser und schwarzes Brot, bringen den Kunz und das Herrlein zum Abte von Grünhain.

Da ist es durch das ganze Land froh erschollen, daß man den jungen Fürsten wiederhabe. Und auch Kunzens Spießgesellen, der von Mosen und der von Schönfels, haben die Nachricht in ihrem Verstecke gehört. Sie hielten sich im Walde bei Schloß Stein an der Mulde unterm Schneeberg verborgen. Da haben sie in ihrer Angst an den Hauptmann von Zwickau geschrieben. Wenn er ihnen bei dem Kurfürsten Gnade erlangen wolle, daß sie Leibes und Gutes könnten gesichert werden, so wollten sie den andern Herrn auch freiwillig wiederbringen. Der hat ihnen beides zugesagt. Da sind sie zum Herrn Veit von Schönburg auf Hartenstein gegangen und haben den Prinzen eingeliefert. Da ist ein Frohlocken im ganzen Lande gewesen, als die Herrlein wieder gen Altenburg gebracht wurden. Da wurde ein großes Freudenfest gehalten und in allen Kirchen öffentliche Danksagung getan. Und der sächsische Hof machte eine Wallfahrt nach der Ebersdorfer Kirche bei Chemnitz, und der Kurfürst ließ daselbst die Kleider der beiden jungen Herrlein, so sie bei ihrer Entführung angehabt, wie auch des Köhlers Kittel und Kappe, aufhängen. Aber während der jubelnde Festlärm durch das Land ging, verlor zu Freiberg ein erprobter und wohlverdienter Kriegsmann, Herr Kunz von Kauffungen, durch den Scharfrichter auf öffentlichem Markte sein Leben.

So geht's, wer wider die Oeberkeit
Sich unbesonnen empöret;
Wer es nicht meynt, der schau an Kunz'n:
Syn Kop thut zu Freyberg noch 'runer schmunz'n
Und jedermann davon lehret, ja lehret!

Vom Bergbau

Vom Freiberger Bergbau

Einst fuhr ein sächsischer Fuhrmann von Halle nach Böhmen. Er hatte Salz geladen. Denn obgleich Böhmen aller Dinge die Fülle hat, so hat es doch kein Salz. Doch Halle hat solches in Überfluß. Dort ging das Sprichwort: Bringst du Holz, so kriegst du Salz. Als der Salzführer in das Gebirge kam, sanken die Räder seines Frachtwagens tief ein, und als er sie wieder herausarbeitete, fand er in einem Wagengleiße ein Geschiebe gediegenen Glanzes. Weil es so schön gleißend und schwer war, warf er es auf den Wagen und nahm es im Wiederkehren mit sich gegen Goslar. Da wurde es von den dortigen Bergleuten probiert und im Silber viel reicher als der Goslarische Glanz und Bleischweif be-

Bergleute bei der Anlage eines Bergwerks. Links ein Wünschelrutengänger



Holzschnitt aus: G. Agricola, Bergwerkbuch. Frankfurt 1580

funden. Darum machte sich ein Teil der Bergleute auf und zog nach dem böhmischen Gebirge. Dort haben sie Gänge ausgerichtet, eingeschlagen und geschürft; sie haben Kübel und Seil eingeworfen, in Eil etliche Röschen getrieben und damit die Gebirge verstollet und das Wasser verschroten. So haben sie ohne Hindernis gebaut und im Lande zu Meißen das Bergwerk erst rechtschaffen rege gemacht. Dort, wo sie sich niederließen, erstand die Stadt Freiberg.

Die Freiberger Bergwerke gaben reiche Ausbeute. Da kam solcher Glanz und Reichtum in die Stadt, daß unsre Urväter sagten: Wenn Leipzig meine wäre, so wollt ich's zu Freiberg verzehren. Von diesem Glanze legt die große Kunst der Goldenen Pforte am Freiberger Dome heute noch lebendiges Zeugnis ab. Als die Freiberger den Dom mit Kunstwerken zierten, trat ein Meister mit seinem Gesellen in einen Wettbewerb, wer die kunstreichste Kanzel ersänne. Und sieh, der Gesell übertraf den Meister. Der wurde zornig und erschlug seinen geschickten Gehilfen. Die Kanzel des

Gesellen steht heute noch im Freiberger Dome, kunstreich als Tulpe gestaltet.

Aber der reiche Segen hatte die Freiberger übermütig gemacht und zu sehr den Freuden der Welt zugetan. Zwischen dem Vorwerk Stretten und Erbisdorf waren in der Mitte des 14. Jahrhunderts wohl an die fünfzig fündige Zechen. Auf zwei dieser Zechen waren Häuser, in denen man Bier schenkte. Dort kamen die Freiberger Bergleute an Feiertagen zu Reigentanz und anderen Lustbarkeiten zusammen. Einstmals war bei einem der Trinkhäuser wieder großer Tanz. Nun war aber auf einer anderen Zeche ein Mensch krank geworden, also daß man den Priester zu Erbisdorf holte mit dem Sakramente. Und der Priester mußte an diesem Tanze vorübergehn. Aber niemand unter den Tänzern und Zuschauern gab dem Sakrament eine Ehre. Nur der Lautenschläger fiel auf ein Knie, auf dem andern schlug er seine Laute weiter. Aber kaum war der Priester vorüber, da tat der Schacht sich auf, und die Erde verschlang alles, Tänzer und Tänzerinnen, Beisteher und Zuschauer. Nur der Lautenschläger stand inmitten des gähnenden Grundes allein auf einem Berglein. Da reichten ihm herbeigeeilte Leute Leitern und Stangen und halfen ihm herüber. Und kaum hatte er festen Grund betreten, so fiel auch das Berglein ein. Oft haben die Freiberger hernach versucht, die Verfallenen zu bergen. Denn sie hatten viel Geschmeides von Silberwerk an sich: silberne Gürtel mit Glöcklein, Täschel genannt, und ander Kleinod mehr. Aber was man am Tage gewältigt, ist des Nachts wieder eingegangen. So hat Gott nicht haben wollen, daß sie sollten gefunden werden. Es ist wohl zu besorgen, daß sie in den Abgrund der Hölle gefallen sind. Die Zeche hat den Namen Mordgrube erhalten. Hernach wurden alle Bergwerke geringe, und ist von der Zeit an 150 Jahre lang nichts Nützliches erbaut worden. Die Geschichte ist in der Kirche zu Erbisdorf gemalt gewesen, doch das Regenwasser hat das Bild ausgelöscht.

Das Erzgebirge wird fündig

Bei allem seinem Reichtum war der Freiberger Bergbau nichts als eine Vorblüte der großen und bewegten Zeit, die von 1440 etwa bis 1540 über das Erzgebirge kam. Damals wurden zahlreiche Zechen fündig. Da zog das Gebirge abenteuerlustige und erfindungsreiche Männer aus weiter Ferne an. Schöne, wohlhabende Städte entstanden in kurzen Zeiträumen.

Einst brannte ein Köhler in den Wäldern, wo heute Altenberg liegt, einen Meiler. Als er die Kohlen ausstieß, fand er Zinn darin. Das hatte der Zwitter (das ist Gestein, in dem Erz eingeschlossen ist), durch die große Hitze gezwungen, von sich gegeben. Da schlug man an dem Orte



ein und traf einen gewaltigen Zwitterstock. Nun entstand in kurzer Zeit die Stadt Altenberg.

Ein Zwickauer Bürger zog mit einem Würzladen durchs Land und verdiente sich so seine Nahrung. Da kam er am Schneeberge in einen alten Schurf. Dort war eine schöne Gilb und Bräune in der Dammerde. Darum stellte er zwei Arbeiter an, die für ihn gruben, lohnte sie aller vier Wochen ab und zog indessen mit seinem Krame herum. Die Arbeiter fanden bald eine „gänßkötige" Bergart (die ist grünlich von Farbe, dem Gänsekote gleich), und brachten am Lohntage ihrem Herrn etliche Handstücke gen Zwickau. Der ließ sie bei einem Goldschmiede probieren. Der Goldschmied sagte: „Bring mir mehr von den Dingern, so will ich dir schöne silberne Becher daraus machen." Nun schlossen sich mehrere Bürger von Zwickau und anderen Orten zusammen und bauten weiter. Da wurde das Erz so mächtig, daß sie das Silber nicht mehr vermünzen konnten, sondern kuchenweis oder in ganzen Blöcken austeilen mußten. Nun wurden Hütten neben den Zechen gebaut, und wo die Hütte hinkam, wurde das Holz geschlagen. „So hat denn mein lieber Vater seliger in einem solchen Haus gewohnet, dessen Stubenholz auf demselben Orte gewachsen war", erzählt der kursächsische Sekretär Petrus Albinus.

Der Traum zeigt an

Einst erschien einem Bergmanne nachts im Traume ein Engel. Der sagte: „Geh in den dicken Wald zu dem Baume, den ich dir jetzt zeige. Dort wirst du ein Nest mit güldenen Eiern finden." Und als der Tag kam, ging der Bergmann in den dicken Wald und fand den Baum. Aber wie er auch in den Zweigen und im Wipfel suchte, das Nest fand er nicht. Da stieg er gar traurig aus dem Gezweig. Alsbald erschien der Engel wiederum vor ihm, sagte: „Schlag an dem Baume ein, so wirst du das Nest mit den güldenen Eiern wohl treffen." Da ist der Bergmann dem Befehl des Engel gefolgt, hat geschürfet, hat einen reichen Silbergang entblößet. Sind von allen Orten und Enden viel Fremde gekommen, das neu von Gott bescherte Glück zu sehen. Ist die Stadt Annaberg an diesem Orte entstanden.

Einem armen Bergmann zu Preßnitz, der unter dem Gnadenbilde an der Dörnsdorfer Straße schlief, das die Himmelskönigin mit dem Kinde darstellt (das Kind hält gar anmutig Erdkugel und Szepter in seinen Händchen), rief die Himmelskönigin im Traume zu: „Wach auf, öffne die Erde unter deinem Haupte!" Das tat der Bergmann, und er förderte an jener wundersamen Stelle viel edles Erz zu Tage.

Der Zufall

Oft ist der glückhafte Zufall der Wegweiser zu fündigen Gebirgen geworden. Ein Fischer, der unterhalb Buchholz fischte, stirlte mit einer

Stange am Ufer. Da brach ein Stück der Uferböschung ein und legte eine grünliche Bergart bloß. Der Fischer mutete den Gang, und dieser Stollen, der Fronleichnamsstollen, brachte ihm 400000 Güldengroschen.

Einst ging ein Grünhainer Pater zu der Kapelle im Walde, um dort die Messe zu lesen. Es war ein heißer Tag. So setzte er sich nieder, um zu verkühlen und auszuruhen. Aber im Niedersetzen berührte ihn etwas von hinten so unsanft, daß er vor Schmerz laut aufschrie. Er untersuchte den Boden und fand einen starken Zacken gewachsenen Silbers, der drei Zoll lang aus der Erde hervorstand. Um die Stelle sicher zu bezeichnen, zog er seine Kutte aus und legte sie darüber. Dann eilte er im vollen Laufe nach Grünhain zurück und erzählte seinen Fund dem Abte. Bald wurde an der Stelle ein Bergwerk angelegt, das lange Zeit gute Ausbeute gab und noch jetzt die Kutte heißt.

Eine Magd, die auf dem Neustädter Feldern bei Schneeberg Gras holte, hieb mit der Sichel einen Silberzahn ab und brachte ihn nach Hause. Geyersche Bergleute trafen in der Gegend von Joachimsthal den ersten Gang in der Wurzel eines Baumes, den der Sturm am Bache umgeworfen hatte. Bei Graupen in Böhmen wuchs eine Zinnrute aus der Erde und wurde von einem Hirten gefunden. Bei Arletzgrün (Joachimsthal) hinter dem Galgenberge mäheten die Schnitter mit dem Getreide einen Zahn lauteren Goldes.

Alle diese Sagenbildungen beruhen auf der Vorstellung: das Erz wächst. „Derhalben, so heißt es bei dem Bergprediger Mathesius, halten wir's gerne mit denen / so da zeigen / daß gestein und ertz wachse noch heutigen tages / daß gemüntzte gülden nach einem Meien regen an der Sonnen / oder so sie unter der Erde vergraben seyn / schwerer und wichtiger werden." Und bei diesem seinen Wachstum gehen mit dem Erze Veränderungen vor wie bei allen natürlichen Wesen. „Aus einem guckguck wird ein sperber oder habicht / aus einer Schlange ein Drach / wenn sie eine schlange verschlingt / aus einer raupe ein Meikefer / und aus einem kefer ein zweifalter / aus einem holtz ein stein. Daher nehmen Bergleute ihre gedancken / daß sich auch die bergarten und ertz in der erden verändern / oder verwandeln / und werden vor jahr zu jahr besser und güldiger / biß sie gedigen / oder zu ihrem stillstand und vollkommenheit gebracht werden." Darum sagten die Bergleute, trafen sie Wismut in den Gängen: „Wir sind zu zeitig gekommen, daraus wird erst Silber." Fanden sie zerbröckende Eisenknollen, da klagten sie: „Wir sind zu spät gekommen, das war Silber."

Und wie ein natürlich Wesen nicht von sich allein aus wächst, son-



dern der Zeugung bedarf, so auch das Erz. „Wenn ein gang oder geschick das andere veredelt, und sie rammeln und begatten sich miteinander / oder wie die Bergleut noch natürlicher hiervon pflegen zu reden / da wird der gang besamet / und seine frucht wächst und nimmt zu. Denn unser Gott hat auch wollen seinen ehestand / und vermischung der gänge mitten in der erden haben / wie man auch solches in kräutern und bäumen gewar wird. Und zwar wenn es ohne den schweren fluch were / den Gott umb Adams fall dem menschen auffgelegt / da er auch die erden umb der sünde willen verflucht / hielt mans dafür / daß alle gänge fündig weren worden / und daß die Metall zu Tage ausgewachsen weren / wie noch bißweilen geschicht."

Manchmal haben Tiere das Erz zu Tage gebracht. Am Schneeberge entblößte ein Pferd durch Scharren eine „Gilbe". Ein andermal trat eine Kuh gediegenes Silber aus. Bei Bärringen wühlte ein Bär Zinngraupen von ungewöhnlicher Größe hervor.

Andere Anzeichen

Mitunter gaben andere Anzeichen Kunde von neuen Anbrüchen. In den Wäldern bei Johanngeorgenstadt lag ein Vogelherd. Dort wurde drei Tage nacheinander von früh bis gegen Mittag Geläute gehört. An der Stelle schürfte man, fand reich und nannte das Bergwerk „Glockenklang und Vogelsang". Im Jahre 1491 brannten um den Pöhlberg lichterloh Bergwitterungsflammen. Das sah aus, als ob ein ausgestreutes Pulver plötzlich aufloderte und verlöschte. Das Feuer zeigt die Ausgänge, Klüfte und Luftlöcher der Metalladern an, ist im Erzgebirge gar gemein und an vielen Stellen beobachtet worden. Bei Rochlitz in der Mulde waren viele Molche. Das hielten die fremden Bergleute für ein sicher Anzeichen des Erzes. Sie gruben auch Stollen und senkten Schächte, zogen aber bald weiter, denn das Geschrei der Joachimsthaler Funde schallte durchs Land, und sie sagten: „Ins Tal, ins Tal, mit Mutter, mit all!"

Prophezeiungen

Als die Zechen so reich fündig wurden, da standen im Gebirge Propheten auf und kündeten die Zukunft des Bergbaus. Anno 1471 hat Peter Rosenkranz, ein Mönch im Kloster Grünhain, dem Herrn Abt von vielen und mancherlei Sachen gesagt. Ein Bergwerk würde am Bärenstein aufkommen, würde einen langen Bestand haben und viel Ausbeut geben. Es läge da ein ganzer Stock Erz, ein Gang eines Wagens breit im Streichen; könnt es nicht aussagen, wieviel er sähe. Und wenn es die Zeit geben würde, daß es sollte aufkommen und offenbar werden, so würde eine Zeche an der anderen stehen, bis über die Waschleithe hinauf, und wer nur einen Kux davon hätte, da würde er und seine Kindeskinder Nahrung davon ha-

ben. Der dürre Merten in Komotau prophezeite in der Mitte des 16. Jahrhunderts: Auf einer Wiese, die ein Kessel von drei Seiten umschließt, ist ein großer Schatz verborgen, der Jahrhunderte hindurch Menschen und Geschlechter ernähren wird. Dort wurden später Alaun- und Schwefelerze gefunden. Und der Klausner Johannes Niavis, der in der Einöde wohnte, wo heute Mariasorg liegt, sagte dem Joachimsthale die große Zukunft voraus.

Wunderbare Geschichten wußten auch die Leute im Lande zu erzählen. Sie sagten: das Schloß zu Rochlitz steht auf Marmelstein, der Rochlitzer Wald auf lauterem Golde, der Rochlitzer Galgen auf Silber. Vom Scheibenberge erzählten sie, daß sich in seiner Mitte eine goldene Säule erhebe. Und im Fichtelgebirge ging die Rede, daß man manche Kuh mit einem Stein werfe, der besser sei als die Kuh. Der Herzog Albrecht von Sachsen, der treue, hochberühmte Held, hat erfahren, daß an dem Gerede der Leute Wahres ist. Als er 1477 auf der Zeche St. Georg zu Schneeberg anfuhr, speisete er mit seinen Räten auf einer großen Stufe gediegenen Silbers, sagte dabei: „Unser Kaiser Friedrich ist zwar gewaltig und reich. Ich weiß aber doch, daß er jetzo keinen solch stattlichen Tisch hat." Und dieser Tisch gab nicht weniger als 400 Zentner reines Erz.

Als so große Schätze im Gebirge gefunden wurden, da strömte das Volk in die Wälder wie zu einer Wallfahrt. Und die Städte, die entstanden, prunkten im Bürgerstolze mit ihrem Wohlstande. Gebäude wurden mit viel Zierheit und Herrlichkeit aufgerichtet, geräumige Kirchen köstlich und werklich geformt, mit reichen Heiltümern begabt, die in Gold und Silber gefasset waren. An hohen Festtagen taten die Gotteshäuser sich auf, und die Heiltümer wurden von der Priesterschaft im prunkvollen heiteren Zuge freudenreichlich umhergetragen. Das Leben in den Bergstädten

Das ganze Jahr hindurch zog sich die bunte Kette der Feste. Am Fastnachtsdiensttage wurde die Bergpredigt gehalten. Da ließen sich die Bergleute mit Drummeln und Pfeifen in die Kirche führen und ebenso wieder heim. Nach dem Gottesdienste zog ein Teil vor die Häuser und sammelte Speise: Eier, Wurst, geräuchert Fleisch. Andere warben eine Dienstmagd zur Fastnachtsbraut und baten die Jungfern zum Tanze. Alle Gebetenen mußten sich mit Geld lösen. Das wurde zum Bier genommen, und auf dem Rathause ward öffentlicher Tanz gehalten. Dabei wurde gegessen, getrunken, gesungen.

Am Aschermittwoch hielten die Bergleute verschiedene Spiele. Da brachten einige einen Ochsen. Das waren aber zwei Männer, in diese Tiergestalt vermummt. Der vorderste trug einen großen Topf auf dem Kopfe.

Nun kamen die andern herbei und schlugen auf den Ochsen ein, bis er umfiel. Einem Böttcher aus Preßnitz ist es übel dabei ergangen. Da schlugen die Metzger zu tief ein, daß der Preßnitzer für tot liegen blieb.

Andere aber machten das Ochsenspiel nicht mit. Die brachten zwei wilde Männer, einen in Reisig und Moos, den andern mit Stroh umwickelt, und führten sie als Gefangene auf den Gassen einher. Darnach aber auf dem Marktplatze schossen sie nach den Wilden, und die tummelten sich unter den Leuten und bespritzten die Zuschauer mit Blut aus Blasen, die sie bei sich trugen. Endlich brachte man die Wilden auf Brettern ins Wirtshaus, pfiff eins dabei gar artig auf den Bergledern und war lustig, solange das Bier währte.

Zur Sommerszeit zogen die Junggesellen der freien Bergstadt Annaberg in zierem Putze auf den Anger, übten sich im Springen, Ringen, Pikenschwingen und Kugelwerfen mit Lust und Gewinn. Die Jungfrauen aber schossen auf einem andern Platze nach einem Ringe, tanzten und sangen schön in Gegenwart der Eltern und vieler Zuschauer. Dann kriegte die Höflichste ein Kränzlein, das sie mit einem Wohlleben (Convivio) lösete.

An anderen Tagen wiederum, das war im ganzen Meißnischen Obererzgebirge Sitte, ließen sich die Bürger mit Harnischen und Sturmhauben wohl verwahren und auf die Pferde heben, renneten darnach zwei und zwei mit Stangen, vorne mit gedrehten Knöpfen, auf einander zu, und wer heruntergestoßen wurde, mußte zahlen, ein halbes oder ein ganzes Faß Bier. Die Freiberger Bergleute zogen am 22. Juli hinaus nach dem Hungerborne, um hier ihren Streittag in aller Pracht zu feiern. Da dürfen wir uns nicht wundern, daß bei soviel Lustbarkeiten die gemeine Rede ging: Wenn einer vom Himmel in ein gut Stück Landes fallen sollte, möchte er in die meißnischen Bergstädte sich wünschen, oder wenn ein alter Bergreihen singt:

Mancher Mann hat verlassen
Sein Handwerk und desgleich,
Liefen auf allen Straßen,
Zu sehen das Bergwerk reich.
Kam auf Marienberg mit Schalle
Viel mancher fremde Mann;
Gott wolle erfreuen alle!

Die Frommen aber, die das bewegte Leben der Bergstädte sahen, murrten ob der Lustigkeit, die dort herrschte, und die Taboriten nannten den Kuttenberg tief in Böhmen wegen seines reichen Bergwerks des Antichrist Taschen.



Bergleute beim Zerkleinern der Erze

Holzschnitt aus: G. Agricola, Bergwerkbuch. Frankfurt 1580

Von den Bergherren

In jenen Tagen wurde mancher arme Mann über Nacht ein großer Herr, mancher Reiche dagegen verbaute sich und kam an den Bettelstab. Er vertraute zu sehr dem Spruche: ein Bergmann weiß seines Gutes kein Ende.

Ein Bergherr hatte den Müntzersberg und Rothvogel bei Joachimsthal stark belegt und in die 500 Taler darinnen verbaut, und weil er ziemlich begierig und bergsüchtig gewesen, hat er alle Tage gehofft, ist mit eingefahren und hat die Kirche darüber versäumt, ist nicht von der Stelle gekommen und ließ sich die Lebensmittel durch die Bergleute zutragen. Da er nun nicht das geringste Zeichen zum Erz gehabt und nicht ein Äuglein überfahren, hat er einen Kristallseher holen lassen. Da guckte er in dessen Zauberspiegel, und als die Bergleute am Montage wieder anfahren wollten, sagte er ihnen: „Ach, ach, welch ein Gut liegt da, aber es ist noch

nicht reif und mir nicht beschert. O daß ich diese Kunst zuerst hätte gebraucht, so hätt' ich meine 500 Taler noch. Aber sie sind weg, und ich habe nichts mehr zu verlohnen. Geht heim, liebe Bergleute, laßt andere versuchen, vielleicht haben sie besser Glück."

Der Zauberspiegel oder der Barill, wie ihn der Bergprediger Mathesius voll heiligen Zornes nennt, muß damals bei den Bergleuten sehr in Gebrauch gewesen sein. Denn immer wieder warnt der Prediger seine christlichen Bergmänner vor diesem Teufelsblendwerk. „Untersteht sich doch auch der Teuffel ein Messer und Markscheider zu seyn / damit er GOTT und seinen rechtschaffnen und natürlichen künsten / ihren ruhm nehme / und die leute von Gott abziehe und verführe. Denn das kann dieser tausendkünstler auch / weil er ein geist ist / der weder raum gibt noch nimmt / und siehet und fähret durch einen gelligen stein / daß er in einem baril oder spiegel / darein ein Jungfräulein / knab oder schwanger Weib sehen muß / seine Teuffelsleute fragen lässet / wieviel noch zwischen zweyen gegenörtern auff einem stollen sey. Ich habe leute gekennet / die haben in einem spiegel gesehen / daß ein klein schwartz Männlein mit einem stäblein gemessen / und darauff soviel lachter gefunden / ehe sie den Durchschlag zusammen gemacht.

Darum ihr Bergleut: bey Teuffeln und wahrsagern rath fragen und in den Barill sehen / darnach ein Gebäude anstellen oder auff gespenst und und des Bergmändels gerümpel kux bauen / ist christlichen leuten nicht zu rathen. Denn es gibt auch die erfahrung, daß auff des alten Boxrichters und anderer zauberer und berillen- oder Kristallseher rat und anweisung / wenig ausgericht ist / viel kennet ihr / die darüber zu bettlern und zu sünd und schand sind worden."

Die Herren von Römer

Zu den angesehensten Bergherren gehörten die Herren von Römer in Zwickau. Ihr Ahnherr war ein armer Eseltreiber. Dem war das Glück hold, und bald wurde er also mächtig reich, daß in seinem Hause die Silberkuchen wie Stücke Blei übereinanderlagen und täglich immer neue auf Schleifen auf der Silberstraße nach Zwickau geführt wurden. Zu jener Zeit stand in Zwickau eine Münze, und täglich wurde dort gemünzt. Weil aber des Silbers damals zu viel gewesen, hat dieser Römer (war ein gar kleines Männlein) zu sich gesagt: „Wohl ist ein reicher Mann wohl auch ein armer Mann, weil ich mein Silber nicht einmal gemünzt haben kann." Darum ist er bei sich darüber zu Rat gegangen und hat drei Lastwagen mit Silberkuchen beladen und beschlossen, dieselben nach Nürnberg zu führen, wo ein sehr reicher Rat sein sollte. Als er nicht weit von dieser Stadt war, sind ihm etliche Kaufleute begegnet, welche er gar ein-

fältig gefragt, ob sich der Markt auch wohl anlasse. Aber die haben ihn verlacht und gesagt: „Dieser alte Narr kömmt zum Markte, da er schon aus ist; er wird den Weg wieder nach Hause zurückmachen müssen.“ Er hat das nicht groß geachtet, sondern hat sein Vorhaben dem Kämmerer angezeigt und gefragt, ob wohl ein ehrenfester und wohlweiser Rat ein Stück Geld für ein Stücklein Silbers, so einen Zentner schwer, geben wolle. Da haben sie gesagt, ja wohl, wenn nur das Silber vorhanden und zwar des recht viel wäre. Darauf hat er gesagt, er habe ein solches Stücklein, wenn sie es sehen wollten. Und einer von ihnen ist mit ihm gegangen, dem hat er ein Stücklein Silber gewiesen, und nach der Probierung, als jener gesehen, daß es gediegen Silber gewesen, hat er ihm noch ein Stücklein gezeigt und gesagt, so ihm Geld dafür zugewogen werde, wolle er es allda lassen. Da hat der Kämmerer gesagt: „Ja, Herr, wenn es mehr wäre, so kann es ein Rat der Stadt Nürnberg wohl tun!“ Darauf hat er ihm die drei Wagen mit Silber beladen gezeigt und gesagt, und habe dessen noch mehr. Darüber ist der Kämmerer so erschrocken und hat nicht gewußt, wie er mit ihm daran sei, hat aber gesagt, er wolle es den Herren anzeigen. Darnach ist ihm für so viele Zentner Silbers, als er gehabt, ebensoviel gemünztes Geld zugewogen, er von ihnen zu Gaste geladen und herrlich traktiert und für einen gnädigen Herrn tituliert und geehrt worden. Als er nun seine Ware losgeworden, ist er wiederum mit seinen drei Wagen mit Gelde beladen nach Zwickau gekommen.

Darauf hat Herzog Albrecht von Sachsen zu ihm geschickt, ob er ihm auf seiner weiten Reise zum heiligen Grabe mit etlichen tausend Gulden dienen könne, worauf er zurückgemeldet hat, dafern es seiner fürstlichen Gnaden gefällig, so wolle er selbst mit. Und das ist auch geschehen, hat dieser Römer seinen Fürsten mit 150 Pferden bis zum heiligen Grabe und dann wieder anheim freigehalten, und diese Reise wird ohne Zweifel eine stattliche Summe Geldes gekostet haben. Darum ist er beim heiligen Grabe zum Ritter geschlagen und er und die Seinen edel gemacht worden. Zum Zeugnis führen die Römer, so in Zwickau wohnen, eine Eselspeitsche (nach andern einen Pilgerstab) im Wappen. Auch hat dieser Römer ein gewaltiges Haus am Markte eine Gasse lang nach der Mulde zu, und das Kaufhaus am Markte nebst dem Kornhause am Schlosse gebaut, das Kaufhaus dem Rate und das Kornhaus dem Fürsten geschenkt, hat dem Rate noch viele andere Güter gegeben und sonst noch etliche tausend Gulden, sollten von den Zinsen Söhne seines Geschlechtes, die in die Schule gehen und studieren würden, erhalten werden, damit es ihren Eltern nichts koste, sie möchten studieren, wo sie wollten.

Hat dieser Römer in einer Stadt (etliche sagen zu Frankfurt am Main, etliche zu Venedig) ein sehr teuer Gewölbe gemietet, dasselbe eine lange Zeit nicht aufgetan, daß viel auf den Zins gegangen, darüber sich menniglich verwundert, daß er als eine unbekannte, unansehnliche Person ein solch stattlich Gewölb um einen schweren Zins eingenommen und mit seiner Ware solang außen gewesen, derwegen denn zum Teil Mißtrauen in ihn gesetzet worden. Endlich aber ist er kommen, hat seinen Kram von Silberkuchen oder Blicken ausgeleget, hat aufgetan, also daß sich menniglich baß verwunderte.

Zu großem Reichtum war auch ein Dechant zu Magdeburg gekommen. Den hatte der Marienberg reich gemacht. Dafür war er dankbar, denn an sein wohlerbautes Haus ließ er schreiben: „Nächst Gott Marienberg."

Übermut und Üppigkeit

Viele Bergherren, die sich vor Bergsegen nicht retten konnten, wurden übermütig, und der Übermut brachte sie ins Verderben.

Einst lebte in der Bergstadt Joachimsthal ein gottesfürchtiger Gewerke mit Namen Basler. Er besaß nebst Haus und Acker eine Grube, die eine gute Ausbeute an Silber gab und sein Vermögen beträchtlich vermehrte. Plötzlich aber blieb das Silbererz in den harten Felsadern aus, und er traf auf lauter taubes Gestein. Basler jedoch stellte seinen Bau nicht ein, sondern ließ rühriger denn je mit Fäustel und Bohrer weiter arbeiten, da er bald in eine silberhaltige Teufe zu kommen hoffte. Schon war aber Schrank und Beutel leer, Haus und Acker verpfändet, und noch immer leuchtete ihm kein Hoffnungsschein in der Grube. Einen Bergknappen nach den andern mußte er aus seinem Dienste entlassen. Zuletzt war er auf seine Kräfte allein angewiesen, doch unverdrossen und emsig baute er im harten Gestein fort. Da kam über ihn und die Seinen die bitterste Not. Hausgeräte und Kleidungsstücke mußte Basler verkaufen.

Als eines Tages die Not aufs höchste gestiegen war und er sich weder zu raten noch zu helfen wußte, nahm seine Frau ihren Brautschleier, ihr teuerstes Kleinod und liebes Vermächtnis der Mutter, und trug es zum Verkaufe. Vom gelösten Gelde kaufte Basler Brot und ein Unschlitt, um sein Geleucht aufschütten zu können. Noch einmal wollte er sein Glück versuchen, noch einmal anfahren! Vor allem ein Gedanke betrübte ihn in seiner Armut: die Grafen Hieronymus und Laurenz Schlick waren eben dabei, dem Joachimsthale eine stattliche Kirche zu bauen, und er, der Basler, der einst reiche Bergherr, konnte dazu keinen Heller geben.

Als er sich zur Fahrt nach der Grube gerüstet hatte, sprach er sein Bergmannsgebet und ging ans Tagewerk. Weit sprang das Gestein umher, als er sein Gezäh einschlug. Da bemerkte er auf einmal, daß das Unschlitt

in seiner Lampe zu Ende ging. Er wollte sein Geleucht wieder auffüllen, allein das Unschlitt war weg. Gerade noch sah er ein Mäuslein mit dem Raube verschwinden. Da warf Basler seinen Schlägel nach dem Tiere, und siehe, eine Silberader lag offen vor ihm. Nun ward er gar bald wieder ein reicher Mann, aber bis an sein Ende blieb er seinem einfachen und frommen Lebenswandel getreu. Doch dafür vergaß seine Frau Tugend und Frömmigkeit. Sie wurde über alle Maßen stolz und hochmütig. Als ihr Mann auf der Totenbahre lag und die Bergknappen beim Einsegnen vor dem Haustore standen und nach üblicher Weise das Trauerlied mit den Worten beendigten:

Du bist, Herr, stark in deinem Arm,
Du machst bald reich und machst bald arm,

da sprang die Übermütige, prangend im kostbaren Kleide und strahlend im Perlenschmucke, zum offenen Fenster und rief voll Zorn und Hohn hinab: „Frau Basler kann und wird niemals verarmen!"

Eines Tages stand die Prahlerin auf der Prager Brücke. Da zog sie einen prächtigen Siegelring vom Finger, warf ihn in die Moldau und rief:

„So wahr, als mein Ring nicht kehrt nach Haus,
So wahr schöpf ich meine Schätze nicht aus."

Ein Fisch hörte die Frevelworte und sah das kostbare, blitzende Ringlein. Da dachte er bei sich: „Ohnedies harrt der Tod mein, es soll auch für dich der Tod sein." Da verschlang der Lachs den Ring und ließ sich bald fangen. Und siehe da! Des anderen Tages brachte ein Fischer den Lachs, in dessen Bauche sich der Ring befand, der Frau Baslerin. Und von dem Tage an schwand ihr Reichtum dahin wie Seifenschaum. Die Maus hatte Baslern zum Reichtum verholfen, der Fisch der Baslerin zur Armut.

Die Herren von Theler hatten die Zeche „zur Edlen Krone" in Besitz. Ein Konrad von Theler ließ seinem Pferde silberne Eisen aufschlagen und wo er ritt, streute er Geld aus. Wenn aber sein Pferd ein Eisen verlor, durften es die Untertanen nicht aufheben, man sollte wissen, welchen Wegs der Theler gezogen sei. Am 25. August 1557 lud Konrad von Theler die Ritterschaft der Umgebung zu einem Gastmahle in seine Silbergrube ein. Er wollte es in seinem Hochmute dem Herzog Albrecht in der St. Georgszeche zu Schneeberg gleich tun. Darum schlugen die Knappen die Tische und Bänke aus edelstem Metall, alles Geschirr der Tafel war aus gediegenem Gold und Silber. Doch als man tief unter der Erde in wilder Lust schwelgte und mit silbernem Kegelspiele sich vergnügte, zog über den Bärwald ein Gewitter herauf. Ein Wolkenbruch dröhnte nieder. Die

wilde Weißeritz schwoll an, donnerte mit Macht in das Stollenmundloch der Grube. Da ertrank der Ritter von Theler mit all seinen Gästen und Dienern, und das kostbare Geschirr und das zur Prunkschau aufgestellte Silbererz ward verschüttet und verschwemmt.

Schlimm ist es auch einigen Fundgrübnern zu Neustädtel ergangen, die Meerbicken genannt. Sie hatten im Leben eine solche Pracht und so großen Überfluß im Essen und Trinken, daß sie sich im Bade die Füße mit gebähetem Brot und Malvasier reiben ließen. Sind aber in kurzer Zeit so verarmt, daß sie zum Bettelstab greifen mußten und einer von ihnen vor der Kirche um Almosen bat. Auch die Merwitzin auf dem Schneeberge glaubte, es sei Gott unmöglich, sie wieder arm zu machen. Doch sie starb auf dem Misthaufen.

In Annaberg lebte eine Frau, vom Bergwerke sehr reich geworden, die unter anderer Verschwendung sich nicht nur in Wein gebadet, sondern auch ein Stückchen Land, auf dem Erdbeeren wuchsen, mit Malvasier begießen ließ. Als die Frau hernach bettelarm geworden, sagte sie: „Ich danke dir Gott, daß du mich arm gemacht, sonst hätt' ich nimmer an dich gedacht!"

Mancher Bergherr vergaß ganz und gar, wenn er in seinem großen Glücke stand, daß es noch andere Mächte gab außer ihm. Als Paul Grammann, insgemein der Hosenschneider genannt, im Anfang des Schneebergs eine Zeche am Wolfsberge, die der grüne Schild geheißen, fast allein zu eigen gehabt und einen Stollen hineingetrieben, hat er ein köstlich Erz angetroffen. Da er aber einstmals hinter dem Steiger gestanden und zugesehen, wie er das schönste Glaserz losgebrochen, ist einer seiner guten Freunde vor den Ort gekommen und hat ihm nach bergmännischem Brauch ein Glückauf gewünscht. Der Hosenschneider aber hat freventlich und übermütig darauf geantwortet: „Was bedürfen wir dieses Glückwunsches? Siehe, wir haben ja das Glück in Händen und vor Augen!" Darauf aber hat sich alsbald das Erz im Anbruch dermaßen abgeschnitten, daß man nicht gewußt, wie es verschwunden ist. Es ist auch ferner an diesem Orte wie auch am ganzen Wolfsberge wenig mehr ausgerichtet worden.

Ein schlimmer Hammerherr war auch der Kaspar Klinger aus Elterlein. Den hatte der Stolz so übermütig gemacht, daß er keinen Menschen mehr grüßte. Einmal ritt er durch den Wald. Da kam ihm ein andrer Hammerherr entgegen, Wolf Götterer aus Elterlein. Der grüßte ihn freundlich: „Glückauf, Herr Klinger!" Doch der ritt ohne Dank vorbei. Götterer rief ihm nach: „Schwillt Euch der Kamm schon so, daß Ihr Euresgleichen nicht mehr grüßen wollt?" und ritt zornig heim. „Das



Bergleute beim Ausschmelzen von Silber

Holzschnitt aus: Lazarus Ercker, Beschreibung der Erz- und Bergwerksarten. Frankfurt 1629

sollt Ihr mir büßen!" dachte Klinger. Er nahm seinen Bruder mit und schlich mit ihm nachts in des Hammerherrn Haus. Als der Hausherr die Treppe hinabstieg, um den Riegel vor die Tür zu schieben, warfen sie ihn hin und schlugen ihn tot. Für seine Tat mußte der Klinger vor Gericht. „Das geht ihm ans Leben!" sagten die Leute. Aber weil er ein Reicher war, gab sich der Richter mit einer Buße zufrieden. Der Hammerherr versprach, daß er an den Oswaldsbach eine stattliche Kapelle bauen lassen wollte. Da ward Leben im Walde. Aus allen Dörfern kamen Bau- und Zimmerleute, die mußten arbeiten von morgens früh bis in die Nacht. Nicht eher ruhte Klinger, als bis die Kapelle unter Dach war. Er ließ Altar und Kanzel gar prächtig mit Gold und Sammet behängen und die Orgel mit Schnitzwerk verzieren. Er hatte freilich gut bauen, denn sein Bruder war nach der schlimmen Tat vom Pferde gestürzt und hatte den Hals gebrochen. Da erbte Kaspar Klinger seine Güter, Wald und Steinbruch, daß er der reichste Mann ward in der ganzen Gegend. Am Tag der Kapellenweihe waren viele Leute von weither gekommen. Als aber der Glöckner auf den Turm steigen wollte, zog ein schweres Gewitter über den Wald herauf. „Nun, ans Werk!" sagte der Hammerherr. Doch der Glöckner wollte nicht. „Dann will ich selber läuten!" rief Klinger. Er kletterte auf den Turm und zog mit aller Kraft den Glockenstrang. Da schlug ein Blitz in die Kapelle, daß sie im Nu über und über brannte. Ein Knecht zog den toten Hammerherrn unter den Trümmern hervor und begrub ihn am Waldrande. Seitdem muß er um Mitternacht dort umgehen und jeden grüßen. Nicht eher wird er erlöst, bis einer kommt, der ihm dankt.

Auch einige Scheibenberger Fundgrübner haben den gerechten Lohn für ihre Hartherzigkeit erhalten. War ein Scheibenberger Bürger, Andreas Reichel mit Namen, der hatte eine fündige Zeche, deren Gang durch den Gottesacker strich, ausgeheuert und mit guten Stützen gebaut. Darüber verstarb er und hinterließ eine gar einfältige Tochter. Da schwatzten ihr etliche eigennützige Bergleut' ihres Vaters Zeche um ein Geringes ab, versprachen ihr einen neuen Rock und ein Paar Schuhe zu geben, sobald sie Ausbeut gehoben hätten. Aber sie dachten nicht daran, ihr Versprechen einzulösen. Da ging das einfältige Kind hinaus zur Zeche, kniete nieder und rief zur Mutter Anna, daß sie diese Untreue an ihr strafe und mit ihrem blauen Mantel alle Anbrüche auf dieser Zeche verdecke. Und als sie dies Gebet gesprochen, da waren alle Anbrüche abgeschnitten und ist nichts mehr gefunden worden als eine verbrannte Schwärze.

Wie gottlos die Bergherren mitunter waren, dafür gibt auch ein Anna-



berger ein gut Beispiel. Kam ein Weib zum Herrn Georg Seidel, Licentiat der Theologie und Superintendent zum Annaberg, verklagte ihren Herrn und beschuldigt ihn, er hätte sie nun übers Jahr verlassen, gäbe ihr nichts als grausame Flüche, hieße sie nur die alte Blitzhure und fluchte den Arbeitsleuten also, daß sich darüber möchte die Erde auftun. Und so hätte er neulich getan, eben zu der Zeit, da er hätte wollen zur Beichte gehen. Als nun der Hammerherr deswegen beim Herrn Superintendenten vorgestanden und des Fluchens halber einen Verweis bekommen, hat er den Hut in die Hand genommen und angefangen das Vaterunser zu beten. Hat darauf gesagt: „Hochgeborner Herr Superintendent, wie ich nun so gebetet habe, was werd ich wohl geschafft haben? Ich kann oft mit Fluchen nichts ausrichten, geschweige denn mit Beten. Wer hammerwerken will, der muß fluchen!"

Viel Schaden taten dem Bergmanne die Walen; die kamen aus fremden Ländern, vor allem aus Venedig und überhaupt aus Welschland, und schleppten die Schätze fort. Die wußten besser als die Einheimischen, welche Bäche und Orte auf dem Gebirge Gold führten und Gold gaben. Sie zogen in ganz ärmlicher Kleidung durchs Land, zum Beispiel als Mausefallenträger. Ein Venediger ging als Zigeunerhauptmann. Er hatte seine Tochter mit sich als Knabe verkleidet, und sie führten in den Dörfern Künste mit einem Tanzbären vor. Oft kamen die Welschen als Essenfeger. Ein Essenkehrer kam immer zu einem Dorfpfarrherrn bei Falkenstein und holte die schwarzen Gräuplein ab, die ein schöner, starker Brunnen stets auswusch, bezahlte fünf Gulden fürs Pfund. In Steine und Bäume gruben die Walen geheimnisvolle Zeichen ein, die dem Kundigen Fundstellen anzeigten. Die Walen

Im Bärensteiner Gemeindewalde haben oft fremde Männer die Halden, Bergrücken und die umliegenden Felder nach Steinen durchsucht. Als einst ein Bärensteiner Bauer in der Nähe pflügte, sprach ein solch fremder Mann zu ihm: „Bäuerlein, wenn du wüßtest, was du für Reichtümer hast, du ließest deinen Pflug stehen. Du trittst deinen Reichtum mit Füßen!" Ein Knabe hatte sich an die Fremden angefreundet. Sie lehrten ihm die Steine kennen und nahmen ihn bei Eintritt des Winters mit nach ihrer Heimat Italien. Dort schmolzen sie aus dem Gestein Gold und andere kostbare Metalle, und das erlernte auch der Knabe. Als er alle Geheimnisse kannte, entfloh er. Er kehrte in seine Heimat zurück und ging der Goldsucherei auf eigene Faust nach. Im nächsten Jahre kamen die Italiener wieder. Sie stellten sich freundlich zu ihrem einstigen Schützling und lockten ihn nach dem Gemeindewalde. Dort erstachen sie ihn

auf einer Halde. Aber seit dieser Zeit ließ sich kein fremder Steinsammler mehr sehen.

Am Borlasbache, einem Nebengewässer der Weißeritz, steht ein großer Felskegel, künstlich abgetrennt von seinem Mutterfelsen. An der Spitze des Kegels ist eine Aushöhlung erkennbar. Dorthin kamen in Zwischenräumen, wenn die Goldkörner in der Weißeritz wieder reif geworden waren, die Welschen, schleppten den Sand aus dem Flusse und stampften ihn in dem Felsloche mit Wasser, bis die Goldkörner sich vom Sande sonderten und ausgelesen werden konnten.

Ein Wale wohnte lange Zeit bei einem armen Manne, der sich stets dienstfertig gegen ihn zeigte. Des Morgens ging er aus und des Abends brachte er kleine Säckchen mit Steinen nach Hause, die er alle mit sich nahm, wenn er wieder in seine Heimat reiste. Einst nahm er von seinem Wirte für immer Abschied. Er gab ihm einige Goldstücke und sagte, er wünsche ihn oder seine Kinder einmal bei sich zu sehen. Nun trug es sich später zu, daß ein Sohn des armen Mannes mit der kaiserlichen Armee nach Italien zog. Er wurde in einem Treffen verwundet und mußte den Abschied nehmen. Da er in der Nähe von Venedig war, bekam er Lust, die Stadt zu sehen. In der Mittagszeit kam er dort an. Eben stand er an einem Kanal, den er gar gerne herabfahren wollte, aber es war ihm zu teuer. Da bemerkte ihn ein vornehmer Herr, sah ihm scharf ins Gesicht und fragte ihn, ob er nicht aus dem sächsischen Erzgebirge sei und so und so heiße. Der Soldat bejahte die Fragen, und der unbekannte Herr nahm ihn hierauf mit nach seinem Hause. „Kennst du mich nicht mehr?“ fragte er. „Nein,“ erwiderte der Soldat. „Nun, so will ich dir jemanden bringen, den du gewiß kennen wirst,“ und damit ging er aus dem Zimmer. Nach einer Weile kam er in der alten zerrissenen Kleidung wieder, die er gewöhnlich auf seinen Reisen getragen hatte, und nun erkannte ihn der Soldat sofort. „Siehst du,“ sagte der Herr, „dieses schöne Haus und ein ansehnliches Gut habe ich mir aus den Steinchen erworben, die ich in eurer Gegend auflas.“ Er bewirtete den jungen Mann aufs beste, ließ ihm Kleider machen, behielt ihn einige Wochen bei sich und beschenkte ihn bei der Abreise mit einigen hundert Talern.

Auch beim Häusler Bär in Fürstenwalde kehrte jährlich ein Fremder auf mehrere Wochen ein und suchte im Flußbette der Müglitz edle Steine. Stets gab er seinem Wirte reiche Bezahlung. Einmal sagte er bei seiner Abreise: „Nun komme ich nicht wieder hierher, aber besuche mich einmal in meiner Heimat, es wird sich schon eine Gelegenheit finden.“ Nach länger als Jahresfrist erhielt Bär von seinem früheren Gaste die Nach-

richt, er solle nach Teplitz kommen und sich daselbst auf der Post melden, für sein Fortkommen und seine Beköstigung sei gesorgt. Bär macht sich auf den Weg, findet alles wie angegeben und gelangt endlich in den Wohnort seines Freundes. Da er jedoch der Sprache nicht kundig ist, hat er große Mühe, die Gasse und das Haus zu finden, wo sein Gastfreund wohnt. Endlich nach langem Suchen steht er vor einem großen, prächtigen Hause. Er tritt ein, um sich zu erkundigen, weil er aber in seiner schlechten, gewöhnlichen Kleidung ist, wird er von einem Bedienten, der ihn für einen Bettler hält, aus dem Hause gewiesen. Wie er nun nicht weiß, was er anfangen soll, hört er auf einmal aus dem Hause eine Stimme rufen: „Vater Bär, bist du's?" und gleich darauf erscheint zu seiner großen Freude sein alter Freund. Er nimmt ihn sehr gut auf, allein Bär kann sich lange Zeit mitten unter der Pracht und Herrlichkeit, die ihn umgibt, gar nicht zurechtfinden. Beim Abschiede führt der Herr seinen Freund in die Schatzkammer und fordert ihn auf, von mehreren Figuren, aus reinsten Golde gegossen, sich eine zum Andenken mitzunehmen, da sie aus den Goldkörnern seien, die er in seiner Heimat gesammelt habe. Bär wählt nach langem Zögern ein goldenes Lamm und bringt es nebst einer Summe Geldes glücklich in seine Heimat. Die Kunde von diesem goldenen Lamm gelangt bald zu dem damaligen Herrn von Lauenstein und durch diesen wieder an den Kurfürsten, der den Italienfahrer durch Zusage einer kleinen jährlichen Leibrente dahin hat vermögen lassen, ihm dieses ebenso kostbare als kunstreich gearbeitete Stück abzutreten, worauf es dann in die kurfürstliche Kunstkammer gekommen ist. Allein hier ist es verloren gegangen.

Noch im 18. Jahrhundert haben die Bewohner der Gegend von Elbogen Goldsucher aus Welschland angetroffen, die mit Wünschelrute und Haue den unterirdischen Schätzen nachspürten. Bei dem Dorfe Steinmeißl sahen Waldarbeiter aus den Grundhöhlen durch eine Art Rauchfang oft Rauch aufsteigen. Dort hatte sich ein Venediger eingenistet.

Die Zeit der Religionskriege

Die Hussiten

Warum Zischka zum Kriege rüstete

Als Johannes Zischka vernahm, daß man mit M. Johann Hussen auf dem Konzilio zu Kostnitz so unchristlich umgegangen war, ihn als einen Ketzer zum Feuer verdammet, ihm eine Papierkrone, eine Elle hoch, in Form eines Bischofshutes aufgesetzet, grausame Teufel darauf gemalt und Haeresiarcha, das ist Erzketzer, darauf geschrieben, und die sieben Bischöfe,

die ihn degradiereten, zu ihm gesagt: „Jetzund übergeben wir deine Seele dem Teufel in der Höllen," darauf zur Richtstatt geführet, auf das Holz gesetzet und verbrannt, das Haupt ein wenig gespalten, damit es desto eher zu Asche würde, das Herze aber, das sich unter dem Eingeweide noch ganz gefunden, mit Knitteln gebläuet und darnach auf eine spitzige Stange gesteckt, wieder ins Feuer geworfen, bis es verbrannt gewesen, die Asche aber des verbrannten Hussen ganz fleißig aufgerafft und in den Rhein geworfen, damit auch nicht ein Stäubchen von diesem Manne überbleiben möchte, da ging es dem Zischka zu Herzen, brachte ein Kriegsvolk von 40000 Mann zusammen und gedachte, sich an dem Konzilio zu Kostnitz zu rächen. Da er aber die Rädelsführer nicht erlangen konnte, machte er sich an ihren Anhang: die Pfaffen, Mönche und andere. Hat es in diesem Jahre im Königreich Böhmen Blut geregnet, lagen die Blutstropfen sechs Meilen weit und breit auf der Erde.

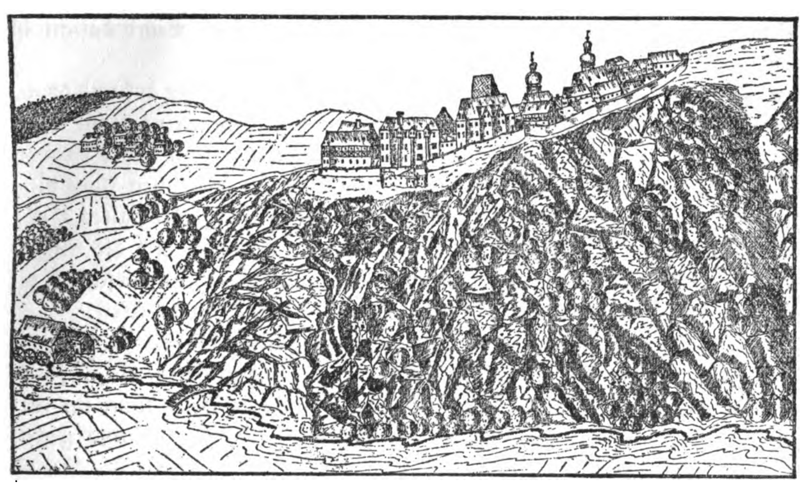
Nun fielen die hussitischen Horden in Sachsen ein, haben das Land verderbt und zerscherbt. War dieser Zischka das miraculum mundi, hat sehend unaussprechliche, blind aber unglaubliche Dinge getan. Darum stehen unter seinem Bildnis diese Worte: Es schreckt nach 100 Jahren noch die tote Bestie die Lebenden.

Die Hussiten vor Plauen

Als die Hussiten sich der Stadt Plauen näherten, flohen alle Bürger auf das alte feste Schloß, weil sie sich dort oben sicher fühlten. Und den anstürmenden Feinden gelang es auch wirklich nicht, das Schloß einzunehmen. Da bestach der Anführer, es soll Procop gewesen sein, den Türhüter des Schlosses und versprach ihm einen Hut voll Dukaten, wenn er die Pforte öffnen würde. Der Hüter ging auch darauf ein. Als aber die Hussiten eindrangen, kriegte der Verräter statt des Hutes voll Dukaten den Kopf abgeschlagen. Die Hussiten richteten in der Burg ein erschrecklich Blutbad an. Keiner sollte ihren Schwertern entrinnen, und das Blut floß in Strömen beim unteren Turme herab. Nur zwei Bürger, die sich im Brunnen versteckt hatten, kamen mit dem Leben davon. Der eine hieß Loth, der andere Pfund. Als die Feinde abgezogen waren, kamen sie hervor und begrüßten sich also: „Nun, Löthele, bist du denn auch noch da?" „Ja, Pfündele," sagte der andere. Darauf sind die Namen Löthele und Pfündele den Familien geblieben, und es haben noch lange Leute, die diesen Namen führten, in Plauen gelebt.

Die Hussiten in Wolkenstein und Gottleuba

In Wolkenstein wollten die Hussiten einen papistischen Priester mit Gewalt bekehren. Aber trotz aller Androhungen blieb er seinem Glauben treu. Da schleuderten ihn die Ketzer die steile Felswand hinunter in die Zschopau.



Wolkenstein um 1700

Zeichnung von Fr. Richter

Als die Bürger von Gottleuba hörten: die Hussiten kommen! rief der Bürgermeister alle auf dem Markte zusammen und sagte: „Bürger, wir wollen uns den Hussiten entgegenwerfen, auf daß Greise, Weiber und Kinder Zeit zum Entrinnen gewinnen.“ Und fast alle Männer erklärten sich zur Tat bereit. Aber der tapfere Bürgermeister wählte aus der Schar nur dreizehn Unverheiratete aus und zog mit ihnen dem Feinde entgegen. Sie besetzten eine steile Bergspitze vor der Stadt. Da schickte der hussitische Heerführer einen Unterhändler herauf und forderte zur Übergabe auf. Doch die vierzehn Nothelfer wollten nichts wissen davon. Drei Stunden lang widerstanden sie männiglich dem Heerhaufen, dann lagen alle vierzehn tot auf dem grünen Rasen.

Der Verräter Prischwitz

Wenn du in Bautzen durch die Nikolaipforte gehst, grinst dir vom Torbogen herab ein häßliches Gesicht entgegen. Das ist Peter Prischwitz, der Verräter. Er war Stadtschreiber und hielt es heimlich mit den Hussiten, als sie Budissin 1429 zum ersten Male belagerten. Er verdarb das Pulver, gab den Belagerern von allem Nachricht, was in der Stadt vorging, indem er Schriften um die Pfeile wickelte, die er ins feindliche Lager schoß. Er erklärte sich sogar bereit, für Geld die Tore zu öffnen. Sein Haus wollte er durch einen unter das Fenster eingemauerten Ziegelstein kenntlich machen, damit es nicht ausgeplündert werden möchte. Allein der Budissiner Feldhauptmann entdeckte alles. Prischwitz erhielt seine gerechte Strafe. Die Teile seines zerstückelten Körpers wurden an die Hauptbastionen der Stadt gehängt und sein Kopf in Stein gehauen zur ewigen

Schande über den Toren dieser Bastionen eingemauert. Einer davon ist jetzt noch über der Nikolaipforte.

Das Kamenzer Forstfest

Einst rückten die Hussiten vor Kamenz, schlugen ein Lager auf und drohten die Stadt zu plündern, wenn die Bürger ihnen nicht eine große Lösesumme zahlten. Doch die armen Kamenzer suchten umsonst ihre Truhen aus. Da ging der Schulmeister mit den Kindern im feierlichen Zuge hinaus vor den grimmen Hussitenhauptmann, und sie sangen ein altes Bußlied. Das rührte den wilden Kriegsmann, und er verschonte die Stadt. Und zum Gedächtnis dessen feiern, wie die Naumburger ihr Kirschfest, die Kamenzer am Bartholomäustage in ihren Wäldern das Forstfest.

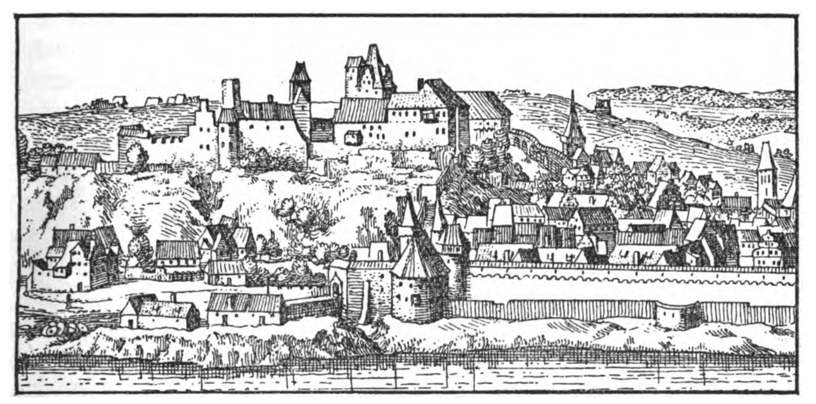
Die Hussiten sagten, daß sie für die reine Lehre kämpften, aber die himmlischen Mächte sind nicht mit ihnen im Bunde gewesen. Es ist schon so, wie die Deutschböhmen sagen, daß die hussitische Bewegung im wesentlichen einen slavischen Sturmlauf gegen deutsches Land und gegen deutsche Art darstellt.

Himmlische Hilfe

Anno 1429 belagerte Prokopius Rasa, der Taboriten Hauptmann, die Stadt Zittau, und die Bürgerschaft geriet in große Not. Da kam den Bedrängten ein deutscher Herr aus Preußen mit seinem Volke zu Hilfe und verjagte den Feind. Doch im Kampfesgetümmel war es den Zittauern, als ob nicht Menschen, sondern als ob ein Engelheer für sie kämpfe. Und die Bautzner sahen 1430 ganz deutlich, daß der heilige Erzengel Michael leibhaftig mit seinem Schwerte auf der Mauer stand, mitten unter dem Kriegsvolke. Aber auch nach dem eigentlichen Hussitenkriege erzählen die sächsischen Schriftsteller immer wieder von diesen wilden Haufen. Hatte doch Wilhelm während des Bruderkrieges hussitische Söldner in seinen Diensten und mußte doch Friedrich wenige Jahre darnach vom Böhmerkönige Georg Podjebrad viele meißnische Städte und Schlösser zu Lehen nehmen. Da war es am Sankt Gertraudenabende des Jahres 1453, daß die Hussitten beim Blankensteine heimlich über die Elbe setzten, um das Schloß Sonnenstein mit Leitern zu ersteigen und einzunehmen. Aber sie wurden wunderlich erschrecket, denn ein blinder Wächter fing von ohngefähr an zu schreien: „Ich sehe dich wohl, ich sehe dich wohl!“ Da standen die Feinde von ihrem heimlichen Vorhaben ab und flohen.

Vergrabene Glocken

Nach dem Hussitenkriege wie nach dem Dreißigjährigen Kriege bedeckten viele wüste Marken das sächsische Land. Ihre kargen Reste liegen heute noch hie und da in tiefer Einsamkeit, von Wiese und Gebüsch überwuchert. Zur Mitternachtsstunde oder zur Mittagszeit hat mancher Wanderer Seltsames in den wüsten Dörfern erlebt. Alte Häuser stehen mit einmal da, und ein Leben ist darin, ein Jubel! Ein Handwerksbursche,



Das Schloß Sonnenstein in Pirna um 1650

Kupfer aus: M. Merian. Ausschnitt

der durch den Karswald von Dittersbach nach Kleinwolmsdorf ging, wurde zur Mittagsstunde im wüsten Dorfe Reinhardtswalde Gast einer Hochzeit, bei der es gar altmodisch zuging. Bisweilen klingen helle Glocken aus weiter Ferne über die wüsten Marken. Wildschweine wühlen versunkene Glocken aus dem Moraste. Die singen dann, wieder ihrem heiligen Dienste zugeführt, wie in Wilschdorf vom Turme:

Saue wühle,
Henne scharre,
Hanne fand 'se.

Oder wie zu Bärenwalde:

Gahnsgri is unergoange,
Gahnsgri is verschwunden,
á wilde Sau hot á Glock' ausgegrob'n,
á Bettelma hot s' gefunden.

Sektierertum — Reformation

Die Geißler

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts zogen die Geißler oder Kreuzbrüder durchs Land, trugen rote Kreuze auf Hüten und Baretten, hatten ihr Angesicht ganz verhüllt, aber ihre Schultern waren entblößet, damit sie darauf hauen konnten. In ihre Peitschen hatten sie eiserne Spitzen geflochten, oder sie schlugen sich mit eisernen Ketten. Wenn sie sich selbst gestrichen, sind sie zur Erde gefallen, haben deutsche Lieder gesungen, damit sie mit falscher Heiligkeit andre zu sich locketen. Zu Meißen hat man einen aus ihrem Haufen lebendig verbrannt, Konstantin geheißen, weil er vorgegeben, er sei Gottes Sohn, wolle sterben und wieder auferstehn.

Capistranus

In der Mitte des 15. Jahrhunderts zog der Prediger Johannes Capi-

Ablaßszene. Links der Sekretarius mit der Geldtruhe. In der Mitte ein Geistlicher mit der päpstlichen Bulle, neben ihm fertigt ein Mann Wachssiegel für die Ablaßbriefe. An einem Holzkreuz ist die Beglaubigungsurkunde befestigt. Rechts Cardinal zu Pferd und Mönch mit Prozessionskreuz



Holzschnitt aus der Reformationszeit

stranus durch die Städte. Er predigte auch in Leipzig, ließ Kartenspiel, Würfel, Brettspiel, Frauenschnüre, Kugelsäcke verbrennen. Er nahm am Türkenkriege teil, und als er zu Weißenburg in Ungarn auf der Mauer schrie: „O Jesus, wo ist dein Erbarmen!" und ein Kruzifix dabei in den Händen hielt, blieben viele Türken tot in der Feldschlacht.

Die Waldenser

Ungefähr zu gleicher Zeit saßen in Altenburg und Zwickau Anhänger der Waldenser. Ihr Meister war Nickel, der Schneider. Sie lehrten: die Verderbnis des römischen Priesterstandes rührt her von der Schenkung Kaiser Konstantins. Aber trotz des scharfen Widerspruches, den sie gegen die Annahme der Schenkung erhoben, erzählten sie: „Papst Silvester hat unsern Meister ermächtigt, insgeheim zu predigen."

Johann Tetzel

Aber von dem Streben nach religiöser Erneuerung ist in dem Treiben Johann Tetzels, des Ablaßkrämers, nichts zu spüren. Er war erst ein wohlberedter, freundlicher Herr, ist auch ein gnadenreicher Prediger gewesen, richtete sein Kreuz auf in Städten und Dörfern, machte aber den Ablaß so gemein, daß sich auch letzlich der gewöhnliche Mann daran ärgerte und solchen Ablaß verachtete. Bischof Johann von Salzhausen zu Meißen sagte von ihm: „Das ist der letzte Ablaßkrämer. Er ist gar zu leichtfertig und unverschämt." Und wenn derselbe Bischof sah, daß ihm die Leute soviel Geld brachten, sagte er: „O wie närrische Leute sind dies, daß sie das Geld in den Kasten stecken, dazu sie keinen Schlüssel haben!"

Zu Wickershain bei Geithain erlaubte Tetzel den Leuten, während der Fastenzeit Butter und Käse zu essen. Aber für jedes Stück, das sie verzehrten, mußten sie einen Ablaßpfennig zahlen. Da machten die Bauern runde Ziegenkäse so groß wie Schleifsteine, um an Ablaßpfennigen zu sparen.

Einst kam in des Kurfürsten zu Sachsen Lande ein Reutersmann zu Tetzel und fragte, ob er ihm auch die Sünden vergeben könne, die er noch zu begehen gedenke. Für den Fall wolle er ihm gerne zehn Taler geben. Der Mönch aber weigerte sich zuerst sehr, entschuldigte sich, sagte: „Das ist ein gar wichtig Ding. Doch hab ich volle Gewalt vom Papst. Gibst du mir dreißig Taler, so will ich dir solchen Ablaß mitteilen." Und so geschah es. Der Reuter aber wartet hernach auf den Tetzel, wirft ihn nieder und nimmt ihm all sein Ablaßgeld.

Luther und Eck

Gegen Tetzel ist Martin Luther aufgestanden. Er hatte in Leipzig 1519 mit dem Dr. Eck einen gar scharfen Redestreit über die neue Lehre. Da war auch Georg der Bärtige anwesend. Er hatte seinen einäugigen Hofnarren mit. Der verstand kein Wort von dem lateinischen Gerede und fragte, worüber sich denn die gelehrten Herren so stritten. Da antwortete ihm einer der Hofleute: „Es ist die Rede davon, ob du mit deinem einen Auge eine Frau nehmen darfst oder nicht. Luther ist dafür, Eck dagegen!" Nun war der Narr ganz erbost auf den Eck und zeigte ihm deutlich



Disputation zwischen Luther und Eck in Leipzig

Holzschnitt aus: L. Rabus, Historien. Straßburg 1556



seinen Unwillen. Als das der Dr. Eck wahr kriegte, hielt er sich mit einem Finger ein Auge zu. Das brachte den Narren ganz in Wut, er redete von Schelmen und Spitzbuben und verließ voll Zorn den Saal.

Dr. Luther saß während des Redestreites gelassen und ruhig, roch zur Erquickung an ein Blumensträußchen, sah gleich alle Schlingen, die sein eifriger Gegner ihm legte und gab schlagfertig Bescheid. Da merkte der Eck, daß er seinen Gegner nicht überwinden könne, und er schrieb dem Kurfürsten: Der Luther trägt an seinem Mittelfinger einen Kapselring. Dahinein hat er einen Kobold (spiritum familiarem) gebannt. Wenn ich wieder mit ihm disputieren soll, so befiehl ihm, daß er den Ring mit dem hilfreichen Geiste ablegt.

Luther und der Teufel

Das sagten die Römischen immer: der Luther ist mit dem Teufel im Bunde. Und doch hat der Gottesmann sein lebenlang mit dem Teufel Krieg geführt wie mit dem Papste. Vor Luthers Tür in Wittenberg kam einst ein Mönch und klopfte heftig an. Der Diener tat auf und fragte nach seinem Begehr. Ob Luther daheim wäre, wollte der Klosterbruder wissen. Da der Reformator lange keinen Mönch gesehen hatte, hieß er ihn hereinkommen. Da legte der Kuttenträger dem Luther sofort etliche Syllogismen und Schulreden vor. Die konnte der Magister ohne Mühe bewältigen. Nun brachte der Mönch Aufgaben, deren Lösung schwieriger war. Da wurde Luther unwillig: „Du machst mir viel zu schaffen, und ich habe jetzt wohl mehr zu tun!" Während des Gespräches merkte er, daß der Mönch Hände hatte, die sahen aus wie Vogelklauen. Da fuhr Luther auf: „Halt! Bist du nicht der ...? Höre zu! Dieses Urteil ist wider dich gefällt!" Damit schlug er die Bibel auf und zeigte auf den Spruch: Ich will Feindschaft setzen ... „Glaube mir, du wirst nicht alle verschlingen!" Da ergriff der verkappte Teufel voll Wut Luthers Schreibzeug, warf es hinter den Ofen und verschwand. Ein andermal hat Luther dem Teufel solange getrotzt, bis er einem reuigen Studenten, der sich ihm verschrieben hatte, den Pakt wiederbrachte.

Wider den Teufel half nur das Gebet. Kam eines Tages ein Dorfpfarrer zu Luther, hart bei Torgau wohnend, und klagte ihm, daß der Teufel des Nachts ein Poltern, Stürmen, Schlagen und Werfen in seinem Hause mache, ihm alle seine Töpfe und irdenen Gefäße zerbreche und an den Kopf werfe, daß sie in Stücke sprängen und lache seiner noch dazu. Dies Wesen und Spiel habe der Teufel ein ganzes Jahr getrieben, also daß sein Weib und seine Kinder nicht mehr im Hause bleiben wollten, sondern flugs herausziehen möchten. Da sprach der Dr. Luther: „Lieber Bruder, sei stark im Herrn; weiche diesem Mörder nicht. Laß den Teufel mit den

Töpflein spielen, du aber bete zu Gott mit deinem Weibe und deinen Kinderlein und sprich: Trolle dich, Satan, ich bin Herr im Hause und du nicht." Und also hat der Pfarrer getan, und siehe, der Teufel wich.

Trotzdem Luther den Erzfeind so oft überwunden, hat der doch bis an sein Lebensende von ihm nicht abgelassen. Als der Gottesstreiter 1544 in der neuen Schloßkapelle zu Torgau die Einweihungspredigt hielt, hat der Teufel sein Spiel auch getrieben, hat über dem Kirchengewölbe gerumpelt mit solch einem Geprassel, als wenn das ganze Gebäude zerstürzen wollte. Und ein großer Wind erhub sich, der die Fenster zerschlug.

Luthers Lehre in Bautzen

In der Lausitz fand Luthers Lehre raschen Eingang. Als 1522 die Bautzener der alten Sitte nach am Abende Petri Stuhlfeier den Tod austrieben — der Winter war eine Strohpuppe, bunt mit Bändern, Lappen, Kränzen und einer Flachsperücke angeputzt — trugen zwei der Verkleideten eine Stange, an der viel Ablaß- und Butterbriefe hingen. Die boten sie jedermann feil. Aber da sie niemand kaufen wollte, warfen sie die Stange samt den Briefen ins Feuer, nahmen ihre Flegel und schlugen tapfer darauf, daß die Funken stoben. Im folgenden Jahre ward abermals der Sommer wie sonst empfangen. Da geschah es, daß ihrer zwei sich als Mönche verkleideten, einen Papst aus Papier zur Reichengasse hinausschleppten und auf dem Markte ins Feuer warfen.

Luthers Lehre in Altenberg

Aber die Altenberger waren nicht so lutherfreundlich. Als die im Jahre 1522 zum Todaustreiben rüsteten, richteten sie ein Bild auf, bekleidet wie Luther, führten es vor ein Gericht, zu dem sie Richter und Schöppen verordnet, und verurteilten es als einen Erzhauptketzer zum Feuer. Dann zogen sie mit großem Schalle auf den allerhöchsten umliegenden Berg. Dort hatten sie fünfundzwanzig Fuder Holz geschichtet, und wie bei einem Ketzergerichte verbrannten sie das Bild. Lange Jahre nachher kamen zwei Altenberger Bürger zu Dr. Luther gen Wittenberg und brachten ihm einen schönen Handstein (Zinnstufe) von rotgüldenem Erze. Und Luther bat die Bergleute zu Tisch. Da sagte der eine: „Mein Kamerad hat sich schwer an Euch versündigt. Er hat Euer Bild wie Johann Hussen zum Tode verdammt. Nun aber, da er die Wahrheit Eurer Lehre erkannt hat, ist ihm solches von Herzen leid und bittet demütig um Gnade und Verzeihung seines törichten Unverstandes." Dem Luther gefällt die Rede und er sagt, weil solches Feuer ihm und seiner Lehre nichts geschadet, solle es ihm im Namen des Herrn vergeben und vergessen sein. Da nun dieser Handel ein gut und ehrlich Gelächter gab, beichtet der Bergmann noch mehr und sagt: „Ich habe mich bei der Zeche verpufft, bin an die 500 Gülden schuldig, wollet mich auch davon absolvieren." Da sagt der

Luther: „Ihr Bergleute, wenn ihr am ärmsten seid, blühet euer Glück; denn da lernet ihr zur Kirchen gehen und nüchtern und mäßig sein. Ziehet heim und arbeitet treulich und handelt redlich." Doch ehe dieser Bergmann wieder nach Hause kommt, erhält er Botschaft unterwegs, man habe in seiner Zeche auf dem seligen Asar gut Erz angetroffen. Da löste er Geld, zahlte alles und behielt noch Überlauf.

Die Römischen erzählen

Aber die Römischen konnten ein heimliches Grauen vor den Lutherischen nicht überwinden. Von den mancherlei Stücklein, die sie erzählten, will ich eins sagen. Es unterstund sich zu Altenburg ein Bürger, der neuen Sekte zugetan, dem Sankt Bartholomäusbilde das Haupt abzustümmeln und den Heiligen in viele kleine Stücklein zu zerhauen. Darnach hat ihm seine Frau ein Kind geboren ohne Kopf; Hände, Füße und alle Gliedmaßen voneinander getrennt.

M. Hausmann zu Zwickau

Und doch hatten die Lutherischen so gottfürchtige Männer in ihren Reihen wie den Pfarrer Niklas Hausmann zu Zwickau. Zu dem kommt ein Landsknecht und bittet um Zehrung. Nun hatte M. Hausmann zuvor seine Besoldung bekommen. Er hatte sie auf seinem Tische liegen, und da er nicht aufstehen will, spricht er zu dem Landsknechte: „Geh dorthin und nimm dir was!" Da sackt der Landsknecht alles ein. M. Hausmann hat's wohl gesehen, hat aber nichts gesagt, sondern läßt den Kriegsmann mit Segen ziehen.

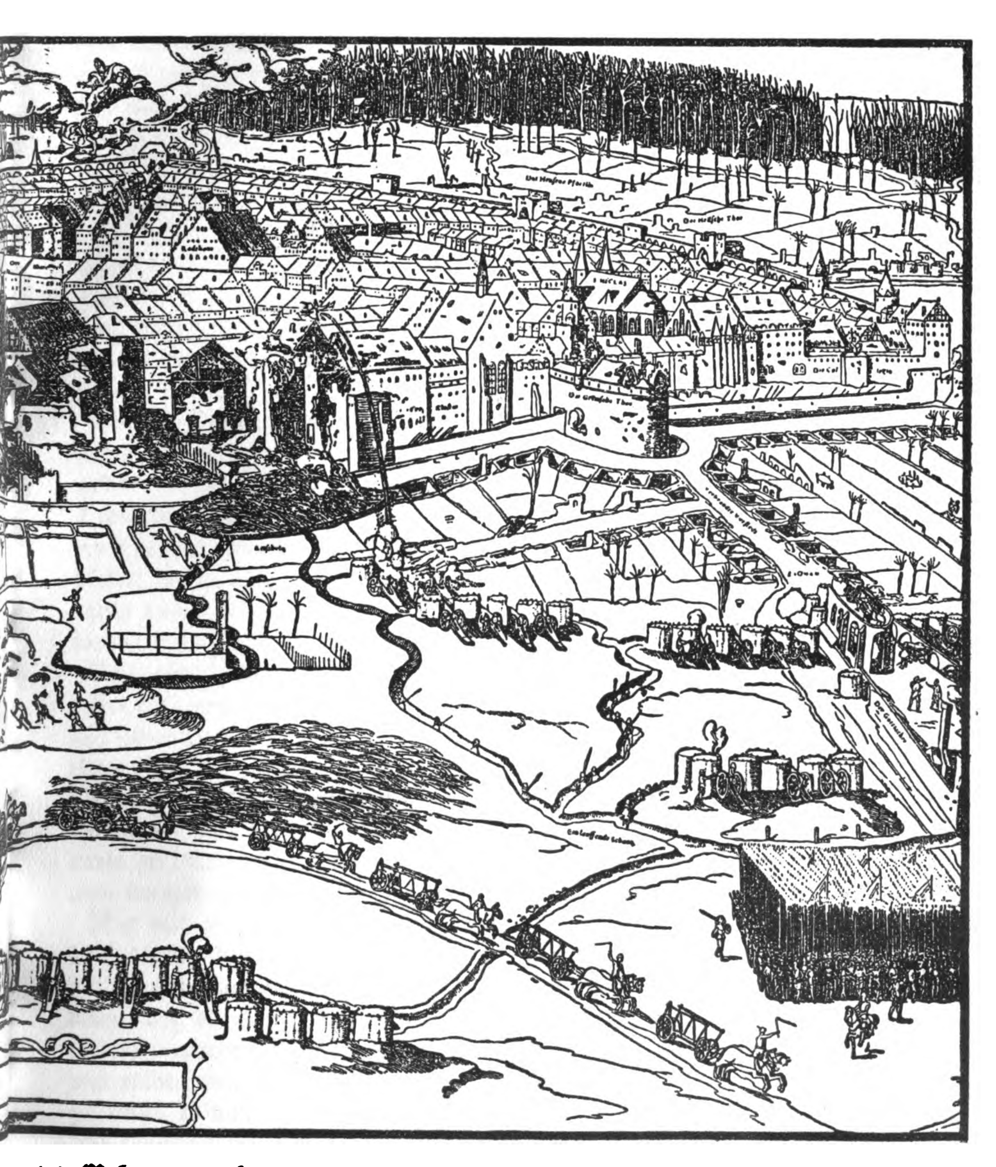
Das geheimnisvolle Marienbild zu Eilenburg

In der Stadt Eilenburg ist in der katholischen Zeit ein Marienbild gewesen, von dem man glaubte, daß es den Gebrechlichen, als Tauben, Stummen, Lahmen, Blinden, Siechen und Kranken, helfe und sie gesund mache. Es kamen von weiten und fernen Orten Reisende und Wallfahrer zu dieser Lieben Frauen und brachten ihr Opfer, weil man sich einbildete, sie habe eine wunderbare Kraft in sich. Später aber, als die Reformation eingeführt ward, hat der neue evangelische Pfarrer Magister Kauxdorf das Bild aus der Kirche auf den Markt bringen und untersuchen lassen. Da hat sich herausgestellt, daß es inwendig hohl war, so daß ein Münich oder Pfaff dahinter treten und durch ein geheimes Loch alles sehen konnte, was die Leute, so vor demselben niederknieten und es anbeteten, taten oder vornahmen. Konnte auch ihre Opfer und Einlagen sehen. Wie es nun der Pfaffe oder Mönch, der dahinterstand, für gut befand, konnte er durch die verborgenen Schnüre, Drahtzüge oder andere Instrumente das Bild also regieren und regulieren, daß es bald die Augen, als wenn es lebe, gegen einen vor demselben Stehenden wendete oder wegkehrte, solche auf- und zumachte, ingleichen den Kopf bisweilen neigte, bisweilen schüttelte, wodurch es ja oder nein zu verstehen geben wollte usw. Wenn nun einer so



Älteste Ansicht von Leipzig

Anonymer Holzsch



1547 (Belagerungsszene)
chnitt. Ausschnitt

böse Taten, als Mord, Ehebruch, Hurerei, Diebstahl und dergleichen Laster an sich gehabt, vor ihm niederfiel und selbiges um Fürbitte anflehte, hat sich solches Bild gestellt, als wenn es schliefe, oder doch mit Schüttelung des Hauptes abschlägige Antwort von sich gegeben. Daher mancher, der es im Vermögen gehabt, ein stattliches Geld oder andere Sachen, um solches wiederum zu versöhnen und bei demselben Gnade zu erwerben, ihm aufgeopfert hat. Ingleichen wenn einem seine Bitte gewähret worden, welches das Bild durch Neigung des Kopfes oder durch ein freundliches Ansehen zu verstehen gab, indem es ihn gleichsam angelächelt, oder wenn einer etwa hernach von seiner Krankheit genesen, da hat denn mancher fast sein halbes Vermögen aufgeopfert oder doch demselben eine große Gabe getan.

Ein ähnliches wächsernes Marienbild ist auch zu Liebenwerda in der Kirche gewesen, welches man hoch angebetet und von dem man vorgegeben hat, es tue sonderbare Wunder mit Heilung an kranken Personen. Deswegen hat sich Dr. Martin Luther selbst dorthin begeben, die Leute eines bessern unterrichtet, das Bild selber aber vernichtet. Ist in den katholischen Zeiten auch eine kleine Kapelle gewesen, nicht weit von Torgau, dahin haben die schwangeren Weiber wächserne agni Dei getragen, in der Meinung, daß sie dadurch leichter und glücklicher gebären würden.

Den größten Widerstand setzte in Sachsen Georg der Bärtige der neuen Lehre entgegen. Als der Herzog sterben wollte, wies ihn Peter Isenberg auf seinen Patron hin, den Sankt Jakob. Aber der Hofmedikus sagte: „Gnädiger Herr, ihr pflegtet immer zu sagen: geradezu gibt die besten Renner. Dieses tut itzo und geht gerade zu Christus." Die Bauern um Dresden haben vor dem Tode des Herzogs Seltsames erlebt. Da hörten sie vielmals bei Nacht und Nebel ein groß Getümmel von Jägern und Reitern, und darnach plumpste alles mit großem Schalle ins Wasser. Georg der Bärtige

Aber viel größer war in dem sächsischen Lande die Erregung, als den jugendlichen Kurfürsten Moritz bei Sievershausen sein Schicksal ereilte. Etliche Wochen vor der Schlacht geschah zu Freiberg ein großes Erdbeben, daß die Häuser davon erhoben und die Fenster in den Stuben erschüttert wurden. Eine große, trübe Wolke warf sich am Himmel hin und wider, wie man ein Faß wälzet, ist hernach zergangen wie Wasser zerfleußt. Wuchs aus der Zerfließung ein großer Schwarm Fliegen. Die sind aufeinander geflogen als kämpften sie. Plötzlich wurden große, weiße Würmer daraus, die sich zerbissen. Dann kam eine große, schwarze Wolke, darüber lagerte sich eine rote, und nun überwälzten sie sich, bis die rote unten lag. Etliche Tage vor der Schlacht am Schlachtorte wurde ein Kurfürst Moritz



Kurfürst Moritz von Sachsen



Holzschnitt aus: Matheus Dreßer, Sächsische Chronik Wittenberg 1596

groß Getümmel, Jagen, jämmerlich Schreien und Wehklagen der Menschen und Pferde gehört. Im Saale des Schlosses zu Wittenberg ist ein klares, helles Feuer etlichemal gesehen worden. In Berlin ist vom Bilde

des Herzogs Moritz der Kopf von selber heruntergefallen. In Leipzig hat es Blut geregnet; in Meißen ist ein großes Heer Hunde zusammengekommen, hat sich so verbissen, daß sie weder durch harten Anschrei noch durch Schlagen voneinander haben gebracht werden können. Am Sonntage vor dem Tode des Herzogs ist am Himmel ein langer Mann gesehen worden. Dem floß das Blut von den Seiten nieder und Funken fuhren von ihm. Am Tage vor der Schlacht hat ein ungestümer Wind zwei Gezelte Moritzens niedergeworfen. Und dann fiel Moritz.

Mit schwarz tu dich bekleiden,
O teutsche Nation,
Reu, klag und hab groß Leiden,
Itz ist dein Held davon.

Die heimlichen Kalvinisten: Caspar Peucer

Nachdem die Lutherische Lehre fast überall im sächsischen Lande Eingang gefunden hatte, gerieten die Lutherischen untereinander in Streit. Die Strenggläubigen verfolgten die Anhänger der Lehre, die in einigen Lehrmeinungen dem Calvinismus zuneigten, viel heftiger, als sie es je mit den Römischen getan hatten. Das hat Caspar Peucer aus Bautzen, der Schwiegersohn Melanchthons, erfahren. Peucer stand bei dem kurfürstlichen Prinzen Adolf Gevatter auf dem Schlosse zu Stolpen. Bald nach der Taufe starb der Knabe. Da war es allen klar: das konnte nur geschehen, weil Peucer Calvinist war und somit den Exorzismus verachtete, nämlich die Worte, die bei der Taufe üblich waren: Fahre aus, du unreiner Geist und gib Raum dem Heiligen Geist. Nun wurden Peucers Schriften versiegelt. Er wurde ins Gefängnis gebracht, saß auf dem festen Schlosse zu Rochlitz, in den Türmen, die Jupen genannt, von denen es im Scherzworte heißt: wer die an hat, erfreuret nicht, auch fressen ihn die Wölfe nicht. Als er die Konkordienformel verdammte, kam er auf die Pleißenburg zu Leipzig. Dort schrieb er mit einer Tinte aus gebranntem Brot und Bier sein großes Lausitzer Heimatgedicht. Kurz vor seiner Befreiung hatte er einen Traum: Er sah den Leichenzug einer fürstlichen Person und läutete die Glocke dabei. Doch der Glockenstrick zerriß. Da warf er ihn weg mit den Worten: Strick ist entzwei und wir sind frei. Und plötzlich erscholl eine Stimme: „Ich will dir noch fünfzehn Jahre zulegen.“ Und so ist alles geschehen. Dem Kurfürsten August starb seine Gemahlin, und Peucer wurde frei. Als er 1602 starb, hat eine Schlaguhr, die zwei Jahre nicht aufgezogen war und in der Frauen Kästlein lag, aus freien Stücken angefangen zu schlagen, und als sie den elften Schlag vollendet, gab Peucer seinen Geist auf.

M. Cundius zu Borna

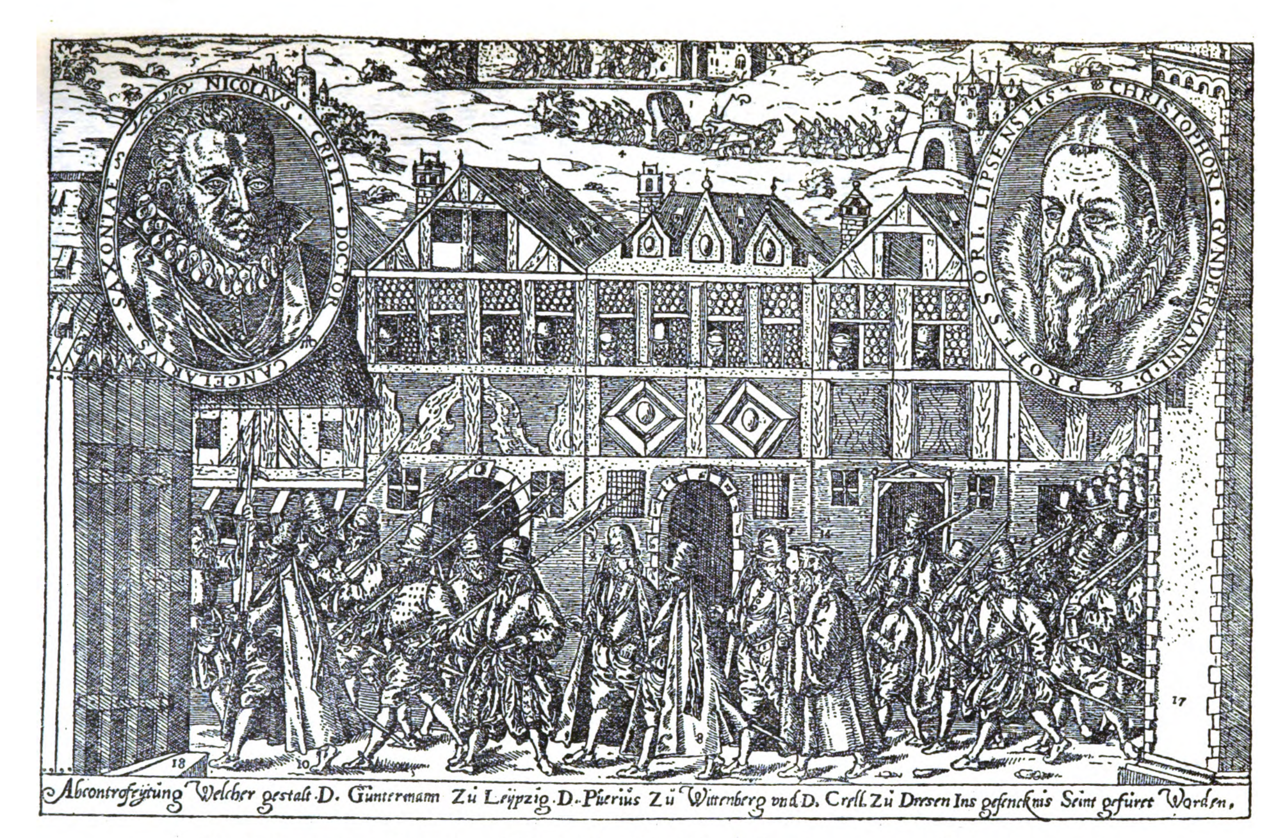
Zu Borna in der güldenen Aue, der Schmalzgrube des alten Pleißner-

landes, hat der Superintendent M. Joh. Cundius zur kalvinistischen Lehre gestanden. Doch als er solche auf der Kanzel vortrug, lief die ganze Gemeinde aus dem Gotteshause. Als der Priester aus der Kirche ging, kam ihm ein dicker, feister Hase entgegen. Den ließ sich Cundius fangen und braten. Doch kaum hatte er davon gegessen, wurde er zur Stunde also krank, daß er seinen Geist unter großen Schmerzen aufgab.

Der Teufel ist ein Kalvinist

Ob der Herr Superintendent von dem Hasenbraten so krank wurde oder ob es mit dem Hasen eine besondere Bewandtnis hatte? Mir scheint es so. Denn um das Jahr 1600 ist der Satan zu einer vornehmen Jungfrau von Adel im Budissiner Kreise in Gestalt eines Weibes gekommen, hat sie im Namen eines großen Herrn gegrüßt und sie aufgefordert, ihn in einem Busche, nicht weit vom Schlosse gelegen, zu besuchen. Der große Herr werde sie reich machen und ihr geben, was ihr Herz wünsche und begehre. Als nun die Jungfrau sich verwunderte und zweifelte, ob es wahr sein möchte, da hing ihr das Weib im Namen des großen Herrn eine güldene Kette um den Hals.

Wie aber das Mägdlein das Geschmeide betrachtet und dabei zufällig zur Erde gesehen, hat sie wahrgenommen, daß dem Weibe eine greuliche Klaue unter dem Rocke hervorragte, ist gewaltig erschrocken und hat in ihrer Herzensangst den Namen des Herrn Jesu gerufen. Da verschwand das Teufelsweib, und die goldene Kette verwandelte sich in lauter schwarze Kohle, die zur Erde niederfiel; die Jungfrau aber ward bis zum Tode krank. Nach drei Monaten, als sie wieder genesen, ist das Teufelsweib wieder gekommen, mit Grüßen von dem großen Herrn und herrlichem Geschmeide, und wiederum nach einem Jahre zum dritten Male. Als auch da die fromme Jungfrau sich geweigert, dem großen Herrn ein Stelldichein zu gewähren, da läßt sich das Weib also vernehmen: „Törichte Jungfrau, was hast du denn zu verlieren an deiner Seele Heil? Du bist ja weder recht getauft, noch auch zur Seligkeit vorherbestimmt; lies dieses Buch, da wirst du es selber einsehen, daß du in Ewigkeit verloren bist. Ergib dich also dem großen Herrn, er wird dich hier auf Erden reich machen und dir geben, was dein Herz wünschen und begehren mag." Darauf ist das Weib von ihr gewichen und hat ein Buch zurückgelassen; das Mägdlein ist aber wiederum so todkrank geworden, daß ihre Eltern den hochwürdigen Magister Frenzel zu Schönau auf dem Eigen gebeten haben, auf das Schloß zu kommen, welchem Rufe der Magister gefolget ist und mit dem Pfarrer des Orts zugleich die Jungfrau durch Gottes Wort getröstet und beruhigt, jenes Buch aber als ein calvinistisches konfiszieret hat. Der Teufel aber hat sich nicht wieder sehen lassen.



Verhaftung des Leipziger Calvinisten Professor Gundermann zu Leipzig 1591
Gleichzeitig Kupfer

Daraus ersieht ein jeder Christ,
Der Teufel ist ein Calvinist.

Daß dieser Spruch stimmt, kann auch David Steinbach erzählen. Er war kurfürstlicher Hofprediger und wurde zu Stolpen gefangen gesetzt, weil er versuchte, den Calvinismus in Sachsen einzuführen. Zu dem kam der Teufel ins Gefängnis, badete in seinem Handbecken, rückte das Bänklein fort und warf seine Bücher durcheinander. Mitgefangene haben den Teufel gesehen, er ging wie ein Bauer in einem roten Leder mit einem Fuhrmannshute und Federn darauf. Er half auch dem Prediger bei der Flucht, führte ihn durch drei verschlossene Türen, aber noch über dem Erdboden riß das Bettzeug, und Steinbach brach ein Bein. Vielleicht hat der Teufel gewußt, daß der Prediger noch nicht fest genug in der Irrlehre war, denn als der gemerkt, daß er schlechterdings nicht davon kommen würde, hat er zu kommunizieren begehret und seinen Irrtum widerrufen.

Zu Zwickau ist M. Wolfgang Raabe dem Kalvinismus zugetan gewesen. Er ließ schimpfliche und gotteslästerliche Reden über das Abendmahl vernehmen, leugnete wie seine Glaubensfreunde die mündliche Nießung des Leibes und Blutes Christi. Dafür wurde er seiner Sinne beraubt und ganz töricht. Er hat ohne Maßen gefressen und ist nicht zu ersättigen gewesen. Das kam daher, weil er in seiner Lästerung über das Abendmahl immer das Wort fressen gebrauchet.

Der Kalvinismus zu Leipzig

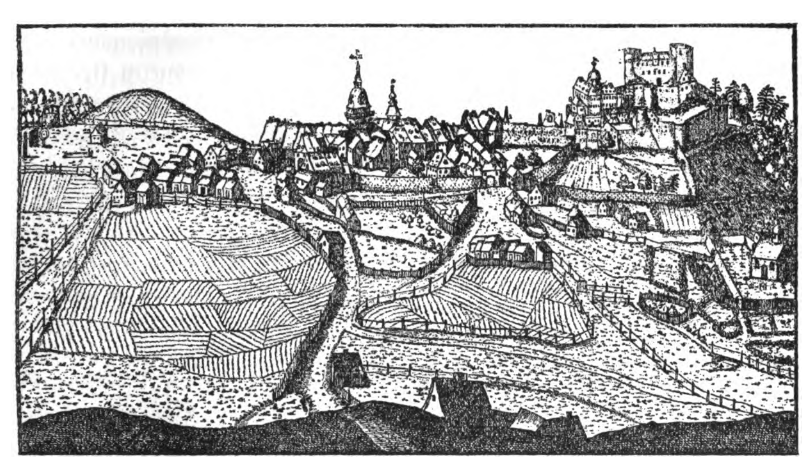
Ganz schlimm ist es mit dem Kalvinismus zu Leipzig gewesen. Dort brachen wegen der neuen Lehre große Unruhen aus. Der Pfarrer Gundermann an Sankt Thomas wurde vor den Augen seiner schwangeren Frau vom Volke gemißhandelt. Sie wurde darüber so schwermütig, daß sie sich an einem Bratenwender in der Pfarrwohnung aufhing. Nun findet sie keine Ruhe. Immer läßt sie sich vor dem Tode eines Pfarrers als weiße Frau sehen. Als 1592 wegen der kalvinistischen Gefahr eine große Kirchenvisitation gehalten wurde, drehte sich in der Schöppenstube zum Entsetzen aller eine große, dreifache Sanduhr von selbst um, daß der angefüllte schwere Teil nach oben zu stehen kam. Zuletzt fiel die ganze Uhr herab und barst auseinander.

Der Dreißigjährige Krieg

Schwedensteine, Schwedenschanzen, Schwedenstege sind überall im Lande zu finden, und der vogtländische Bauer hat schon manches Schwedenhufeisen beim Ackern aufgelesen.

Der Schatz unter der Stundensäule

Einst sprengte ein schwedischer Reiter mitten in der Nacht in das Dorf Landwüst und verlangte einen Bauer, der ihn führe. Sein Mantel



Frauenstein um 1650

Kupfer

bauschte ganz gewaltig, denn er hatte einen großen Sack mit lauter blanken Goldstücken darunter verborgen, die er durch Raub und Plünderung an sich gebracht hatte. Es fand sich auch ein Bauer, der ihm den Weg zeigen wollte, und beide verließen das Dorf bei dichter Finsternis. Da kamen sie an die Stelle nicht weit vom hohen Stein, wo eine Säule, die Stundensäule genannt, emporragt. Dort schüttete der Reiter sein Geld in einen Kasten und befahl dem Bauer, den zu vergraben, sagte: „Pulver und Blei ist drin!" Der Bauer grub aus Leibeskräften, versenkte die Truhe und deckte sie wieder sorgfältig mit Schutt zu. Für seine Arbeit kriegte er zehn Dukaten. Kaum aber war er ein Stück von der Säule weg, kam ihm der Reiter nach und erstach ihn. Niemand sollte um sein Geheimnis wissen. Im nahen Walde warteten die Kameraden des Schweden. Als sie sahen, daß ihr Waffengenosse mit dem leeren Sacke wiederkam, knüpften sie ihn am nächsten Baume auf und ritten davon. — Nun liegt der Schatz noch unter der Stundensäule, aber auf der Truhe sitzt ein Geist und bewacht ihn, und er wird nur weichen, wenn das rechte Zauberwort gesprochen wird.

Die Schweden treiben Kirchenraub

Die Schweden waren unersättlich. Als sie 1641 unter dem Rittmeister Hänßgen nach Bischofswerda kamen, raubte ein Soldat der Truppe die grünen taffetenen Tüchlein, die bei der Kommunion gebrauchet wurden. Aber die Strafe traf ihn: sein Leib verdorrte. Sogar die Glocken auf den Türmen waren vor den Räubern nicht sicher. Ein General raubte in Großglogau in Schlesien die Kirchenglocken, schenkte die eine nach Netzschkau und die andere nach Elsterberg. Die Elsterberger bestand zur

Hälfte aus Silber. Nach dem Kriege wollten die Großglogauer ihre Glocken wieder haben, kriegten sie aber nicht. Da verordneten sie: Kein Elsterberger und kein Netzschkauer darf jemals wieder in unsere Stadt. Wenn auch diesmal die Vogtländer von den Schweden geschenkt gekriegt hatten, so wurde ihnen aber auch genug dafür genommen:

Der Schwed is komma,
Hat alles mitg'nomma,
Hat Fenster neig'schlag'n,
Und's Blei davon getrag'n,
Hat Kugeln draus gossen
Und Bauern tot g'schossen.

Die Leute flüchten

Wenn die Schweden kamen, flüchteten die Leute in die Wälder. So wurde die Felsenhalle des Kuhstalls in der sächsischen Schweiz als Zufluchtsort für Mensch und Tier benutzt. Die Scheibenberger saßen in ihren Bergschlupfwinkeln und stellten Wächter mit großen Stangen auf. Die warfen sie lärmend zu Boden, wenn Feinde heranzogen. Die Schnarrtanner sind in ihrem Verstecke gefunden worden. Die hatten ihr Hausgetier mit und ein Hahn krähte aus Leibeskräften, um gutes Wetter anzukünden. Dadurch wurde er zum Verräter. Aber im letzten Augenblicke brachte ein junger Bauernbursche Verstärkung, und so wurden die Schweden verjagt. Auf der Stelle stehn heute noch die Hahnhäuser.

Die Schweden mit dem Bösen im Bunde

Es ist nicht zu verwundern, daß die Schweden fast jeden Widerstand brachen. Sie waren mit schlimmen Mächten im Bunde. Sie hatten Kugeln mit sich; wenn sie die laufen ließen, lagen sie vor den Häusern stille, in denen ein Schatz verborgen war. So konnten sie alles finden. Als die Schweden 1639 auf dem Scharfenstein lagen, hat sich ein junger Fleischer aus Grünhain mit ihnen eingelassen, um sich kugelfest zu machen. Aber es bekam ihm schlecht. Er wurde tyrannisch, blutdürstig, unmenschlich und konnte keines Menschen Freund sein. Da sich aber der Bursche als Meister in Grünhain niederließ und dort heiratete, trachtete die Freundschaft darnach, wie sie das Böse aus ihm rausbrächte. Erst brauchten sie viele Mittel vergebens, bis endlich einer die Teufelei aus dem Leibe purgierte und eine Hummel von ihm kam. Nun wurde er leutseliger und frömmer.

Der Fähnrich von Scharfenberg

Gegen solche Feinde konnte sich die Besatzung auf dem Scharfenberg bei Meißen so tapfer verteidigen wie sie wollte, es half nichts. Einer nach dem anderen wurde niedergemacht, bis die Reihe an den Fähnrich kam. Der kämpfte, bis er auf der Spitze des Schlosses stand. Dann schwang er sich hinunter, und siehe, ganz sacht trug ihn die Fahne zu Boden. Nun steht sein Bild bis heute im Hofe des Schlosses zu Scharfenberg.

Nur ein einziges Mal wird berichtet, daß sich die Schweden edelmütig zeigten. Das war vor Pegau unter Torstenson. Der Feldherr hatte die Stadt schon tagelang belagert, aber sie wollte sich nicht ergeben. Da ließ er sie mit schwerem Geschütz beschießen und Feuer hineinwerfen. Bald brannte die halbe Stadt, und die Bewohner wußten vor Angst nicht wohin. Torstenson schaute vom Lager aus dem Brande zu. Auf einmal sieht er das Stadttor aufgehen. Zwölf Knaben in Totenhemden kommen heraus, mit ihnen ein Geistlicher im Talar. Die schreiten mitten durch die Feinde gerade auf ihn zu. Vor dem Feldherrn fallen sie auf die Knie und der Geistliche bittet: „Erbarme dich über unsere Stadt! Ich bin dein Jugendfreund." Da erkannte Torstenson den einstigen Gefährten wieder. Er schonte die Stadt, und am andern Morgen war kein Feind mehr vor den Mauern zu sehen. Seitdem leitet das Lied, das die Knaben auf ihrem Bittgang sangen, in Pegau den Vespergottesdienst ein. Die Schweden vor Pegau

Zwischen Hainewalde und Großschönau steht am Breitenberge ein Bahnwärterhaus. Dort blühten auf einem Erdhügel jeden Sommer drei rote Rosen, und unter dem Hügel lagen drei schwedische Offiziere, drei Brüder vom Adel, die im Dreißigjährigen Kriege von Bertsdorf über den Breitenberg geritten waren und dort ermordet wurden. Einst kam zu dem Bahnwärter, der in dem Häusel wohnte, von Zittau her eine Kutsche. Zwei Rappen zogen. Dem Wagen entstieg eine große schwarze Gestalt. Die sagte zu dem Bahnwärter: „Um Mitternacht grabe den Hügel auf. Dort wirst du drei Ringe finden. Die bringst du mir auf den Zittauer Kirchhof!" Und die Kutsche fuhr ab. Und der Bahnwärter dachte: „Das machst du nicht!" Aber am nächsten Tage kam die Kutsche wieder, und die Gestalt sah so finster aus. Doch der Bahnwärter faßte sich immer noch kein Herz. Aber als am dritten Tage die Kutsche wieder vorfuhr und die schwarze Gestalt sagte: „Tust du's nicht, dann ist es dein Unglück und dein Haus brennt dir ab," da hat er's doch getan. Und in den morschen Knochen findet er die Ringe und läuft nach Zittau damit in der nächsten Nacht. Doch als er dreiviertel zwölfe vor dem Kirchhof steht, ist alles stille und die Tore sind geschlossen. Aber da ziehen schwarze Wolken ganz schnell herauf. Und als der erste Schlag der Zwölfe schlägt, zuckt ein Blitz. Da springen die Tore krachend auf. Wie von unsichtbarer Hand gezogen rennt der Bahnwärter nach einem Platze und legt dort die Ringe hin. Ob er die Rosen auch mitgenommen hat, weiß ich nicht, aber von der Zeit an hatte er Ruhe. Die Schwedengräber

Die Pest

Auf den Marktplätzen vieler deutschböhmischer Städte ragen steil die Pestsäulen hoch, oft in reicher, prächtiger Ausführung. Sie wurden als Dankessäulen nach dem Erlöschen einer der zahlreichen Pestzeiten errichtet. Die Nordböhmen gedenken heute noch an einem bestimmten Sonntage der grausigen Tage, da die Menschen fielen wie wurmstichig Obst. Und noch heute kann der Wanderer zur rechten Stunde das Wimmern hören, das auf den alten Pestkirchhöfen die ohne Segen verscharrten Toten erheben.

Pestanzeichen

Schon ehe der schwarze Tod ins Land einzog, schreckten gräßliche Anzeichen die Menschen auf. Die Zornrute des Kometen hing vom Himmel herab. Zu Marienberg hörte man ein Poltern und Fallen bei Nacht, als wenn man Leichen in die Erde senke und Boden auf Särge nachschütte. Die Glocke im Glockenturme wurde so schwer, daß sie nur mit Mühe in Schwung gebracht werden konnte. Ein hellbrennendes Licht geisterte auf dem Rathause. Zu Meißen weinte ein ungeborenes Kind fünf Tage vor der Geburt kläglich im Mutterleibe. Im Siechenhause zu Bautzen ließ sich ein grauenvolles Geschrei wie von vielen weinenden Menschen hören. Ein unausstehlicher Geruch und Geschmack wie von glimmendem Feuer oder angezündetem Schwefel durchzog die Luft. Das war der giftige Pestgestank.

Pestmacher

Manchmal ist die Pest von bösen Menschen gemacht worden. Vor allem die Totengräber waren darin kundig. Als 1623 die Pest zu Gottesgab wütete, sagten die Leute auch: „Der Totengräber ist schuld!" Hans Leonhard, ein Mühlknecht, der eben aus dem Kriege gekommen war, wagte sich hinein in des Totengräbers Hütte. Da fand er über dem Ofen einen Totenkopf hängen. Ganz schlimm hat es der Wolkensteiner Totengräber getrieben. Der hatte einer Pestleiche den Kopf abgehackt und den Schädel in seiner Stube aufgehängt. Nun tat er Hefe und Bier hinein, Blut von Verstorbenen und Milch aus Brüsten der Pestleichen. Das mischte er durcheinander und kochte es. Soviele Tropfen aus dem schwitzenden Hirnschädel fielen, soviele Pestleichen hatte er an diesem Tage.

Ob der Mann, der bei Pirna mit den drei großen Säcken über die Elbe setzen wollte, auch ein Totengräber war, weiß ich nicht. Der Schiffer brachte nicht einmal einen Sack fort, so schwer war er, aber der Fremde nahm gleich alle dreie auf den Buckel und warf sie in den Kahn. Als sie in der Mitte des Stromes waren, begann der Kahn zu sinken. „Ihr müßt einen Sack rauswerfen, sonst gehen wir unter!" sagte der Schiffer. „Laß mir meine Säcke liegen und fahre weiter; es wird keine Not haben,

wenn's auch so aussieht," erwiderte der Fremde. Unterdessen waren sie am anderen Ufer angekommen. Aber der Sackmann stieg nicht aus: „Fahre mich noch ein Stück am Ufer hin." Der Schiffer machte es auch, aber als sein Gast gar nicht genug kriegen konnte, wurde er böse und sagte: „Wer weiß, was Ihr in Euren Säcken habt; ich fahre nicht weiter, ich habe mein versprochenes Geld zur Genüge verdient, und hier müßt Ihr ausladen!" Darauf sagte der Fremde: „Du hast dich grob und schnauzig genug gegen mich gezeigt, du trotziger Gesell, hier hast du dein Fährgeld und ich habe meine Säcke. In dem einen habe ich das hitzige Fieber, in dem andern das kalte, im dritten die Pest, und davon sollst du deinen Anteil am ersten bekommen; denn nach Johannis wird eine solche Hitze werden, daß die Leute auf dem Felde umfallen und verschmachten!" Damit warf er seine Säcke auf den Buckel, stieg aus und wanderte über Land.

Die Pest als Wölkchen

Wenn die Pest ausgebrochen ist, zieht sie als Wölkchen oder als Dunst von Ortschaft zu Ortschaft. In Kuttendorf im Leitmeritzer Gau hat eine Magd zur Bäuerin gesagt: „Frau, was ist denn da oben für eine Wolke?" Und gleich ist sie umgefallen und war tot. Und von der Stunde an hat sich die Pest verbreitet. Bei Merschwitz hütete der alte Schäfer am Waldrande seine Schafe. Da sah er von Goltzsche her eine Dunstwolke kommen. Die kroch in die hohle Weide, die vor ihm stand. Der Schäfer wußte, was das war. Schnell eilte er hin und stopfte die Weide zu. Nun war die Pest eingespundet und konnte nicht weiter. Doch als der Schäfer längst gestorben war, wurde die Weide gefällt. Da stieg aus dem Stamme ein blauer Dunst auf. Von der Zeit an wütete die Pest wieder im Lande.

Auf ähnliche Weise kam die Pest in Freiberg wieder. Dort brach ein Töpfer beim Hospital eine Tongrube auf, in die 1564 beim großen Sterben alte Lumpen und Stroh aus den verseuchten Häusern geworfen worden waren. Da stieg dem Töpfer ein widriger, giftiger Dampf entgegen. Gleich mußte er sich legen, die Seinigen und die Nachbarschaft auch, und viele Monate wütete in der Stadt die Seuche.

Wie der schwarze Tod nach Pirna kam

Auf ganz sonderbare Art ist die Pest nach Pirna gekommen. Dort ist die Turmpflegerstochter an dem Unglück Schuld gewesen, und die Sache ist so zugegangen. Der Türmer zu Pirna hatte eine hübsche Tochter. Das Mädchen blühte wie ein Rösel, daß die Leute, zumal die Mannsleute, sie nur gerne ansahen. Aber sie war sittsam und kehrte sich nicht daran. Da kam ein Ungar in die Stadt. Das war ein stattlicher Mann mit vielen blanken Dukaten, mit denen er vor den Leuten nicht sparte. Dem stach die Turmpflegerstochter in die Augen. Er umwarb sie mit Schöntun, schenkte



ihr Perlen und Geschmeide. Auch der Mutter drückte er manchen harten Taler in die Hand. Sie ward ihm darum wohl geneigt und erlaubte ihm mehr, als sie sollte. Dem Mädchen gefiel es auch, sich mit den schönen Sachen vor dem Spiegel zu putzen und zu drehen. Sie ging in Samt und Seide zu Tanze und ließ sich von den Leuten bewundern. Der Fremde hätte wohl leichtes Spiel gehabt, wenn nicht der Vater seine Tochter in so strenger Hut gehalten hätte. Da starb der Turmpfleger an einem hitzigen Fieber. Im Arm ihres Liebsten vergaß das Mädchen bald das Trauern. Aber als es eines Morgens nach einer lustigen Nacht erwachte, lag es allein. Der Ungar war mitsamt seinen Talern heimlich auf und davon. Ihre Schande ward ruchbar. Auf der Straße zeigten die Leute mit Fingern auf sie. In ihrer Not, und weil sie einmal Gefallen daran gefunden hatte, aß sie mit ihrer Mutter unehrlich Brot. Eines Abends klopfte es an ihre Tür. Herein trat ihr ungetreuer Liebster. Er umarmte das Mädchen und blieb die Nacht bei ihr. Am andern Morgen war er wieder fort. Doch er hatte Geld da gelassen und ein Kästchen, drin lag ein feines türkisch Tuch. Die Dirne nahm es auch gleich um und ging damit auf die Straße. Sie drehte sich und schwänzelte, damit die Leute sahen: Seht, mir geht es wieder gut. Plötzlich ward sie von Schüttelfrost gepackt. Der schwarze Tod kam über sie. Und woher war er gekommen? Aus dem Tüchlein, das ihr der Ungar gegeben hatte. Von ihr ging der Tod weiter in die Stadt und würgte alles. Die Leute haben gewußt, die Turmpflegerstochter ist schuld. Sie gruben ihre Leiche aus und schlugen ihr mit dem Grabscheite den Kopf ab.

Pestheilungen

Die Pirnaischen glaubten, die Turmpflegerstochter sei ein Nachzehrer. So töteten sie die vermeintlich lebendige Leiche noch einmal, um vor ihr sicher zu sein. Ein Eulowitzer Geschwisterpaar, das während der Pestzeit täglich zu einem hölzernen Marienbilde vor dem Dorfe beten ging, ist von der Gottesmutter beschützt worden. In Bautzen wurde ein kleines Mädchen auf folgende Art vom schwarzen Tod gerettet. Dort wütete zur Zeit des Bürgermeisters Wenzel Röhrscheidt die Pest am heftigsten in einem Hause der Schloßgasse. Alle Bewohner starben bis auf ein sechsjähriges Mädchen. Da hat eine Wärterin das Kind nackt und bloß aus dem Hause getragen und auf der Gasse gebadet. Und damit es nicht schreie, kriegte es einen Apfel und ein Paar rote Schuhe. Da saß es plantschend in seinem Wännlein auf der Gasse, spielte mit dem bunten Zeug und blieb gesund.

Der Sohn des Richters aus Reifland war mit der Pfarrerstochter aus Lengefeld verlobt. Vor Lengefeld standen Wachen, und niemand durfte in den Pestort. Und doch wollte der Bursche seine Braut retten. Da lief

er nach Freiberg, wo die Pest nachgelassen hatte. Dort hatten die Totengräber, die sonst immer so verdächtigt wurden, ein Mittel gegen die Seuche gefunden. Sie hatten gewürzhafte Kräuter und Wurzeln in scharfen Essig aufgesetzt. Davon kaufte der Bursche, und mit dem Wunderessig schlich er durch die Wachen ins Lengefelder Pfarrhaus. Zwar war sein Schwiegervater schon gestorben, aber die andern Bewohner des Hauses und viele aus der Stadt heilte er mit dem Kräuteressig. Nun wurde die Pestsperre aufgehoben, und die Bewohner von Lengefeld, Rauenstein und Reifland feierten ein Wiedersehens- und Dankesfest. Dort, wo sie sich trafen, wurde ein Stein gesetzt, und der bewahrt bis heute die Erinnerung an den schwarzen Tod.

Die Großhartmannsdorfer sind immer gut durch die Pestjahre gekommen. Nicht weit vom Orte liegt die große Torfheide. Dort wuchs in Menge eine Pflanze, die unter dem Namen „Zeitheed" (Zeitheide) bekannt war und noch jetzt bekannt ist. Die half gegen die Pest. Und wie Vögel die Pest verkünden (weiße Schwalben lassen sich sehen, die Wildgänse ziehen mitten im Sommer fort), so verraten auch Vögel das Heilmittel gegen die Seuche. Über das Vogtland und das Erzgebirge flog von Norden her ein weißer Rabe und rief:

Freßt nur recht Rapuntica,
Sinsten kimmt kä Mensch derva.

Auch über die Westlausitz flog ein Vogel. Sein Lied war so: Trinkt Bibernell und Gundermann, so wird die Pest ein Ende han.

In Bernsdorf bei Werdau ging ein graues Männel von Haus zu Haus und klopfte an die Türen. Soviel mal es klopfte, soviel starben. Es sagte zu einem Mann und einer Frau: „Eure Nachbarn werden alle sterben, ihr müßt die Totengräber machen. Trinkt Baldrian, so kommt ihr davon."

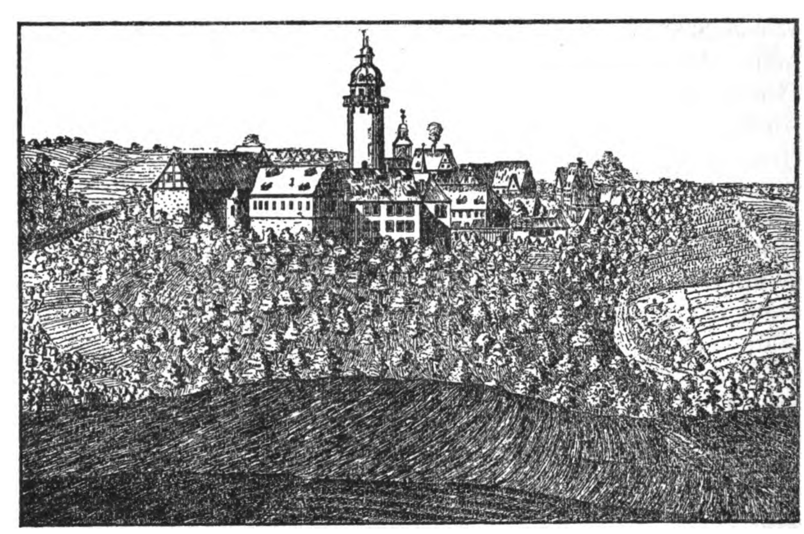
Aber viele Leute haben die Heilmittel nicht angewendet. So starben ganze Dörfer vollkommen aus. In Böhmisch-Kamnitz waren beim Fobelbauer alle gestorben außer der steinalten Urmutter. Sie saß auf der Ofenbank und dachte nach, was nun mit ihr würde. Da sah sie eine Gestalt am Fenster, und als sie näher hinguckte, war es das Todgerippe. Da rief die Alte: „Guck, immer guck, 's is niemand mey dou ols iech." Da verschwand der Tod am Fenster, und die Mutter lebte noch mehrere Jahre.

Von mancherlei Herren

Die weiträumigen, aus klobigen Bruchsteinen erbauten Ritterhöfe und die Herren darauf hat der kleine Mann, der sich in engen Verhältnissen abplackte, immer mit jener furchtsamen, ganz aufs Ungewöhnliche



Schloß Hoynsburg um 1650



Kupfer von J. Schreiber fec.

eingestellten Neugier betrachtet, aus der so schnell ein sagenhaftes Erlebnis sich bilden kann. Mancher der ritterbürtigen Herren ist zum Nachtjäger geworden, mancher findet als Wiedergänger keine Ruhe, bis er endlich irgendwohin gebannt wurde. Es waren mitunter aber auch tolle und volle Kerle, die in den riesigen Genisten saßen!

Herr Melchior von Saalhausen

Herr Melchior von Saalhausen auf Schweta bei Mügeln war Kriegsoberst Friedrichs des Gebissenen. Er war von Kindheit an ein herzhafter Soldat und Kriegsmann gewesen und Hahn genannt worden, dieweil er überall Hahn im Korbe war. Als er aber in seinem Alter zur Ruhe saß und auf dem Hause Schweta wohnte, hat es ihm noch von den wilden Kriegszeiten her angehangen, daß er die, so ihn zum Zorne reizten, seiner Wut aufopferte. Dadurch geriet er oft in Ungnade bei der hohen Landesobrigkeit, obwohl sie ihm seiner ritterlichen Kriegstaten wegen wohl geneigt war. Einmal hatte er zwei Böttcher in seinem Keller, die etwas an Wein- und Bierfässern arbeiten sollten. Zu denen ging er, um ihrer Arbeit zuzusehen. Weil sie es ihm aber nicht zu Sinne machten, hat er sie getadelt und unterrichtet, wie er's haben wolle. Die Böttcher aber haben vermeinet, sie verstünden es besser. Da mögen einige Worte gefallen sein, worüber Herr Melchior erzürnt ward, und so hat er die Werkleute wie Hunde niedergeschlagen und im Keller erwürget.

Weil er nun schon allzuviel Werg am Rocken (Spinnrocken) gehabt, hat er sich in Eile geflüchtet. Es ist ihm aber fleißig nachgetrachtet worden, so

daß er große Mühe hatte, seinen Verfolgern zu entgehen, doch ist er ihnen immer als ein rechter Hahn aus den Fäusten entflogen. Einstmals hätte er aber doch verspielt gehabt, wäre nicht einer seiner Untertanen gewesen. Der Fronbauer fährt Mist aufs Herrschaftsfeld, und der Saalhausen gehet hinter dem Wagen her. Da wird er gewahr, daß das Landgericht zu Roß und Fuß einherzieht, ihn zu suchen und abzuholen. Als er nun hierüber erschrickt und zur Flucht nicht mehr Zeit hat, bittet er den Bauer um einen guten Rat. Der sagt: „Eure Feinde haben Euch noch nicht gesehen. Hier ist der Acker, auf den der Mist gehört. Legt Euch nieder, ich werde ein wenig Mist auf Euch werfen. Dann fahre ich wieder zum Hofe, als ob ich meiner Arbeit wartete und gebe fleißig Acht. Sobald sie von hinnen sind, zeige ich es Euch an und helfe Euch heraus." Da blieb dem Kriegsobersten Herrn Melchior weiter nichts übrig, als unter den Mist zu kriechen. Aber das Gericht blieb gar lange auf dem Hofe zu Schweta und suchte alle Winkel und Ecken aus, und ebensolange mußte der Herr unter dem Mist im Gestanke aushalten. Da wurde er endlich unwillig, glaubte, die Leute seien längst hinweg und der Bauer lasse ihn absichtlich so lange im Kote stecken und spotte seiner. Und als der Bauer fröhlich zurückkommt und meldet: „Das Gericht ist fort!" und großes Lob und großen Dank zu verdienen hofft, greift der Junker nach seinem Degen und sticht den Bauer tot. Hinterher hat er freilich erfahren, wie unrecht er dem Bauer getan hat, hat auch seinen geschwinden Zorn bereuet. Als er endlich durch große Herren und Potentaten Fürwort, Gnade und Sicherheit erlangt hat, ist er ganz einsam auf seinem Hause gesessen und auf das Heil seiner armen Seele bedacht gewesen. Vor seinem Ende befahl er, ihm im Kircheneingange zu begraben, mitten im Wege, damit man über ihn hingehen müsse und ihn mit Füßen trete, wie er es auch im Leben mit jedermann getan habe. Und ein Rad mußte über seiner Grabstätte errichtet werden, damit es anzeige, daß er sich nicht wert erachte, unter der Erde zu liegen, sondern wohlverdient habe, wie ein Mordbube auf dem Rade zu wesen.

Die Junker zu Brambach

Einst saßen vogtländische Junker auf dem Schlosse zu Brambach die ganze Nacht hindurch beim Kartenspiel. Der Morgen dämmerte schon. Die Junker mischten die Karten immer wieder von neuem und achteten nicht auf das Gewitter, das heraufzog. Und wie draußen der Wächter sang: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende", da rief der Herr von Schirnding: „Was singt der Bursch? Der meint unser Geld! Kerl, hast recht, das geht zu End." Mitten hinein in das Gelächter der Junker krachte ein Donnerschlag. Ein Sturmwind löschte das Licht, und aus der

Dunkelheit trat ein riesengroßer Mann mit grünem Rock und Eisenhut. Die Junker erschraken, aber der von Schirnding, der fürchtete sich nicht, und wenn der Leibhaftige selber gekommen wär. „Laßt ihr euch wie Weiber ins Bockshorn jagen?" rief er. „Frisch, die Karten her; ihr Memmen!" Da stand der Herr von Rabe auf. „Mit solchen Dingen soll man nicht Spott treiben", sagte er. „Und wenn Ihr uns feige heißt, so soll's unser Schwert Euch anders lehren!" Da ziehen sie hinaus an den Rötherbach und fechten es miteinander aus, keiner will weichen. Zuletzt sinkt der Herr von Schirnding auf den Rasen. Der Herr von Rabe hatte ihn mitten in die Brust getroffen. Auf dem Kampfplatz richteten seine Getreuen einen Stein und schrieben darauf die Jahreszahl 1705. Die kann man heute noch lesen.

Graf von Schwarzburg und die Spinnerin

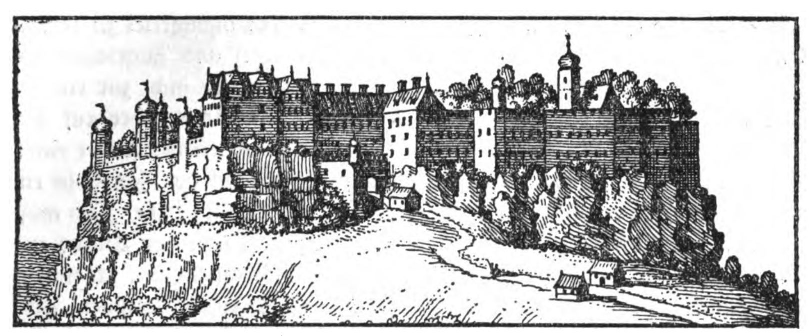
Da war anno 1513 in Freiberg ein junger Graf von Schwarzburg. Dem hatte es die Schönheit und Zucht einer armen Spinnerin so angetan, daß er sie heimlich nach Annaberg schaffte, um sie zu ehelichen. Aber seine Freunde wollten es hindern und klagten es dem Herzog Georg. Der ließ die Jungfrau zu Annaberg arretieren und durch zehn Mann auf dem Rathause bewachen. Aber als die Annaberger am ersten Weihnachtsfeiertage in der Kirche der Predigt lauschten, sprengte der Graf von Schwarzburg mit einem Trupp Reiter vor das Rathaus und holte seine Liebste.

Das Pagenbett auf dem Königstein

Ein toller Bursche ist auch Karl Heinrich von Grunau gewesen, der Leibpage des Kurfürsten Johann Georg II. Es war so lustig zugegangen auf der Festung Königstein, und ganz voll suchte der Junker sein Bett. Doch er verfehlte es. Da kroch er zu einer Schießscharte hinaus, und auf dem schmalen, kaum eine Elle breiten Gesimse der äußeren Festungsmauer legte er sich zur Ruhe. Dort schlief er bis zum frühen Morgen. Da fanden ihn die Wachen. Schnell wurden Seile um ihn geworfen, der Hof versammelte sich, Trompetengeschmetter und Paukenwirbel weckten den Schläfer aus seinem Schlummer.

August der Starke

Das ritterliche Vorbild war für die sächsischen Herren des 18. Jahrhunderts der König und Kurfürst August der Starke. Vom Wiener Stefansturme hielt er zwei Trompeter hinaus, auf jeder Hand einen, und ließ sich etwas vorblasen. Damals, so sagen die Lausitzer Wenden, war der Kaiser von Österreich lutherisch, aber die Pfaffen wollten ihn gern katholisch haben. Da band sich ein Pfaff eine Kuhhaut um, setzte sich Hörner auf und sah so aus wie der Teufel. Dann ging er zweimal in der Nacht zum Kaiser und sagte, er werde ihn holen, wenn er nicht katholisch würde. Da klagte der Kaiser sein Leid dem Starken aus Sachsen. Der sagte: „Ich habe nicht viel Zeit, aber ich werde bleiben und sehen, was das für ein Teufel ist." Er legte sich in das Bett des Kaisers, und als der verkleidete Teufel in



Festung Königstein um 1650

Kupfer von M. Merian. Ausschnitt

der dritten Nacht wieder kam, warf ihn der Starke zum Fenster hinaus, drei Stock tief, daß er gleich tot war. In Ungarn zerbrach August der Starke Hufeisen, in Krakau köpfte er einen polnischen Ochsen mit einem Schlage, auf der Brühlschen Terrasse in Dresden drückte er in das Eisengeländer seinen Daumen ein.

Der bucklige Herr zu Herwigsdorf

Da Körperkraft und stattliche Erscheinung bei den ritterlichen Frauen und Herren so hochgeschätzt waren, können wir begreifen, wie unglücklich sich der Herr auf Herwigsdorf bei Löbau gefühlt hat, den die Natur klein und bucklig gestaltet hatte. Alle Leute nannten ihn unter sich nur den buckligen Herrn. Einst brauchte der bucklige Herr einen Anzug. Der Schneider kam zum Maßnehmen. „Wieviel werd' ich brauchen?" fragte der Herr. „Na, Sie sein kleene, do wern m'r ne vill brauch'n", sagte der Schneider. Seht, der Schneider durfte den Anzug nicht machen. Der Herr ließ einen andern kommen. Den fragte er wieder, und der war schlau: „Nu, Sie sein ane ganz stoatliche Person; neun Ell'n wer'n ne lang'n!" Das wurde ein feiner Anzug. Ein andermal saß der bucklige Herr auf seiner Lattenbank vor der Türe. Da kam ein fremder Fleischer und fragte: „Na, Kleener, hoabt Ihr ne a Koalb ze verkeefn?" Darüber wurde der Herr ganz wütend. Er ließ eine Wachsfigur machen, die aussah wie er selbst. Die stellte er ans Fenster, und jeder Vorübergehende mußte vor ihr den Hut abnehmen. — Zuletzt hat sich der bucklige Herr aus Gram erschossen. Es war an einem Sonntage, nachmittags gegen dreie. Da ist der Pfauhahn vom Hofe geflogen in einem Zuge bis nach Gießmannsdorf. Dort wohnte des Herrn Schwester. Die hat gerufen: „Herrgott, was mag nur in Herwigsdorf passiert sein?" Auch im Grabe hat der bucklige Herr keine Ruhe gefunden. Da ist er auf den Dachsbau gebannt worden. Wer's gemacht hat, weiß ich nicht. Vielleicht der Pastor Tubesink; denn der hat auch drüben in Sohland sein Ding gemacht.



Kaiser Josef

Auch die Deutschböhmen wissen von ihren Herren mancherlei zu erzählen. Die Johnsdorfer Bauern mußten mit Wagen und Zugtieren zur Robotleistung nach Lämberg kommen. Trafen sie einmal nicht zur rechten Zeit im Meierhofe ein, dann setzte es Strafe. Ein Knecht, der auf der Bauernwirtschaft Nummer eins diente, hatte das oft erlebt. Als er eines Tages im Galopp gegen Lämberg fährt, hält ihn auf der Hofehöhe ein vornehmer Herr an. Der fragt ihn, warum er es so eilig habe. „Ich muß zur Zeit im Hofe sein, sonst setzt es Prügel", gibt ihm der Knecht zur Antwort. „Ach was," sagt der Fremde, „laß mich mitfahren, ich nehme die Verantwortung auf mich!" Als sie in den Meierhof kommen, geht ein wahres Donnerwetter los. Da macht der Fremde seinen Rock auf. Als der Verwalter auf der Brust den goldenen Stern sieht, erschrickt er gar sehr. Er weiß jetzt, mit wem er es zu tun hat. Der Fremde war Kaiser Josef. Und nun hat es der Kaiser dem Verwalter ja gesteckt.

Einmal war der Kaiser Josef am Geltschberge. Dou hod ar senn Houfenorrn gefrôt: „Also, wieviele Körbe müßte man nehmen, um den Geltsch hineinzubringen?" „Majestät", hot dar Houfenorre gesôt; „wenn dar Korb gruß genung wäre, ging ar ei enn!"

Raubgesellen

Karraß in der Nasse durchbrauste mit seinem Jagdzuge wie ein zweiter wilder Jäger die Gegend, gleichviel ob es Werktag oder Feiertag war. Saaten und Pflanzungen seiner Untertanen ritt er nieder. Ihre Töchter schleppte er auf seine Burg. Den schutzlosen Waisen nahm er ihr geringes Vermögen. Auf der Burg Lauenstein trieb der markgräfliche Hauptmann Gecko sein Unwesen. In der Gegend von Glashütte hauste der Raubgeselle Wittich mit seiner Schar und beunruhigte ganz Meißen.

Auf dem Falkenberge im Zittauer Gebirge stand auch ein solches Raubnest. Von dem wilden Burgherrn singen die Nordböhmen ein Lied:

Es gräst eine Gräserin hübsch und fein,
Sie gräst auf einem Wieserlein;
Sie gräst, bis daß der Herr sie fand,
Der wollte von ihr ein Liebespfand.

„Ich hab kein Pfand, hab nichts bei mir
Als wie die schmale Sichel hier."
„Die schmale Sichel begehr ich nicht,
Und Weiberkleider, die trag ich nicht."

Da nahm er die Jungfrau auf sein Roß
Und ritt mit ihr vors Falkenschloß.
„Macht auf, macht auf, Gesellen mein,
Ihr wißt nicht, was ich bringe rein."

Sie setzten die Jungfrau auf die Bank,
Daß ihr der Gürtel vom Leibe absprang,
Sie setzten die Jungfrau hinter den Tisch,
Sie trugen ihr auf gebratenen Fisch.

Gebratenen Fisch, ein Glaserlein Wein —
„Nun iß und trink, dann bist du mein."
Sie aber guckte zum Fensterlein raus
Und sah und sah ihres Vaters Haus.

„Ach, wenn ich doch d'rheeme wär,
Des Falkners Schloß versunken wär,
Versunken in den tiefen Grund,
Dann blieb ich ein Mägdlein hübsch und jung.

Nun weiß ich, daß ich sterben tu,
Ach, grabt mich tief und deckt mich zu
Mit gählem Klie, mit Röslein rut,
Die decken mich in meiner Nut.

Und wer wird mich zu Groabe troan?
Drei Reiter und a Wandersmoan;
Und wer wird sing'n mei Groabelied?
Die Drustel, die vorüberzieht."

Meist haben die Raubgesellen den gerechten Lohn für ihre Taten bekommen. Des Karaß Burg versank bei einem Unwetter mit allem, was darin war. Wehklagend durcheilt der Raubritter, bald zu Fuß, bald zu Roß, die wüsten Fluren. Gecko von Lauenstein spießte sich einen Pfahl durch den Leib und fand ein klägliches Ende. Wittichs Räubernest wurde von Weichold von Bärenstein zerbrochen, einem ehrenfesten Ritter, der sein Land liebte. Und so ist es immer gegangen: die Raubgesellen trieben es eine Zeit, dann stürzten ihre Burgen und Schlupfwinkel durch göttliche oder menschliche Macht. Noch liegen die Trümmer in Wäldern oder auf einsamen Bergkuppen.

Waren manche Ritter schlimm, so waren es ihre Dienstleute nicht weniger. Wie der Herre, so's Gescherre. Von bösen Vögten und Förstern wissen die Leute mancherlei zu erzählen. Der Förster Rachhals zu Aue war ein solcher. Aber alle trifft wie die Herren die Rache des Volkes: sie gehen um bis in die Ewigkeit.

Von Mönchen

Neben den Ritterbürtigen und ihren Dienstleuten haben die geistlichen Herren und Ordensbrüder dem Volke viel zu denken gegeben. Da lebte im Kloster zu Zittau der Bruder Laurentius, wohlbeleibt, gar einfältigen Sinnes, aber begabt mit einer Feinheit der Zunge, die in der

Mittelalterlicher Mönch



Holzschnitt aus: Matheus Dreßer, Sächsische Chronik. Wittenberg 1596

Stadt nicht ihresgleichen fand. Der Abt, der die Gaben eines jeden, wie sie ihm Gott gegeben hatte, zu nutzen wußte, bestellte ihn zum Aufseher über das Klosterbrauhaus. Er war seitdem mehr im Brauhaus als im Kloster. Zu allen Tageszeiten konnte man ihn sehen, wie er seine runde Gestalt über die Malzböden schob. Von jedem Haufen nahm er ein paar Körner. Die verzehrte er im gemächlichen Wandeln und kostete die Güte einer jeden Sorte heraus, wie er sie gerade brauchte. Kein Malz durfte

in die Pfanne geschüttet werden, daß er nicht so gekostet und für gut befunden hätte. Sogar in der Nacht war ihm das dampfende Brauhaus lieber als seine Zelle. Da ging er zwischen den Kühlstöcken umher, schöpfte da und dort mit einem zierlichen Becher aus Rosenholz, von dem keiner recht wußte, wo er ihn her hatte. Die Brauknechte hörten auch, wie er zuweilen seltsame Worte gleich Segensformeln darüber hinsprach. Sie waren aber alle vereidigt und ließen nichts verlauten. So ward bald das Klosterbier das beste in der ganzen Stadt. Die Mönche konnten kaum all die vielen Tonnen füllen, die die Leute aus Stadt und Land heranbrachten. Den Stadtbrauern aber versauerte das Bier in den Kellern. Doch blieben sie auch nicht müßig. Sie schafften gleich besser Malz und stärkeren Hopfen an. Aber es half nichts. Sie mußten ihr Bier selber trinken. Da kamen sie in hellen Aufruhr, liefen zum Abte und begehrten das Geheimnis zu wissen. Der sagte: „Kommt und seht selber." Das ließen sie sich nicht zweimal sagen. Sie stöberten das Brauhaus von oben bis unten durch, strichen um die Malzhaufen, rochen in die Pfannen. Sie kosteten das Bier wieder und wieder, schüttelten die Köpfe und wurden nicht klüger dabei. Nun hatte der Klosterbraumeister eine junge, hübsche Tochter, die war mit einem Brauereibesitzer aus der Stadt verlobt. Als nun die Verwirrung unter den Stadtbrauern immer größer wurde, sagte der Brauer zu seinem Mädchen: „Auf der Stelle wirst du meine Frau, wenn du herausbringst, wie der Bruder Laurentius das Bier würzet, daß es ihm keiner nachtun kann." Das Mädchen beschlich den Bruder auf seinen Gängen. Schlau, wie nun einmal die Weiber sind, kam sie auch bald hinter sein nächtliches Treiben und verriet ihrem Liebsten, was sie gesehen hatte. Der trat zu den Brauern und sagte: „Hört, der Laurentius hat eine Zauberformel, mit der er die Kühlstöcke segnet. Macht, daß er unsre auch segnet, dann wird's uns nicht mehr fehlen." Da holten die Brauer den Bruder aus dem Kloster heraus, schleppten ihn von Brauhaus zu Brauhaus von einem Kühlstock zum andern, und über alle mußte er seine Formel sprechen. Dem guten Laurentius lief der Schweiß in hellen Bächlein über's feiste Gesicht. Er konnte sich zuletzt kaum noch auf den Füßen halten und kam wie gerädert im Kloster wieder an. Als nun die Zeit um war, die das Bier zum Gären braucht, schlugen die Brauer ihr Gebräude an. Da gab's ein großes Fest. An langen Tafeln saßen die Leute aus Stadt und Land und warteten auf das gute Bier. Das schäumte lustig in vielhundert Krüge. Aber als sie es kosteten, da hätte einer die Gesichter sehen sollen. Die Leute sprudelten und spuckten. O weh, das Bier war sauer, saurer denn je zuvor. In ihrer Wut zerschlugen sie die Krüge und liefen Sturm

auf die Brauereien, daß die Besitzer mit knapper Not die Tore hinter sich zuwerfen konnten. Dahinter saßen sie und grollten und waren ratloser denn je. Aber des Braumeisters Tochter und ihr Liebster, die hatten schon einen neuen Plan. Sie versteckten sich zur Nachtzeit im Brauhaus. Wie nun der Bruder daherkommt und sich mit seinem Becher über den Kühlstock bückt, da kriegt ihn der Bursche zu fassen. Er schwenkt ihn über das dampfende Bier. „Schnell, nimm den Becher!“ ruft er dem Mädchen zu. Der Laurentius aber in seiner Todesangst klammert sich an ihr fest. Dem Brauer wird der dicke Mönch zu schwer. Er läßt los, und der Laurentius mitsamt dem Mädchen versinkt im wallenden Kühlstock. Wie nun der Bursche sieht, was er angerichtet hat, stürzt er ohne Besinnen den beiden nach. Am Morgen sehen die Knechte den Rosenholzbecher auf der braunen Flut schwimmen. Sie schöpfen und kosten und können sich nicht genug tun. Bald geht die Kunde durch die Stadt: „Im Kloster gibt's ein Bier so gut wie noch nie!“ Die Leute kommen gefahren, gelaufen. Die Knechte füllen, füllen. Auf einmal ist's alle. Wie einer nachschauen geht, sieht er vor dem Spundloch die drei Leichen. Das gab ein großes Geschrei. Wer schon zuviel von dem Biere getrunken hatte, der kriegte ein kaltes Fieber. Das hieß man des Malzmönchs Biersegen. Daran starben viele, am ersten der Abt des Klosters. Das Leichenbier nannte man in der ganzen Stadt das Jungfernbier. Nun war freilich den Leuten der Geschmack am Klosterbier gründlich vergangen. Den Rosenholzbecher hat niemand gefunden. Brauknechte haben später um Mitternacht den Bruder Laurentius mit dem Becher über die Malzböden wandeln sehen. Wenn er das Bier segnet, so wird's ein guter Trank, tut er's aber nicht, gibt's überall sauer Bier.

Ein Mönch von St. Afra in Meißen hat das Pfarramt in der Stadt mit verwaltet. Er ist dem weiblichen Geschlecht besonders feind gewesen. Wenn er ein Töchterlein taufte, hat er allzeit gesagt: „Getäuft und flugs ersäuft.“ Aber dafür sollte er seine Strafe kriegen. Als er einst auf der Elbbrücke an einer Stange lehnte, brach das Geländer. Er stürzte in den Strom und wurde selbst ersäuft.

Zu Pirna unter den Bettelmönchen hat sich der Antonius jährlich ein Schwein aufgezogen. Er hing dem Tiere ein Glöcklein um und ließ es durch die Gassen laufen. Wenn die Bürger das Klingling hörten, sagten sie: „Wir müssen Herrn Antonius Schwein auch was zu fressen geben.“ Da kriegte es Butterschnitten und andere Sachen, und Herr Antonius und sein Schwein haben sich wohl befunden.



Zwei protestantische Geistliche in ihrer Amtstracht um 1600

Holzschnitt

Von Pfarrherren

Die Brambacher Pfarrherrn, gleich ob römisch oder lutherisch, sind rechte Gottesstreiter gewesen. Einst kam um Mitternach der Teufel durch den Schornstein in die Pfarre gefahren und fragte nach dem Pfarrherrn. Die Magd führte ihn gleich in die Kammer. Der Teufel setzte sich zum Pfarrer ans Bett und stellte ihm eine Frage nach der andern, um ihn zu fangen. Aber der Pfarrer war ein gewitzigter Mann und wußte stets die rechte Antwort. Das ärgerte den Teufel. „Päfflein, wart', dich krieg ich noch", dachte er. Fragte auch sogleich: „Sagt mir, wie man lehrt im deutschen Land das Christentum?" Darauf wußte der römische Pfarrherr freilich nichts zu sagen. Der Teufel trieb ihn zur Kammer hinaus. Die

durfte keiner wieder betreten, es sei denn, er hätte es mit dem Satan selber aufnehmen wollen. Doch dazu fand sich keiner. Unterdessen trat in Wittenberg der Luther auf und verkündigte seine neue Lehre. Auch die Brambacher Gemeinde bekannte sich zu ihm. Ihr Hirte war ein rechter Gottesmann, dem es wie dem Luther selber auch vor dem Teufel nicht bangte. Er ließ die Kammer in der Pfarre auftun und legte sich darin zur Ruh. Kaum war er drin, war der Teufel auch schon da: „Sage mir, wie lehret man im deutschen Land das Christentum?“ „Deutsch lehrt man es in deutschen Landen!“ erwiderte frisch der Pfarrer. Das war dem Teufel zuviel. So eilig trieb es ihn von dannen, daß er nicht einmal seinen gewohnten Weg durch den Schornstein fand. Er fuhr mit Gewalt mitten durch die Wand. Im Kalk hat er seine Krallen abgedrückt. Das Loch ist lange in der Mauer gewesen.

Manche Pfarrherren, die in ihrer ernsten Tracht so feierlich einherschreiten, haben doch einen Schalk im Nacken gehabt. Der Eibenstocker Pfarrer hatte in seiner geistlichen Herde auch den Besitzer des Hammerwerkes Wolfsgrün. Wenn der mit den Seinen zum Tisch des Herrn gehen wollte, schickte er einen Arbeiter als Boten ins Pfarrhaus. Der Bote brachte einen Dukaten mit, das war alter Brauch. Aber ebenso war es Sitte, daß dem Boten Bier, Butter, Brot und Käse vorgesetzt wurde. Einst, als der Bote kam, war die Frau Pfarrerin nicht zu Hause. Bier, Butter und Brot konnte der Hausherr schon schaffen, aber über den Käse wußte er keinen Bescheid. Da fiel ihm zuletzt ein, daß er doch einen Limburger Käse in Verwahrung habe. Das war damals eine seltene Ware. So deckte der Pfarrer auf, und der Bote hieb ein, daß es eine Lust war. Da ward dem Herrn doch bange um seinen Käse. Er räusperte sich: „Ich glaube, daß dir der Käse schmeckt, er ist aber auch teuer, sehr teuer!“ „Ja! der Kas is och dornoch!“ sagte der Bote und kaute mit vollen Backen weiter. Nach einiger Zeit des Schweigens fuhr der Pfarrer fort: „Ja, mein Lieber, ich muß dir sagen, daß diese Art Käse auch schädlich werden kann, wenn man zuviel davon ißt!“ „Wenn's so ist,“ sagte der Bote, „da muß ich das Übrige meiner Frau mitnehmen,“ zog Papier heraus, packte den Käse ein und ging fort. Die Eibenstocker sagen heute noch, wenn eine Sache ihren Preis wert ist: „Der Kas ist och dornoch“, und sie lachen dabei.

Hockewanzel

Die Nordböhmen sind besonders mit schalkischen Pfarrherren gesegnet gewesen, schlimm und lustig, je nachdem. Einer der schnurrigsten ist gewesen Wenzel Hocke, Erzdechant zu Politz im Polzentale, genannt Hockewanzel. Er lebte an der Wende des 18. zum 19. Jahrhunderts, und

um ihn hat sich ein Sagen- und Anekdotenkranz geschlungen, mittelalterlichen Schwankgestalten nicht unähnlich. Jetzt erzählt Hockewanzel, wie er Erzdechant wurde.

Einmal sitz'n m'r beim Kirchenfeste im Saale droben beim Essen, so an dreißig oder vierzig Pfarr'n aus der Gegend, große und kleine, wie se der Hirt austreibt, und ich war wohl der Älteste drunter, und immer noch Pfarr' in Bocken. Ich hätt' auch schon nimmer geglaubt, daß ich jemals eine bessere Pfarre kriegen würde, denn ich mocht' einkomm', so oft ich wollte, alle Male hatte 's hochwürdige Konsistorium einen Günstling vorzuschlagen. Wie m'r nu so dasitzen und reden über das und jen's, kommt auf einmal einer 'reingestürzt, im Gesichte käseweiß, und schreit: „Jeses Maria, der Herzog kommt." Das war der Herr Herzog Karl August von Zweibrücken, der war einmal zu Besuch auf Politz komm. Jetzt hätt'ste die Pfarr'n ansehn mögen, wie sie alle auffsprang'n und sich's Maul abwischten mit'n Salvetel und 'n Kaputrock zuknöppten, daß sie recht manierlich und ehrbar aussehen täten! Der Neustadtler Pfarr' schob ganz sachte sein Bierglas zu mein' rüber und schenkte sich flugs ein Glas Wasser ein, und zwei oder drei andere machten's ihm nach, so daß ich auf einmal, ich wußte nicht wie, hinter fünf, sechs Gläsern saß.

Da trat der Herzog ein, ein hübscher, stattlicher Herr, und winkte mit der Hand und meinte, wir möchten uns ock niedersetzen. Na, ich setzte mich auch gleich auf's erste Wort, und die andern blieben stehn und wischten mit'n Salvetel. Da mochte der Herzog denken: Der muß was sein, der dort alleine hinter so viel Biergläsern sitzt, und kam gerade auf mich zu, gab mir die Hand und sagte: „Guten Tag, Herr Erzdechant."

's war doch ganz sonderlich, wie er so sagte, und mir war's, als wenn m'r ein Engel ins Ohr gezischelt hätte: mußt'n doch eine Weile dabei lassen. „Auch guten Tag, Gnaden Herr Herzog, setzen Sie sich zehn Paar Stunden nieder," und rückt'n ein' Stuhl hin neben meinen. Der Herzog lachte und setzte sich. Wir diskutierten jetzt miteinander über Verschiedenes, und wie er mich noch ein paar Mal Herr Erzdechant geheißen hatte, konnt ich 'n nich länger im Irrtum lassen und sagte: „Halten zu Gnaden, Herr Herzog, Sie seien nich vor die richtige Schmiede gekomm'." „Wieso?" fragte er. „Weil ich nich der Erzdechant bin," sag' ich drauf. „Ich bin ock der Pfarr' von Bocken, der ärmste von all'n und bin nun schon über die Fünfzig. Das ist eine Sünd' und Schande, nich daß ich schon fünfzig bin, aber daß mich all mein Einreichen um eine bessere Stelle noch nichts genützt hat. Sie haben mich auch schon abgewiesen, Herr Herzog, und jetz'

hab' 'ch m'r vorgenomm', um gar nichts mehr einzureichen." Ich sollte nur die Hoffnung nich aufgeb'n, sagte der Herzog drauf, und wenn's wieder einmal was gäbe, 's Glück noch einmal versuchen. Da kloppt' ich 'n Herzog auf die Achsel und sagt'n: „J, lassen Sie's gut sein, Herr Herzog, ich wett' mit Ihnen, was Sie wollen, wenn einmal ein alter Kuhpleppperich wird zu vergeben sein, auch den krieg' ich nich!" Der Herzog lachte hellelaut, gab mir noch einmal die Hand und ging wieder.

Nich lange d'rauf legte sich der Politzer Erzdechant nieder und starb. Da setz' ich mich nieder und mach' ein Bittgesuch ans hochwürdige Konsistorium und eins an'n Herrn Kirchenpatron und schreib' auch ein ganz manierlich's Briefel an Pimpels Hündel, was'n Bischof sein Sekretari is, daß er möcht' auch ein gut's Wort einlegen für mich, und erst am letzten Tage, wie die Zeit schon zu Ende ging im Einreichungstermine, steck' ich mein Schriftel an' Herzog in die Tasche und geh' nach Politz runter. Ich wollt's 'n selber übergeben. Wie ich ins Schloß komm' und frag', heißt's, er wär' nicht zu sprechen, ich möcht' nachmittags wiederkomm'. Gut. Ich komme nachmittags wieder. Ich solle derweile im Garten warten, spricht der Kammerdiener; er würd' mich schon rufen, wenn's Zeit wär', sagt' er.

's war eine barbarische Hitze an dem Tage. Derohalben such' ich mir ein schattiges Örtel auf in'n Garten, setz' mich in eine Laube und denk' eine Weile nach, wie hübsch 's die großen Leute haben auf der Welt, lese meine Bittschrift noch einmal durch, steck' sie dann in die auswendige Seitentasche in mein' Kaputrock und was unser Herrgott nich will, schlaf' ein.

Als ich aufwach', schlägt's sieben vom Politzer Kirchturme. „So is recht," denk' ich bei mir, jetz' hast'n Einreichungstermin auch noch verschlafen." Ich wart' noch eine Weile, und wie kein Kammerdiener nich kommt, geh' ich zum Schlosse vor, guck zum Fenster nauf und seh's gerade noch, wie der Herzog rausschaut und fix wieder zurückfährt mit'n Koppe. Aha! denk' ich mir und sag'n Kammerdiener, der g'rade rauskommt, daß er mich anmelden soll. 's tät'n leid, spricht der, aber der Herzog wär' ausgefahren. „So," antwort' ich drauf und so laut, daß der's oben hören konnte, „ausgefahr'n is 'r? Na, so richt'n S'n ock eine schöne Empfehlung von mir aus, und wenn er wieder einmal ausfährt, da möcht' 'r ock'n Kopp nich wieder zu Hause lassen."

Wie ich durch's Dorf naufgeh', denk ich bei mir: Willst die Bittschrift doch nicht umsonst da runtergetragen haben. Geh also zum Fleischer, kauf mir eine Wurst und wickel' sie nein in das untertänigste Gesuch. Wie ich

in die Nähe von meiner Pfarrei komm', steht eine Kutsche vor der Türe und ein großer Haufen Menschen und hinterm Dorfe krachen Böllerschüsse und mit all'n Glocken fang'n sie an zu läuten und die Leute vor'm Hause schwenken die Hüte und schreien: „Vivat!" Da kommt auch schon der Amtmann auf mich zu, gibt m'r die Hand und sagt, daß er sich unbändig drüber freue, weil ich Erzdechant von Politz worden wär. „Herr Amtmann," sag' ich drauf und bracht's vor Zorn kaum 'raus, „wissen Sie was, foppen Sie Bettelleute." Jetzt kam der Richter von Kleinbocken mit sein' zwei Geschworenen und hielt auch eine lange Anrede. 's tät'n zwar vom Herzen leid, daß ich jetzt fort müßte, aber 's wär' doch auch eine Ehre für'n Ort, daß der Pfarr' von Bocken Erzdechant von Politz worden wär. Jetzo wurd' m'r's aber doch zu tolle. Ob sie denn alle zu Narren geworden wären, schrie ich sie an, oder ob sie dächten, ich wer einer, und sie könnten mich alle miteinander — und lief fort in meine Stube. Kaum war ich drin, so kam' sie mir alle nach, und der Amtmann sagte, ich sollte doch meine Bittschrift wenigstens noch einmal ansehn. „Da habt ihr sie," schrie ich und warf sie mitsamt der Wurst auf'n Tisch. Der Amtmann macht sie auseinander, gibt die Wurst 'n Richter derweil zum Halten und weist mit 'n Finger auf eine Stelle, wo's am fettsten war und sagt: „Da lesen Sie einmal, Herr Erzdechant." Wie ich hinseh' und lese, da fing m'r's doch an zu wirbeln im Koppe, daß 'ch eine Weile nich wußte, bin ich's oder bin ich's nich. Da stand nämlich geschrieben: „Bittsteller wird andurch in Erledigung seines Gesuches zum Erzdechant von Politz ernannt. Karl August, Herzog von Zweibrücken."

Der Amtmann hat m'r das Ding aufgeklärt. Der Herzog hat m'r die Bittschrift aus d'r Tasche rausgefitzelt, hat sie erledigt und durch 'n Kammerdiener wieder neinstecken lassen. So bin ich Erzdechant von Politz worden.

Aus Dörfern und Städten

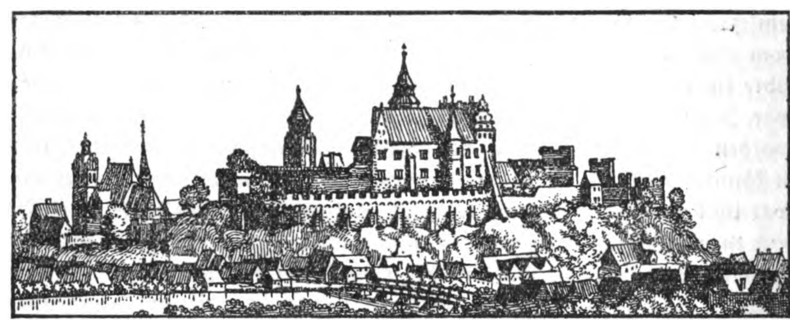
Die närrischen Namen mancher Ortschaften und Fluren haben zu lustigen Namendeutungen Anlaß gegeben. Liegt an der Elbe eine Stadt, Pirna geheißen, soll vor langen Jahren nur aus einigen Herbergshäusern für das Schiffsvolk bestanden haben. Allda stand ein großer Birnbaum, und von dem hat die Stadt ihren Namen überkommen, denn die saftige Frucht und die Elbstadt heißen bei den Obersachsen heute noch gleichermaßen „Bärne". Scherzhafte Namendeutungen

Die Zwickauer, die so stolz den Schwan im Wappen tragen und sich ihrer Abkunft von Schwanhildis rühmen, ihre Stadt die Schwanenstadt



nennen und ihren eigentlichen Namen gern unterdrücken, die sollen nun den wahrhaften Ursprung ihres Stadtnamens erfahren. Da lagen ursprünglich bei dem längst zerbrochenen Schlosse, dem Zwacker auf dem Zwackerberge, nur etliche Höfe und Häuser. Die waren ganz ineinandergebaut, und deswegen ging gemeiniglich das Sprichwort: Schauet, welcher Weis die Häuser sind zusammengezwickt. Und die Zwickauer Bürger trugen große Bärte über den Lippen. Die hießen bei den Leuten die Zwickbärte.

Schloß in Eilenburg um 1650



Kupfer von M. Merian. Ausschnitt

Der Name der Stadt Eilenburg

Die Stadt Eilenburg soll von der Eilfertigkeit also benannt worden sein, darum, daß sie eilends zur Zeit großer Not und Gefahr erbaut wurde, und zwar von dem Burggrafen Friedrich aus dem Hause Wettin. Waren die Eilenberger dieser ihrer Eilfertigkeit wegen bekannt, und das Sprichwort sagte von einem Gemächlichen: „Er ist kein Eilenburger, sondern ein Senfftenberger", oder: „Er ist nicht von Eilenburg, sondern von Torgau, kömmt er nicht heute, kömmt er morgen." Und einmal begegnete ein Fuhrmann einem geistlichen Herrn vor der Stadt. Da es schon dämmerte, fragte der Fuhrmann: „Werd' ich noch heute in die Stadt kommen?" „Ja, wenn du langsam fährst", war die Antwort. Aber die Rede war dem Fuhrmann sonderbar, dachte, der geistliche Herr wolle ihn äffen oder vexieren. Fuhr also immer in großer Eil' weiter, hat aber bald darauf ein Rad zerbrochen, also daß er am selbigen Abende doch nicht in die Stadt kam. War dieses Bild dargestellt im Riesensaale des Schlosses zu Dresden, allwo die Städte des Landes ihr Bild hatten. War die Umschrift dabei: „Festina Lente!" (Eile mit Weile).

Wir haben in Obersachsen eine Stadt, deren Namen allein auch dem Einbildungsarmen schöne Bilder vorgaukeln muß: O—schatz.

Schildbürger

In Obersachsen liegt Schilda! Doch hier kann ich die Schildbürgerstreiche nicht wieder erzählen. Und wenn's in Schilda regnet, tröppelt's in Wur-

zen, sagt das Scherzwort. — Die Gevattern der Schildaer waren die Weißenberger. Heute sind sie's nicht mehr. Das stille Landstädtchen, durch das der Heidezug täglich einigemal braust, ist ganz auf Fortschritt eingestellt. Früher aber als der große Wind kam, da war es anders. Der Wind ist so heftig gewesen und hat so sehr geblasen, daß die Weißenberger denken, das ganze Nest wird vom Berge runtergeblasen werden in das Löbauer Wasser. Und da laufen sie alle zum Bürgermeister, und der soll Rat schaffen. Was sagte aber der Bürgermeister? Der Bürgermeister sagte, sie sollten sich alle vor die Stadt stellen auf die Seite, wo der Wind herkommt, und blasen. Und bliese der Wind von dorther, so müßten sie hier dagegenblasen und tapfer blasen, so würde der Wind ihnen nichts tun können. Also ziehen sie alle raus, Männer, Weiber und Kinder, und blasen gegen den Wind aus Leibeskräften, und wenn der Wind von daher bläst, blasen sie von dorther, und je mehr der bläst, desto mehr blasen sie wieder. Der Herr Pastor aber war alt und krank, der wollte nicht mitblasen. Also endlich hörte der Wind auf und die Not war alle. Es war aber doch sehr hart hergegangen, und sie sahen alle kirschbraun im Gesichte aus. Und der Wind hatte niemandem Schaden getan als nur dem Herrn Pastor. Dem waren ein paar Schober vom Dache gerissen. Da wurden alle Gesichter klüger, und alle wiesen mit den Fingern auf die Pfarre und sprachen: „Seht ihr's? wer nicht hören will, muß fühlen." Aber die Not war damit doch noch nicht alle, denn die Ehemänner hatten des guten Beispiels wegen alle so geblasen und sich angestrengt, daß sie ihren Pflichten nicht Genüge leisten konnten. Und so liefen alle Weiber zum Bürgermeister und klagten es ihm und schalten ihn, und war ein großer Jammer in der ganzen Stadt. Der Bürgermeister aber war ein kluger Mann und sagte, jetzt könne es nichts mehr helfen. Aber weil sie doch oben auf dem Berge lägen und so ein Wind leicht wieder kommen könnte, so sollte in jedem Hause ein Blasebalg gehalten werden, daß sich ein andermal die Männer nicht mehr so anstrengen dürften. Und also geschah es und so ist es noch bis auf den heutigen Tag in Weißenberg: wie anderwärts ein Feuereimer, ist dort in jedem Hause ein Blasebalg.

Die Weißenberger wußten immer nicht, wen sie zu ihrem Bürgermeister machen sollten. Da machte ein kluger Kopf den Vorschlag, man solle ein großes, ungehobeltes Brett auf die Rathaustreppe legen, darauf sollten sie alle herunterrutschen, aber keine Lederhosen dabei anhaben, und wer bei dieser Rutschpartie den größten Schiefer in den Hintern bekäme, der solle Bürgermeister sein. So wurde es beschlossen und so wurde es treulich gehalten.

Es wollte einst der sächsische Kurfürst nach Polen fahren, und die Straße ging unten bei Weißenberg vorbei. Und sie standen alle unten und warteten, und der Bürgermeister hatte eine große Bittschrift in der Tasche, die er dem Kurfürsten überreichen wollte. Und sie mußten sehr lange warten und setzten sich hin am Wege und zogen große Butterschnitten aus der Tasche und aßen, aber der Bürgermeister aß nicht. Auf einmal kam ein Wagen gefahren, und er war schon vorbei, da merkten sie erst, daß es der Kurfürst war. Und sie liefen alle hinterdrein, und der Bürgermeister war voran. Und er zerrte an seiner Tasche und riß, um die Bittschrift herauszuziehen, aber er erwischte nur die Butterschnitte, die war in Papier eingewickelt, und warf sie in den Wagen. Und der Wagen fuhr weiter. Aber nach vier Wochen kriegten sie einen großen Brief aus Warschau und mußten schweres Postgeld dafür bezahlen. Und in dem Brief war die Butterschnitte, die kriegten sie wieder, und dazu eine dicke Nase. Und davon schreibt sich's, daß man sagt: Er hat eine Butterschnitte bekommen. Aber für manchen Streich, den die Leute von Weißenberg erzählten, sind die Weißenberger nicht verantwortlich zu machen. Was konnten sie zum Beispiel dafür, daß ihre bösen Gänse anstatt des Rasens das Pflaster wegfraßen, so daß Markt und Straßen ungepflastert waren?

Ähnlich wie die Weißenberger sind die Hauptmannsgrüner gewesen. Die wollten einmal eine Wiese nach einem andern Platze ziehen. Dazu schlugen sie einen Pfahl mitten in die Wiese, befestigten ein Ortscheit daran und spannten Ochsen vor. Als nun der Wind die Schmielen bewegte, hielten sie dafür, daß die Wiese fortrücke. Und als sie die Ochsen noch mehr antrieben, rissen die Stränge, und die Ochsen liefen bis nach Stenn. In Stenn ist das Ortscheit liegen geblieben, und dort soll es noch heute liegen.

Ein andermal wollten die Hauptmannsgrüner einen Teich ablassen. Aber sie konnten das Zapfenloch des Abflußrohres nicht finden. Da sagte der Richter: „Nu müssen wir'n aussaufen!" Er legte sich zuerst hin und nach ihm die Bauern, und sie fingen an zu trinken.

Emol hatten die Häpmeßgrüner ein Klóstopf, der is gar net ausgewaschen worn; wenn er zum Wagner kumme is, mußt'n der allemol ausborn. A annermol hann se Kürbisse gehat, und do ham se gedocht, 's sei Eselseier, un do mußt nu ähner im ännern briten. Do kam ä emol a annerer dra, und där is aufgestanne; do is dos Eselei den Bärk nei gekollert in än Därnerbusch, in dän gerode a Hos gesässen is, der is vor Schräk den Bärk naufgerennt. Und wie der das gesäh hot, dacht 'r: Des ist der junge Esel, der aus dän Ei rausgekrochen is, un hot geblätt: „Oh, Esele, do is dä Mutter!"



Colditz um 1650

Kupfer

Einst stand der runde volle Mond dicht am Berge über Ebelsbrunn. Da dachten die Ebelsbrunner: Den kriegen wir. Sie holten lange Stangen und wollten den Mond runterschlagen:

In Abelsbrunn sei se hammeldumm,
Nehm se lange Stang', woll'n den Monden fang'.

Die Siebenlehner, die früher so gute Semmeln buken und die in jüngster Zeit noch Neigung zu seltsamen Schwänken zeigten, haben viel Schwierigkeiten mit ihrem Kirchturm. Das Städtchen liegt so hoch überm linken Muldenufer, daß sich die Gebäude an den Himmel stoßen. Darum haben sie dort auch den Kirchturm sehr niedrig gebaut, aber er ist immer noch zu hoch geraten. Nun müssen die Siebenlehner bei Vollmond allemal die Turmspitze abnehmen, weil der gute Mond sonst daran hängen bleiben würde.

Im Leitmeritzer Gau im deutschböhmischen Mittelgebirge reden die Leute eine Sprache, die ein Stückerl von der einen Mundart hat und ein Stückerl von der andern. Und das kommt daher: Wie dar liebe Gott auf Ardn die Sprooch'n ausgetejlt hot, is ar bis zur Munkar Hohle (Munkerer Höhle, ein Berg) kumm. Dou wor ar obar schunn müde und hotte kejne Lust mejar, noch wettar eis Gebarge zu ziehn. Su hod ar olle Sproochn, die noch ein Socke worn, ejfoch hiegeschutt und hot gesoot: „Do naus zu lonscht ocke, wie tar (ihr) wullt!"

Das Städtchen Böhmisch-Wiesenthal und das Dorf Stolzenhain hatten gemeinschaftlich eine Kirche. Als die baufällig wurde, wollte man eine neue bauen, aber jede der beiden Gemeinden wollte sie auf ihrer Ortsflur haben. Da machte man aus: Wenn der Turm zusammenbrechen wird, und das wird bald geschehen, kriegt die Gemeinde die Kirche, auf deren

Flur der Turmknopf liegt. Und eines Tages krachte die Turmspitze runter. Sie fiel auf Stolzenhainer Gebiet. Aber ein Wiesenthaler, der zufällig auf seinem Acker arbeitete, lief schnell zu und schleppte alles auf die Wiesenthaler Seite. Und die Wiesenthaler kriegten die Kirche.

Aber weder Schilda, noch Weißenberg und Hauptmannsgrün, können in ihrer Weltbedeutung mit Bernstadt und Pausa wetteifern. Sowohl Pausa als auch Bernstadt liegen an der Stelle, wo die Erdachse zu Tage tritt. In Pausa ist sie zu sehen als ein senkrecht stehender eiserner Stift im Gastzimmer des Ratskellers in der Diele unter dem Billard. Der Wirt zeigt dir auch im Keller, wie sie in die Erde hineingeht. In Bernstadt erhebt sie sich als eiserner Kandelaber über dem Markte. Jeder Vorübergehende, der etwas auf sein mütterlich Gestirn hält, wird nicht versäumen, die Achse zu schmieren. Wie man das macht, kann ich jedem nur ins Ohr sagen. Und um seiner Bedeutung willen wird das stille Städtchen von den Leuten nicht bei seinem rechten Namen Bernstadt'l genannt, es heißt Sternbratl.

Wahrzeichen

Mancherlei Wahrzeichen rufen in den Ortschaften traurige oder auch lustige Erinnerungen wach. An der Stadtkirche zu Leisnig war ein Mann in Stein gehauen, der beide Arme in die Seiten stemmte. Rechts und links von ihm stand ein Knabe, und jedem kroch eine Kröte aus dem Munde. Das waren die Söhne, die den Vater oft arg verspotteten, ja ihm sogar ins Gesicht spien. Nun hatten sie mit dem ekln Tier im Munde ihre Strafe.

Einmal kletterten vier Knaben auf den Glockenturm zu Geithain, um droben ein Dohlennest auszunehmen. Sie schoben ein Brett aus dem Fenster, und einer stieg hinaus. Die andern hielten es fest. Der draußen sagte: „In dem Neste liegen drei schwarze Junge und ein weißes." „Das weiße kriegen wir!" riefen die drin. „Das weiße behalt' ich!" antwortete der draußen. Da ließen die drei das Bett los, und der draußen stürzte hinab. Den Knaben sieht man noch heute im faltigen Mantel der Kurrendeknaben in Stein gehauen an der Kirche zu Geithain.

Vom Merseburger Raben

Wenn du durch Merseburg wanderst, wirst du auf dem äußeren Schloßhofe in einem stattlichen Käfig einen großen Raben schauen. Und schon seit Jahrhunderten muß der Wärter einen neuen versorgen, wenn der alte gestorben ist. Und das kommt daher: Der Bischof Thilo von Trotha war um 1500 Bischof von Merseburg. Er war ein strenger, jähzorniger Mann, der sich zu seinem Vergnügen einen Raben hielt. Der Vogel machte ihm mit seinem lustigen Hüpfen und Schwatzen gar viel Spaß. Einmal kommt dem Bischof ein kostbarer Ring weg. Da befragt er alle

Das Schloß in Merseburg um 1650

Kupfer von M. Merian. Ausschnitt

seine Leute, aber keins will's gewesen sein. Und als der Bischof hin und her überlegt, schreit auf einmal der Rabe: „Hans Dieb, Hans Dieb!" Da denkt der Bischof: Das ist wie ein Gottesurteil. Denn sein alter Kammerdiener hieß Hans, und der wurde so des Diebstahls wegen gerichtet. Einige Zeit darauf war ein heftiger Sturm. Der hatte das Rabennest vom Turme gerissen. Darin fand man mancherlei gülden und silbern Kleinod, und auch des Bischofs Ring. Das ging dem Bischof doch ans Herz. Da legte er sein altes Familienwappen ab und nahm ein neues an: Im Schilde saß ein Rabe, der einen Ring im Schnabel trug. Oben aus der Krone hoben sich als Helmkleinod zwei Arme und Hände, deren Finger einen Ring faßten. Dieses Wappen ließ der Bischof in seiner Reue überall anbringen. Und zum Gedächtnis dieser Begebenheit wird ein Rabe auf dem Schloßhofe gehalten.

Von der heil. Kunigundis

Es hat der Kaiser Heinrich II. oder der Lahme seine Gemahlin, die Kaiserin Kunigundis, des Ehebruchs beschuldigt. Dieselbe hat aber ihre Keuschheit mit dem Tragen von glühenden Pflugscharen bewiesen, indem sie sagte: „Ebenso unschuldig ich Eures Leibes bin, ebenso unschuldig bin ich auch an allen anderen Männern und beweise meine Unschuld mit den glühenden Pflugscharen, die sollen meinem Leibe nicht schaden." Darauf hat sie eine glühende Pflugschar nach der andern mit bloßen Händen aus dem Feuer genommen und dieselben in Gegenwart des Kaisers, wie auch seiner Hofbedienten und vielen Volkes, glühend bei Seite getragen, so ihr im geringsten nicht geschadet, durch welches Mirakel der Kaiser bewogen worden ist, ihr auf den Knien eine Abbitte zu tun. Diese Historie ist zu Merseburg in der Domkirche am Eingange unter dem Glockenturme zur rechten Hand oder an der Seite gegen Mittag in Stein gehauen zu sehen. In der Domkirche wird aber in demselben Gemach, wo sich die abgehauene Hand Rudolphs von Schwaben befindet, der Mantel, den die heil.

Kunigundis damals getragen, aufbewahrt, und man sagt: Wenn eine unfruchtbare Frau nach einem Gebet zu der Heiligen den Mantel berührt, dann segnet sie Gott und sie kriegt Kinder. Zum ewigen Gedächtnis ist am Eingange der Domkirche zur rechten Hand eine Frau mit einer Pflugschar in der Hand in Stein gehauen zu sehen, und dies ist die Kaiserin.

Wolffgangus von Schleinitz ist gestorben Anno 1523, den 4. Octobris. Von diesem berichtet der Pfarrer und Geschichtsschreiber Laurentius Faust, da er sterben wollen, daß er gebeten, man wolle ihm nicht bald zum Gedechtnis nach seinem Bild, wie er bey lebens Zeit gesehen, etwas aushauen oder zurichten lassen. Sondern wann er etliche wochen in der Erd gelegen, solt man ihn wieder auffgraben, und was er als dann für ein gestalt hette, solte man es auff einen Stein bilden. Solcher Stein ist zu Meissen des orts zu sehen, wie ein todten bild von Menschen gebeinen, am Hals ein Schlangen, desgleichen an Arm und Beinen mit Schlangen durchzogen.

An Rainen und Feldwegen, an Straßen und Gassen, inmitten der Städte und Dörfer oder im einsamen Walde, ragen überall die Steinkreuze auf. Fast an jedes knüpft sich eine Sage. Sie erzählen von Zeiten des Hungers, von Zeiten der Pest, von Mord und Totschlag, von mancherlei Unglücksfällen.

Zur Hungerszeit bettelten zwei Knaben in Kleindehsa. Einer hatte Glück: er kriegte ein Dreierbrot. Der andere ging leer aus. Auf dem Heimwege gerieten die Jungen über das Brot in Streit. Der Hungrige wollte dem andern das Brot nehmen. Der gab's nicht. Da erstach er ihn und nahm es. Aber nun kriegte der Mörder Angst, weil er seinen Kameraden umgebracht hatte. So erstach er sich selbst. Wo man die toten Knaben fand, setzte man ein Kreuz. Darauf ist ein Messer und ein Brot eingehauen.

In Naustadt bei Meißen waren zwei Pfarrer, ein evangelischer und ein katholischer. Die beiden wetteten: „Wer zuerst auf dem Marktplatze in Meißen ist, kriegt die Pfarre. Der evangelische ritt über Riemsdorf, der katholische über Reichenbach. Hinter Reichenbach stürzte er aber so unglücklich vom Pferde, daß er auf der Stelle tot liegen blieb. Dort setzte man ein Steinkreuz hin.

Am Kälberstein liegen mitten im Walde am Wege nach Ellersdorf verfallene Löcher. Das sind alte Wolfsgruben. Davon weiß der Schulmeister Wendler, der um 1800 in Crostau tätig war (sein Leichenstein steht noch auf dem alten Crostauer Friedhofe) in seiner handschriftlichen Chronik also zu berichten. Einmal ging eine Frau vor Tagesanbruch von Ellersdorf nach Crostau, um in aller Morgenfrühe dort mit ihrer Ver-



Das Schloß in Meißen um 1650

Kupfer von M. Merian. Ausschnitt

wandten Flachs zu brechen. In der Dunkelheit lief sie im Walde irre und fiel in eine Wolfsgrube, in der sich ein lebendiger Wolf gefangen hatte. Der Wolf sprang die Frau an. Die schlug mit aller Kraft ihre Flachsbreche zusammen. Der Lärm machte das Tier stutzig, und es ließ für Augenblicke von ihr ab. Aber der Wolf griff die Frau immer wieder an. Bis in die neunte Stunde mußte sie in ihrer Lage aushalten. Da kam der Jäger, der sah an der Reisigdecke, daß sich ein Wolf in der Grube gefangen hatte. Doch das Geklapper konnte er sich nicht erklären. Er deckte vollends ab und sah, was für seltenes Wild er gefangen. Dann redete er der Frau gut zu und tötete mit einem Schuß den Wolf. Die Frau verletzte er nicht. Er half ihr heraus und schritt freudig mit seiner Beute heim.

Kirchenbauten

Das innere Gewölbe der alten 1511 erbauten Michaeliskirche zu Adorf ruhte auf einem einzigen Pfeiler, der wie der Kelch einer Tulpe sich nach oben hin entfaltete. Nach dem Brande im Jahre 1768 wurde in dem hohlen Pfeiler ein Menschengerippe gefunden. Das soll das des Baumeisters gewesen sein. Der traute selbst nicht, daß das Gewölbe hielt, und noch ehe die Röstung abgenommen wurde, war er spurlos verschwunden. Ein anderer Baumeister, der die Sankt Jakob-Kirche in Chemnitz erbaute, hat sich nach vollendetem Bau von oben herabgestürzt und also den Bau mit seinem Blute versiegelt.

Einst wollten die Leute in Pritschapel bei Komotau im Tale eine Kirche bauen. Sie schafften Bausteine nach dem Bauplatze und legten die Grundmauern. Doch als die Bauleute am Morgen hinkamen, war alles aus dem Tale auf den Gipfel des Berges getragen worden. Da zerbrachen sie sich den Kopf, wie das zuginge, fanden aber keine Lösung. Und sie machten sich an die Arbeit und schafften die Bausteine wieder ins Tal. Da erhob sich in der Nacht ein furchtbares Gewitter, daß die Leute nach Landessitte aufstanden und beteten. Und wie nun die Blitze die Nacht

zum Tage machten, sahen einige ein großes, sehr schönes weißes Maultier, das alle Bausachen wieder auf den Berg trug. Da wagten die Pritschapeler doch nicht zu trotzen. Sie bauten ihre Kirche auf dem Berge.

Allerlei Käuze

Vorhin erzählten wir von ganzen Ortschaften, die nicht weit von der Narrenmühle gebaut hatten. Aber auch die Dörfer und Städte, die sich über andere so lustig machten, bargen in ihrem Bannkreis mancherlei schrullige Käuze. Den Schenken von Großpostwitz können wir schon begreifen. Als bei ihm im Jahre 1611 der König Matthias getafelt hatte, sollte er sich bei der Königlichen Majestät eine Gnade ausbitten. Doch da fiel ihm im Augenblicke nichts ein. Der König dachte: das muß ein zufriedener Mann sein, und ritt weiter nach Bautzen zu. Doch unterdessen kam dem Schenkwirt in den Sinn, was er brauchte. Er lief den Reitern nach bis auf die Anhöhe von Rascha. Der König hielt an: „Nun, Schenke, was willst du?" „Majestät, ich muß in meinem Gasthofe das Stadtbier schenken; das ist so teuer und ich habe nichts davon. Darum bitte ich untertänigst, mir das Recht zu verleihen, aus jeder Kanne, die ich auftrage, den ersten Trunk tun zu dürfen." Da lächelte der König und sagte, ja, das Recht solle er haben. Zufrieden kehrte der Schenkwirt um, und alle seine Nachkommen bedienten sich des königlichen Privilegiums.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hat sich ein Student aus Polen nach Budissin (Bautzen) gewendet und daselbst eine Weile aufgehalten. Weil er nun eines melancholischen Temperaments war und mitunter mancherlei wahnwitzige Dinge vornahm, so nannte man ihn gemeiniglich den tollen Bartholomäus. Wie es nun zu geschehen pflegt, daß dergleichen tiefsinnige Personen von gewöhnlichen Leuten häufig verspottet werden, so ging es auch mit diesem polnischen Studenten. Einst kaufte er sich bei dem Schuster an der Seidauer Brücke ein Paar Schuhe. Der Handwerker trieb erst argen Spott mit ihm, verlangte dann aber ungestüm Bezahlung. Da sagte der tolle Barthel: „Willst du dürres Leder annehmen?" Der Schuster geht dies ein. Und was tut der Barthel? Er ersteigt an einem Sonnabend um Mitternacht den Galgen, der an dem Lauentor steht, nimmt die beiden Körper herab, die fast drei Jahre lang in Wind und Sonne gedörrt waren, trägt sie auf der Achsel und unter dem Arme im Dunklen über die Viehweide, den heiligen Geistberg und die Seidauer Brücke und lehnt den einen an die Haustüre des Schusters, den andern aber schiebt er dem Drahtzieher, dessen Tochter ihn geärgert hatte, zum Fenster hinein. Da nun der Schuster am andern Morgen früh seine Haustür aufmacht, wird er seine dürre Bezahlung gewahr, und der Drahtzieher sieht seine Beschimpfung. Beide zeigen die boshafte Tat ge-



Die Stadt Plauen im Voigtland um 1720
Farbige Zeichnung von J. A. Richter. Leipzig, Stadtbibliothek

richtlich an. Der tolle Barthel wurde gefangen gesetzt, vernommen, und sodann samt einer großen Bürde Bücher, die er beständig mit sich herumführte, in ein Faß gespündet und auf diese Weise über die Grenze gebracht. Mitten in der Görlitzer Heide setzten ihn die Fuhrleute ab und machten sich schleunigst aus dem Staube. Die beiden Gehenkten aber mußte der Scharfrichter wiederum an Ort und Stelle schaffen und nochmals in aller Form rechtens henken lassen, kriegte auch den sonst gebräuchlichen Lohn noch einmal. Seit dieser Zeit sagt man: „Zu Bautzen henkt man die Diebe zweimal."

Jakob Kahle war ein Kohlgärtner zu Wittenberg. Wenn er in die Häuser kam, bettelte er um eine Kieselsteinsuppe, aß auch die Steine mit, wenn man wollte. Einst verschlang er einen ganzen Dudelsack, und der Spielmann lief fort, was hast du was kannst du; denn er glaubte, im nächsten Augenblicke selbst dran zu kommen. Lebendige Tiere, Vögel und Mäuse, verschlang Kahle so, daß ihr Angstschrei noch aus seinem Bauche gehört wurde. Als er im Alter von 79 Jahren starb, schnitt man seinen Bauch auf. Da war alles inwendig mit langen, rauhen Haaren bewachsen.

Ein anschlägiger Kopf ist der Bergmann Hans Hirsch in Zinnwald gewesen. Als in den Jahren 1716 bis 1728 die protestantischen Einwohner Böhmens um ihres Glaubens willen hart verfolgt und gezwungen wurden, entweder zur katholischen Kirche überzutreten oder das Land zu verlassen, hat's Hans Hirsch, dessen Haus nicht weit von der Grenze stand, so gemacht: Mit seinen Freunden und Gevattern legte er das Häuschen auf Walzen, und bei Nacht und Nebel paschte er es nach Sachsen hinüber:

Ich bin nun auf Sachsens Boden, Gott Lob,
Weil mich mein Wirt, Hans Hirsch, aus Böhmen rüberschob.

Einige erzgebirgische Herren haben einmal eine lustige Schlittenfuhre gemacht. Es war Hans Christoph Tod, der Erfinder des Bergwerkes zu Graslitz, Friedrich Türke, der Amtsschöffe zu Grünhain, der Bernsbacher Richter Bernhard Papst, und der Kutscher hieß Elias Teufel. Da geschah es, daß der Teufel den Türken und Tod umwarf, und der Papst konnte es nicht verhindern. Und der Türke gab dem Jungen des Papstes eine Haarraufe zum Gedächtnis mit diesen Worten: „Junge, hüte dich vor dem Teufel. Er wird des Türken, Todes und Papstes Meister!"

In einer kleinen sächsischen Stadt, den Namen weiß ich nicht, hatten die Freimaurer ihre Loge im Gasthause. Das Vorbereitungszimmer war auf dem Boden unter dem Dache als eine Art Verschlag. Dort wartete einst ein Neuangemeldeter. Doch während der Wartezeit ging ein Gewitter nieder, daß dem Neuling unter dem Dache angst und bange wurde. End-

lich kam er schweißtriefend und ganz verstört heruntergestürzt und sagte: „Ich halt' es nicht mehr aus. Gehört denn das alles dazu?"

In einem vogtländischen Dorfe lebte einst ein reicher und gelehrter Bauer. Wir wissen, daß das Vogtland solche gehabt hat. Dieser Bauer benannte sich und sein Eigentum mit seltsamen Namen, und er hatte es gern, wenn ihm die Leute diese nachsagten. Er selbst hieß der ewige Heiland, seine Frau seine Beilage, die Katze Agatius, das Licht der heilige Geist, die Scheune Philippi Jakobi. Einstmals war der Knecht am frühen Morgen mit dem heiligen Geist auf dem Stallboden und schnitt Häcksel. Da kam Agatius und nahm ihm den heiligen Geist aus der Laterne und lief damit fort nach Philippi Jakobi. Das Stroh in Philippi Jakobi fing Feuer und begann lichterloh zu brennen. Schnell lief der Knecht zum ewigen Heiland, der noch in den Feldern lag, und rief ihm zu:

Ewiger Heiland, steh auf mit deiner Beilage!
Agatius ist gekommen,
Agatius hat mir den heiligen Geist genommen,
Ist damit nach Philipp Jakobi gerennt,
Steh auf: Philippi Jakobi brennt.

Mit dem heiligen Geiste hat es auch ein Westlausitzer Pfarrherr gehalten. Der war weit und breit berühmt ob seiner Wundertaten an Mensch und Vieh. Waren die Gläubigen bei ihm versammelt, ließ er den heiligen Geist erscheinen. Das machte er so: Er hatte eine weiße Taube abgerichtet. Die flatterte auf ein bestimmtes Zeichen in die Stube herein. Ein Knecht half ihm dabei. Mal war wieder die Stube voll, und der Pastor kam in Amtstracht und sagte ganz feierlich: „Heiliger Geist, erscheine!" Und da sich nichts rührte, sagte er es wieder. Auf einmal kam der Knecht ganz schreckensbleich hereingestürzt und schrie: „Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, den heiligen Geist hat eben die Katze gefressen!"

Der ewige Jude

In früheren Zeiten hat sich manchmal der ewige Jude in den obersächsischen Ortschaften sehen lassen. Am Abende des Gründonnerstages im Jahre 1315 schlich er durch die Straßen der Stadt Eger. An der Judengasse schrieb er ein Warnungszeichen für seine Brüder in den Sand, dann wanderte er schweigsam weiter. In der Stadtkirche hatte zu eben der Zeit ein Franziskanermönch den Predigtstuhl bestiegen. Mit harten Worten predigte er gegen die Juden, die den Heiland gekreuzigt hatten. Da nahm ein Kriegsknecht im Zorne den Gekreuzigten vom Altar, reckte ihn dem johlenden Volke entgegen, schritt dem Haufen nach der Judengasse voran, um die Leiden des Heilandes zu rächen. Und bald floß das Blut in roten Bächen. Ein einziger Jude konnte sein Leben retten. Er hatte sich hinter

dem Schornsteine versteckt. Ein einziger? Nein, am Kammerbühle rastete der ewige Jude. Er sprach zu sich: „Wohl ist die Christenstadt von Juden rein, doch voll von Sünden.“ Und von der Zeit an heißt die Judengasse in Eger das Mordgäßlein.

Im Jahre 1642 ging ein abgelebter und eisgrauer Mann in Leipzig von Tür zu Tür, sprach die Leute um Brot an, gab vor, er wäre ein geborener Jude, wäre mit bei des Herrn Christi Leiden gewesen, müßte bis an den jüngsten Tag also herumgehn.

Im Schilbacher Walde im Vogtlande hat ein alter Vogelsteller den ewigen Juden gesehen. Es war eine lange Gestalt, unheimlich, mit großem eisgrauem Bart und Haar, in einen graubraunen, zerfetzten Mantel bis an den Kopf eingewickelt. Nur manchmal war sein zerfurchtes Gesicht zu sehen. In einer Sprache, die ganz fremd klang, fragte er den Vogelsteller nach Diesem und Jenem, fragte nach einigen Familien und Dörfern, die es längst nicht mehr gab, aber von denen man noch wußte, daß sie früher gewesen waren. Dann zeigte er dem Vogelsteller einige heilkräftige Pflanzen, erklärte ihm die Eigentümlichkeit mancher Vögel, die der Vogelsteller im Bauer hatte, aber von dem Kreuzschnabel redete er nicht. Das alles war dem Vogelsteller seltsam. Drum fragte er: „Woher weißt du das alles als guter Christenmensch?“ Da stand der Mann auf und ging ohne Gruß von dannen. Und als ihm der Vogelsteller nachguckte, sah er, wie seine Spur in jeder Sohle fünf großköpfige Nägel in Gestalt eines Kreuzes trug, und wo der Wanderer gegangen, war dieses heilige Zeichen dem Boden eingeprägt. Nun wußte der Vogelsteller, wer bei ihm gewesen war.

Auch in Marienei hat sich der ewige Jude sehen lassen. Das war zu der Zeit, als der vogtländische Dichter Julius Mosen noch ein Kind war. Da ging es durch's Dorf: „Der ewige Jude ist dagewesen!“ Die Leute, die ihn gesehen hatten, beschrieben ihn als einen rüstigen Mann in den mittleren Jahren. Der hat so nachdenklich ausgesehen. Er hatte einen Reisemantel an und trug einen breitkrämpigen, rauhen Hut. Mit dem Schäfer hat er vor dem Dorfe gesprochen. Hat gesagt: „Vor tausend Jahren war hier nichts als Wald, nun ist das große Dorf da mit Feldern und Wiesen.“ Ja, wer anders als der ewige Jude konnte sonst wissen, wie es vor tausend Jahren bei Marienei ausgesehen hat?

Die letzten Kriege

Der Siebenjährige Krieg hat in der obersächsischen Sage wenig Spuren hinterlassen. Nur daß hie und da ein Umgehender oder ein feuriger Reiter von jenen Kriegstagen an auf einsamen Fluren sein Unwesen treibt.



Doch ist die volkstümliche Einordnung dieser Gestalten in den geschichtlichen Zusammenhang von geringem Belang. Mitunter werden doppelte oder gar drei verschiedene Geschehnisse genannt, um einer vielleicht viel älteren Gestalt eine geschichtliche Heimat zu geben.

In der Leipziger Gegend sind zahlreichere Erinnerungen an 1813 lebendig geblieben. Das Erdreich der Hunnenschanze bei Schkölen wurde von den Franzosen im Tschako zusammengeschleppt. In Trautzschen in der Wassergasse bis zum Kirchhof geht der feurige Franzosenhund um. Er gehörte einem hohen französischen Offizier und machte alle Kriegszüge mit. Eines Morgens war der Offizier spurlos verschwunden; doch niemand fragte weiter nach dem Verschollenen. Nur der treue Hund suchte Tag und Nacht winselnd und heulend seine Spur. Als er vor Ermattung starb, konnte er selbst im Tode seinen Herrn nicht vergessen. Über fünfzig Jahre hat er ihn auf dem beschriebenen Wege allabendlich gesucht. Erst nach 1870 fand er Ruhe.

Zwischen Lausick und Glasten erhebt sich im Walde ein Hügel. Dort haben die Franzosen 1813 eine Kriegskasse vergraben. Aber weil es unrecht Gut war, bewachen Zwerge das Geld. Auch viel anderer Spuk hat diejenigen verscheucht, die zum Geldberge wollten.

Am Tartarengrabe am Waldrande bei Kleinbeucha geht ein Männel um und sucht einen, der ihn erlöst. Der Schäfer hat's nicht gemacht, er hat vor Angst seinen Strickstrumpf fallen lassen. Im Grabe liegt der Hetmann der Tartaren, der tapfer kämpfend in der Schlacht bei Leipzig fiel. Zwei Porphyrplatten mit fremden Schriftzeichen bedecken den Hügel; zwei Linden beschatten ihn.

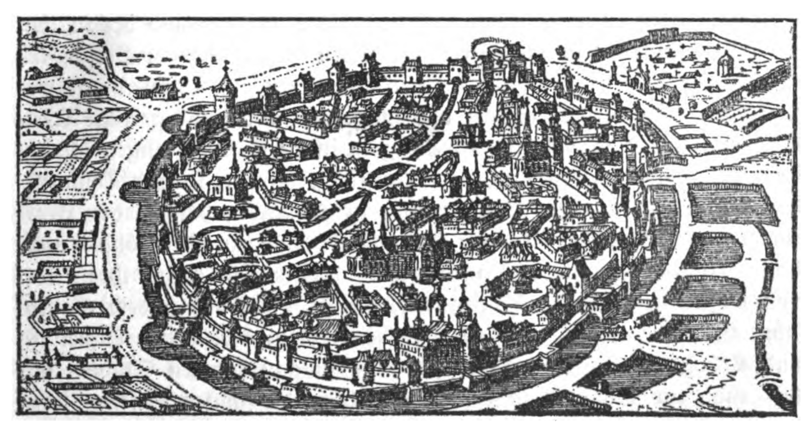
Die Kriege von 1866 und 1870 haben in der Sage eine ganz eigenartige Bedeutung gewonnen. Sie sind zur Erlösung für Umgehende geworden. Der Trautzschener Franzosenhund hat seit 1870 seine Ruhe gefunden, der feurige Husar bei Reibersdorf, von dem ich noch später bei den Sagen von Lichtern und Feuermännern erzählen will, ist 1866 mit den Preußen fortgezogen und läßt sich seitdem nicht mehr sehen.

Bereits am 1. August 1914 sagte mir in Friedersdorf bei Zittau eine Frau, die selten die Dorfgrenze überschritt: „Noch in diesem Jahre können die russischen Soldaten aus einer Schüssel suppen, und die Deutschen können sich unter einer Linde sammeln." Und aus buntbemalten Truhen kamen Himmelsbriefe zu Tage und gingen von Hand zu Hand. Ein Bauer, der am Keulenberge ackerte, hatte eine seltsame Erscheinung. Wie er aufguckt, sieht er, wie die Wolken sich teilen und ein Stück Himmel frei lassen. Dort tauchen lautlos zahlreiche Reiterscharen auf und

sprengen über den Himmel hin. Nach einigen Augenblicken schließen sich die Wolken und liegen dick über dem Lande.

Viele erzählen, daß ihnen der Vater, der Sohn, der Bruder, die Liebste erschienen sei in dem Augenblick, als ihn die feindliche Kugel traf.

Die Kirchberger wußten schon 1915 vom Siege zu erzählen. An einem großen Kiefernbaume an der Saupersdorf-Lautersbacher Flurgrenze hatte sich während des Sommers an den Anfangsästen ein regelrecht gewachsener flachliegender Kranz von einem Meter Durchmesser ausgebildet. Das war der Siegeskranz.



Stadt Freiberg um 1650

Kupfer



Die Landschaft und ihre Wesen

Der Mensch und die Natur

Bei Weigsdorf, nicht weit von der böhmischen Grenze, liegt eine waldige Gegend. Die heißt der Hain oder schlechtweg das Hähnel. Dort stehen auf einem steilaufragenden Hügel die Druisteine. Das Volk nennt sie den alten Götzentempel. Dorthin ging ein vormaliger Ortspfarrer, Martin Niger (1614—1630), gar oft. Häufig traf er bei seinem Gange ein altes Mütterchen, das von dem Hügel herabstieg. Einst findet er sie bei Sonnenaufgang, wie sie auf ihren Knien liegt und betet. Als er sie zur Rede setzt, antwortet sie: „Ihr werdet mir diese Andacht nicht verbieten. Hierher gehe ich gern und bete viel lieber als in dem finstern Kirchlein. Hier kann ich dem lieben Gott recht fein in sein freundliches Angesicht schauen. Hierher bin ich schon mit meiner neunzigjährigen Großmutter gegangen, beim Aufgange oder Untergange der Sonne, gleich vom Felde weg oder wie sich's sonst schickt. Andere Leute haben es auch so getan, weil hier einst ein Gottestempel gestanden hat.“ Der Ort wurde bis in die neuste Zeit an hehren Tagen (Lätare, Ostern, Johanni) von den umwohnenden sächsischen und böhmischen Landleuten gerne besucht.

Das bäuerliche Festjahr

Das bäuerliche Festjahr, dem sich das christliche geschickt anschmiegt, ist reich an Resten einer heidnischen Religion des Bodens und der in ihm und über ihm wirkenden Kräfte. In Bautzen und in anderen Ortschaften der Lausitz war in den alten katholischen Zeiten am Donnerstage vor Fasten das Semperrennen. Alte und junge, vornehme und geringe Weiber liefen zusammen, kamen den Bürgern in die Häuser, sangen schandbare Lieder und trieben unehrbare Possen: „Semper, semper Donnerstag, morgen haben wir Freitag; oben in der Firste, hängen die Bratwürste, gebet uns nur Stangen, daß wir sie erlangen. Wir könn'n nicht lange stille stehn, wir müss'n ein Hois'l weiter gehn.“ Für ihre Liedel und Possen heischten sie Bratwürste, Fleisch, Brot und andere Gaben. Ähnliche Fastenumzüge mit einer tieferen Grundbedeutung, Erzielung und Erhöhung der Fruchtbarkeit, waren auch in anderen Städten üblich. 1499 zur Fastenzeit schleppten zu Leipzig die jungen Gesellen einen

Pflug durch alle Gassen der Stadt. Die Jungfrauen oder ledigen Weibspersonen, die sie dabei aufgriffen, wurden gezwungen, am Pfluge zu ziehen. Eine Magd aber weigerte sich und flüchtete sich in ein Haus. Als sie eine Mumme (eine der vermummten Junggesellen) verfolgte, ergriff sie das Bratenmesser und erstach ihren Verfolger damit. Vor Gericht gab sie zur Antwort, sie habe nicht einen Menschen, sondern einen Geist und feindseliges Gespenst entleibet. Gleichmessiger felle vnd geschichten haben sich aldo vilmals ergeben, allhie korczhalb obergangen, sagt der Pirnsche Mönch.

Zu Lätare wurde überall im Lande der Tod ausgetrieben und der Sommer eingebracht, in einigen nordböhmischen Ortschaften bis in die neuste Zeit.

Ostern ist das Fest des geweihten Wassers und des sieghaften Lichtes. Aus einem fließenden Gewässer gegen den Strom wird im Morgengrauen schweigend geschöpft. In der Quelle, die gegen Morgen vom Hochsteine bei Elstra fließt, wuschen und badeten die Einwohner der Dörfer Kindisch und Rauschwitz am Ostermorgen sich und ihr Vieh. Die Deutschböhmen des Niederlandes gingen am Ostermorgen in aller Stille auf den Botzenberg, um die drei Freudensprünge der Sonne bei ihrem Aufgange zu sehen.

In den Dörfern um Adorf begaben sich die Burschen am frühen Morgen des Ostersonntags mit frischen Ruten an die Betten der Mädchen und peitschten sie auf. Am ersten Pfingsttage vergalten die Mädchen in gleicher Weise den Burschen. Auf den Dörfern bei Reichenbach findet das Aufpeitschen am zweiten und dritten Weihnachtsfeiertage statt: „Frischegrü, hübsch und fei, Pfefferkuchen und Branntewei." Gern wird mit Rosmarin und Wachholder geschlagen.

Im Mai wimpelten auf dem Dorfanger die Maibäume. Burschen und Mädchen tanzten um die Stange. Dann kletterten die Burschen hinauf und holten von den Gegenständen, die oben hingen. Am Ende des Festes wurde der Maibaum ins Wasser geworfen, aber vorher suchte man einen Burschen, mit dem man dasselbe tat. Der hieß der Johannes, und das Spiel wurde der Firlefanz genannt.

Ein heiliger Tag ist der Johannistag. Mensch und Natur feiern ihn gleichermaßen. Da lodern Feuer auf, und die Schätze der Erde glühen.

Von unschätzbarem Werte ist die Alraunwurzel, die in der Johannisnacht auf dem Valtenberge und in der Muskauer Heide zu finden ist. Wenn du die Wurzel ausgräbst, wird sie laut aufschreien und so lange kläglich wimmern, bis du daumengroße Puppen daraus geschnitten hast.



Die Püppchen mußt du wohl pflegen: mit Wein und Öl salben, prächtig kleiden, in weiche Bettchen legen, mit Leckereien speisen, jeden Sonntag in Wein und Wasser baden. Dann kommt dir Glück und Segen ins Haus, die Zukunft erschließt sich dir, gute Geister harren deines Gebotes.

Wunderbare Kraft birgt in der Johannisnacht auch der Samen des Farnkrautes in sich. Dies Wunderkraut wächst, blüht und reift in dieser einen Nacht. Ein Neukircher ging einst in der Johannisnacht über den Valtenberg. Im Vorüberschreiten streift er einen Farnwedel. Als er ins Tal steigt, trifft er einen Freund, der auch von einem weiten Gange kommt. Da streckt er ihm zum Gruße die Hand entgegen: „Guten Abend, Friedel!“ Doch der schreit: „Heiliger Gott, was ist los!“ und rennt davon, was er kann. Ein Stück näher am Dorfe überholt der Neukircher seine Base, die von einem Krankenbesuche aus den Hübelhäusern kam. „Bist noch nicht schlafen, Paulinchen?“ „Alle guten Geister loben Gott den Herrn,“ kreischt die Frau und reißt aus. Nun wird die Sache dem Neukircher doch bedenklich. Als er zu Hause Frau und Tochter begrüßt, gucken sie so verstört, glauben einen Geist zu hören, weil sie niemand sehen. Aber als der Vater die Schuhe auszieht, sitzt er auf dem Schemel wie er leibt und lebt. Der Farnstaub im Schuh hatte ihn unsichtbar gemacht.

Vielleicht ist der Zaubersame, von dem Christian Lehmann erzählt, etwas Ähnliches wie der Farnstaub gewesen. Eine Unholdin am Scheibenberg konnte nicht ersehen, wie zwei Eheleute so sehr in Frieden lebten. Sie streute Zaubersamen zwischen sie, und so wurden sie sich gram.

In früheren Zeiten hat sich die Ernte in den Bahnen eines ausgeprägten Brauchtums vollzogen. In der Leipziger Pflege läßt man auf dem letzten Roggenstücke an der Feldecke eine handbreit Halme stehen. Man bindet die Ähren mit Feldblumen zu einem Büschel zusammen. Darunter legt man auf die Erde ein paar Steine und stopft Gras darüber. Das nennt man „die Scheune bauen“, und man will damit erreichen, daß die Ernte im nächsten Jahre gut gerate. Früher mußten dann alle Schnitter und Schnitterinnen über die Scheune hinwegspringen. Es durfte aber niemand dabei anstoßen, weil sonst die richtige Scheune abbrennen mußte. Die Weibsleute schürzten deshalb zur Vorsicht die Röcke etwas höher. Das hat den Schnittern immer gut gefallen. — Bei der Obsternte läßt man die letzte Frucht auf dem Baume, damit er im nächsten Jahre gut trage.

Im Getreide hat die Korn-Jule oder das Kornmännchen gesessen. Da sagte die Mutter ihrem Kinde: „Geh nicht in das Korn, die Korn-Jule



Städtische Trachten aus Plauen 1727
Kolorierte Zeichnung von J. A. Richter. Kreismuseum Plauen

sitzt drin!" Und das Kind getraute sich nimmer, beim Blumenpflücken die Halme niederzutreten. Mit den letzten Garben des Erntewagens kommt das Kornmännchen in die gefüllte Scheune. Da findet es reichlich Nahrung für Herbst und Winter. Was aber dann, wenn ihm mit dem letzten Flegelschlage der Vorrat der Scheune genommen ist? Nun muß derjenige, der den Drusch beendete, für das Kornmännchen sorgen. Unter dem Zeichen eines Strohwisches trägt er es zum nächsten Bauer, der noch nicht ausgedroschen hat. Der Strohwisch führt verschiedene Namen. In einzelnen Ortschaften bei Großenhain heißt er Tatsch, in anderen Humsch, im Erzgebirge bei Großhartmannsdorf der Panselhahn. Ganz vorsichtig nähert sich der Humschträger der Scheune, und flugs wirft er ihn hinein. Denn wird er erwischt, hat er keine sanfte Behandlung zu erwarten. Der neue Wirt behält den Humsch so lange, bis auch er mit Dreschen fertig ist. Dann kriegt ihn gleicherweise der Nachbar, und so wandert der Humsch durch's ganze Dorf.

Die Feste, die der Mensch beging, feierte er in inniger Berührung mit der Natur. In Dörschnitz bei Lommatzsch haben zwei Hügel gestanden, einer am Eingange, einer am Ausgange des Dorfes. Auf den Hügel morgenwärts des Dorfes zogen bei Hochzeiten die gesamten Gäste und tanzten etlichemale herum. Gleicher Brauch war auch anderwärts im Lande verbreitet. Die Friedersdorfer (bei Zittau) hielten den Hochzeitstanz bei den langen Kiefern. Das ging bis zum Jahre 1749.

Am Andreasabend, am Neujahrsabende und mitunter auch (im Vogtlande) am Weihnachtsabende hat schon mancher von zukünftigen Dingen erfahren. Der alte Hansgörg, ein Vogtländer, ging immer ans Wasserloch, eine gute halbe Stunde vom Dorfe entfernt. Dort zog er den Bannkreis und sprach die Bannformel, legte sich platt auf die Erde und lauschte. Einmal ist es ganz toll gewesen. „Dös wör e Gedatter und e Gebumber, e Getrabbel und e Gerassel, als sullt de Welt untergieh, und Soldoten, ach, die vielen Soldoten!" Das war 1865. Ein halbes Jahr später wußte Hansgörgel, was es zu bedeuten gehabt hat. Lostage

Ein Mädchen, das in Profen diente, besuchte am Silvesterabende die Eltern in Greitschütz. Unter dem Geläut der Neujahrsglocken kehrt es um Mitternacht nach seiner Dienststelle zurück. Als es auf den Kreuzweg kommt, kann es nicht weiter. Vor sich sieht es ein kämpfendes Heer, rechts ein brausendes Meer, links ein großes Feuer, hinter ihm stehen Särge in langen, langen Reihen. Bis zum Schlage eins kam die Dirne nicht von der Stelle.

Mensch und Baum

Es ist einmal ein Vater und eine Mutter gewesen. Die haben vier Kinder gehabt. Da hat die Mutter mal Pflaumenkuchen gebacken vor Freude und hat gesagt: „In der Stube ist's so warm, da können wir nicht essen, da schmeckt es nicht. Wir wollen unter's junge Bäumchen gehen!" Und weil sie dem Bäumchen nichts zu trinken gegeben haben, hat es sein ganzes Laub auf den Pflaumenkuchen geschüttelt. Da sagte die Mutter: „So einen Baum dürfen wir uns nicht halten; schaff ihn in den Wald, Vater!" Und der Vater ist umgeflogen, wie er das Bäumchen verziehen will, hat es aber doch fortgeschafft. Aber als sie am anderen Morgen rausgucken, steht das Bäumchen wieder im Garten. Es ist aus dem Walde reingekommen. Und die Mutter sagte: „Wir wollen noch einmal unterm Baume essen, wollen ihm aber was zu trinken geben." Und da hat sich das Bäumchen nicht mehr geschüttelt.

In Wachau starb ein Mann, der Böses getan hatte. Er wurde darum vor der Kirchhofsmauer begraben. Auf sein Grab setzte man eine Linde. Die ist zum riesigen Baum geworden. In ihrer Rinde stehen geheimnisvolle Zeichen und Zahlen. Die kann nur der lesen, der ohne Sünde ist.

Am Lockwitzbache im Spitzgrunde stand eine Ulme. Hoch und mächtig dehnte sich der Baum aus. Nachts kam ein Stöhnen und Ächzen aus den Zweigen, manchmal klang es auch wie ein Jauchzen. Der Weg, der dort vorüber nach der Mühle ging, wurde nachts gemieden. Auch der Jäger hatte das Ächzen gehört, und nie hatte er dort Jagdglück. Darum wollte er den Baum fällen lassen. Doch niemand wagte, die Axt an ihn zu legen. Endlich erbot sich ein Coswiger Bauer, den Baum zu fällen. Der Jäger versprach ihm eine Kanne Branntwein und eine gute Belohnung, auch das Holz sollte ihm gehören. „Aber du mußt um Mitternacht zu Werke gehen, damit der Zauber gebrochen wird." Bei jedem Axthieb, den der Bauer schlug, schwoll das Ächzen und Stöhnen, bis er den Baum endlich zu Falle brachte. Da hört das Stöhnen auf, ein heller Schein steigt aus dem Stumpfe und verschwindet mit singenden Tönen. „Nie wieder fälle ich einen Baum um Mitternacht", sagte der Bauer. Aber der Jäger hatte von dieser Zeit an Glück, wenn er dort jagte.

In Kretzschau ging ein alter Mann Holz spänen. Auf einer Wiese fand er eine alte Weide, und die sägte er um. Er spaltete das Holz und trug es nach Hause. Hinter dem Ofen setzte er die Scheite zum Trocknen auf, und er wollte sich's nun recht gemütlich machen. Aber als die Scheite warm wurden, fingen sie an zu lachen: ha, ha, ha, hi, hi, hi! Da wurde es dem Alten angst. Schnell band er das Holz zusammen und trug die Hucke wieder auf die Wiese. Aber je weiter er ging, desto schwerer wurde

die Last. Sie drückte ihm die Schultern wund, und an den Wunden hatte er lange zu leiden.

Oft werden die Bäume und Sträucher mit ihren Kräften und Säften dem Menschen zum Arzte. Darum sagen die Nordböhmen: vor einem Holunderstrauche soll ein jeder, der vorübergeht, den Hut abnehmen, weil alles, was er an sich trägt, heilkräftig ist: das Laub, die Blüten, die Beeren, die Rinde und das Mark.

Heide und Moor

Heide, Moor und Wald sind der Aufenthaltsort vieler Sagenwesen; oft sind es ruhelose Seelen, umgehende Tote, die dahin gebannt sind (schon bei der eben erzählten Kretzschauer Sage kann man daran denken); oft aber weiß das Volk nichts von ihrem Ursprung: sie waren eben immer da. Auf der Heide zwischen Scheibenberg und Crottendorf geht das Heideweibchen um. In der Dresdner Heide im Langebrücker Forste läßt sich das Mittagsweibchen sehen. Es ist steinalt und führt den Wanderer vom Wege ab. Dann klingt aus dem tiefen Forste sein Gelächter.

Einst waren Arnsdorfer Frauen im Karswalde, um dürres Reisig zu sammeln. Ihr Heimweg führte sie durch die Torfstiche. Da sahen sie das Torfgespenst, das plötzlich aus einer Wasserlache auftauchte und die Arme emporstreckte. Mit hellem Kreischen liefen die Frauen davon, und hinter ihnen hallte das laute Auflachen des Gespenstes.

Der Wald

In Rodau, einem Dorfe bei Graslitz, erzählt man sich viel vom Waldschützen. Er schlägt mitternachts mit großer Gewalt und Kraft an die Bäume. Dann scheucht er das Wild auf, treibt es und setzt ihm nach. Dabei hört man, wie er die Hunde hetzt. Eines Tages ging ein Holzhauer aus dem Walde nach Hause. Er war noch nicht lange gegangen, da wurde es stockfinster. In seiner Nähe hörte er furchtbare Axtschläge. „Halt, das sind Holzdiebe," dachte der Holzhauer und ging herzhaft auf den Lärm zu. Als er hinkam, sah er einen fremden Mann in Jägertracht, der an die Bäume klopfte. Der Holzhauer fragte: „Wer bist du?" „Ich bin der Waldschütz," sagte der Mann und klopfte weiter. Heimlich folgte ihm der Holzhauer nach. Um Mitternacht waren sie schon tief in den Wald geraten, und plötzlich fühlte der Holzhauer einen Axtschlag, daß er halbtot zu Boden stürzte. Am andern Morgen, als er aufwachte, standen die Leute bei ihm, die ihn gefunden hatten.

In der Hochgart ließ sich der Waldschütz am hellen Tage sehen. Ein armer Mann rief ihm dreimal beim Namen: „Waldschütz, Waldschütz, Waldschütz!" Da drehte er sich um und sprach: „Für dein Necken sollst du hier als Baumstumpf solange stehen, bis dich der Zufall erlöst." Augenblicklich ward der Mann zu einem Baumstumpf und wurzelte im



Boden. Eines Tages waren Köhler in der Nähe. Einer dachte: „Der Stock ist gut, um darauf Mittag zu essen." Er schlug seine Hacke in den Stock, legte sein Brot darauf, schnitt es mit dem Messer durch und noch tief in den Stock hinein. Im gleichen Augenblicke schrie es laut auf, der Baumstumpf verschwand, und der verzauberte Mann stand erlöst vor den Augen der Köhler.

Im Vogtlande und im Erzgebirge hausen die Hehmänner in den Wäldern. Der alte Bauer Höfer ging eines Abends von Süßebach nach den Schafhäusern. Da verfolgte ihn der Hehmann mit seinen Rufen: heh, heh, heh . . ., aber ganz heran kam er nicht.

In der Gegend von Preßnitz, Sonnenberg und Weipert ist der Hehmann ganz in Grau gekleidet. Den Tag über hält er sich verborgen, und erst bei einbrechender Dunkelheit kommt er aus seinem Verstecke.

Einst fuhren mehrere Holzhauer aus Graslitz mit ihren Karren in den Wald, um Bäume zu fällen. Als sie den ersten Baum zu Falle bringen, hören sie ein heiseres Lachen hinter sich und sehen, daß ihre Karren genau an die Stelle geschoben sind, wohin der Baum fallen muß. Einen Augenblick später sind alle Karren zersplittert.

Im gleichen Walde suchten einige Weiber Heidelbeeren. Sie setzten die vollen Krüge nieder und ruhten aus. Als sie ihre Gefäße hochnehmen, bleiben die Böden auf der Erde. Zugleich erschallt hinter ihnen ein wildes Gelächter, und als sie sich umschauen, sehen sie zwar nichts, kriegen aber eine tüchtige Ohrfeige.

Der Hehmann, der im Tenichwalde bei Sonnenberg he, he, hu, hu! ruft, hockt sich dem Wanderer auf und läßt sich bis ins nächste Dorf tragen.

Ein Weib aus Platten ging in den Wald, um ihrem Manne, der Holz fällte, das Mittagessen zu bringen. Auf einmal hörte sie ein lautes: He, he, he! Sie denkt: „Mein Mann neckt mich," und gibt darum herzhaft zur Antwort: „Daher, daher!" Da steht vor ihr ein baumlanger, eisgrauer Mann ganz wütend. Vor Furcht und Schrecken rennt das Weib einem Bache zu, den sie mit knapper Not überspringt. Und das war ihr Glück; denn sonst wäre sie in die Hände des Hehmanns gefallen, der ihr dicht auf den Fersen folgte.

Der Hehmann ist ein wilder Waldgeist. Aber manche sagen, er sei ein Grenzfrevler und müsse dafür umgehen. Und in der Gegend von Platten erzählen sie so: Als der Hausbesitzer Peuckert in Oberjugel gestorben war, fand er keine Ruhe und erschien seinen Nachbarn. Die fürchteten sich vor ihm und ließen einen Pfarrer kommen. Der bannte den Geist auf

den Grenzstein Nummer sieben zwischen Platten und Hirschenstand. Es wurde ein Weg im Kreise um den Stein getreten, und wer dreimal diesen Weg ging, dem erschien der Geist. Willibald Köhlers Großvater wollte das nicht glauben. Er ging dreimal um den Grenzstein herum. Beim drittenmale packte ihn jemand an der Achsel. Aber da machte der Ungläubige fort! Seinen Zipfelpelz ließ er in den Händen des Geistes. Hinter ihm rief es ganz lang: „Hej!"

Riesen und Zwerge

Vor langen, langen Zeiten haben im Lande die Riesen gelebt. Mannigfache Zeichen geben uns davon Kunde: die Leute finden in der Erde mächtige Knochen, viel größer, als sie der Mensch oder irgend ein Tier aufweist; im Gestein sind gelegentlich Abdrücke übermenschgroßer Hände und Füße; Steinklippen sind übereinandergewuchtet, wie es nur Riesenkraft zu tun vermag. Riesen

Auf dem Oderwitzer Spitzberge bei Zittau lebten wilde Riesen. Sie verachteten die Götter und verfolgten die Menschen, taten, als ob die ganze Welt ihr eigen wäre. Auf dem Berge hatten sie sich einen Kegelschub eingerichtet. Mit sechs goldenen Kugeln schoben sie nach neun goldenen Kegeln. Jeden glücklichen Schub verkündeten sie mit tollem Jauchzen. Einmal, am Fest aller Heiligen, trieben sie ihr Wesen ganz arg. Sie fluchten und lästerten schrecklich und spielten bis um Mitternacht, Gott und Menschen zum Trotz. Da öffnete sich plötzlich der Himmel, ein Feuerball fuhr hernieder und begrub Kegel, Kugeln und Riesen. Tief in der Erde liegt der geschmolzene Goldklumpen und wartet auf den Finder.

Oft scheint Feindschaft unter den Riesen gewesen zu sein, denn gar zu gerne wird erzählt, daß sie sich gegenseitig mit großen Steinen beschossen. Vom Lugauer Berge aus beschoß ein Riese den Wilisch, ob zum Zeitvertreib, ob im Kampf? Die Stücke liegen heute noch auf dem Wilischgipfel, rund und kugelig.

Auch in der Nassau, nordöstlich Meißens, liegen zwei Riesensteine. Auf dem großen saß eine Riesin und kochte. Einem andern Riesenweibe kam ein Sandkorn in den Schuh. Das Körnchen drückte, und sie warf es raus. Das ist der kleine Riesenstein.

Die Riesensage ist auf obersächsischem Gebiete auch schon in der Überlieferung des 19. Jahrhunderts im Verklingen. Sicherlich ist der Teufel, vor allem in den Wurfsagen, manchmal an Stelle des Riesen getreten, aber besonders entwickelt scheint die Riesensage in unserm Gebiete nie gewesen zu sein.

Die Erdtöpfe

Desto mehr wissen die Leute von den Zwergen zu erzählen. Auch von ihnen hat die Erde treue Kunde aufbewahrt: im Boden versteckt liegen die Erdtöpfe oder die Zwergtöpfe. Die wurden von den Zwergen selbst gefertigt, in ihre Höhlen gesetzt und bildeten ihren Hausrat.

In manchen Gegenden der Lausitz allerdings erzählten die Leute anders. Sie sagten, die Töpfe sind in der Erde gewachsen. Gerne zogen sie im Sommer hinaus, um solche Töpfe zu graben. Die beste Zeit dazu war um Pfingsten. Da stiegen die Gefäße aus der Erdtiefe und lagen nur eine Elle unter dem Boden. Und verrät sich solche wunderbare Erzeugung dadurch, daß der Erdboden aufschwillt und Hügel bildet, als sei die Erde schwanger worden. Aber im Winter sinken die Töpfe fünfzehn bis zwanzig Schuh tief hinab. Das Nachgraben machten die Lausitzer so: Sie nahmen Scheite und Eisengrabstückel und stachen tief in die Erde hinein. Wo sie auf einen Stein stießen (damit waren die Töpfe bedeckt), gruben sie nach. Fanden sie Töpfe, mußten sie erst eine Weile stehen, bis sie hart würden; sonst konnte man sie nicht ganz herausbringen und sie zerfielen wie Asche.

Aber verbreiteter noch als der Glaube: Die Töpfe sind gewachsen, war der: die Töpfe sind von den Zwergen gefertigt: „Ein Teil der Märker und Lausitzer dieser Meinung sein, unter welchen etliche so albern, daß sie denken, es sollen die Zwerge noch leben, diese Gefäß täglich machen und also an die Örter setzen" (Albinus). Und Mathesius, der Prediger zu Joachimsthal, schreibt in seiner Sarepta, einer Bergpostill in sechzehn Predigten: Ein wunderlich Ding ist es gleichwohl, daß so mancherlei Formen an diesen Töpfen sind, daß auch keiner dem andern gleich ist; und daß sie unter der Erde weich sind wie die Korallen im Wasser und an der Luft hart werden. Ebenso, daß in jedem Topf etwas Sonderliches liegt. Ich hab ein wundschaffen (wunschhaften) Ringlein an einer Gräfin gesehen, von Gold, Silber und Kupfer, sehr artig gewunden. Das hat man in einem solchen Erdtopf gefunden.

Der erste, der auf obersächsischem Boden die Bedeutung der Erdtöpfe in aller Klarheit erkannte, war der Humanist und Berggelehrte Georg Agricola, aus Glauchau gebürtig. Er stellte fest: in diesen Töpfen haben die Heiden nach ihrem Brauche die Asche der verbrannten Toten begraben. Aber die Ansicht des Gelehrten setzte sich nicht ohne weiteres durch. „Man disputiert wohl, es sei etwa an dem Ort ein Begräbnis gewesen, darinnen man toter Leute Asche, wie in den alten Urnen oder Tränentöpflein, darein man der weinenden Zähren, gefasset habe. Aber weil man die Töpfe nur im Maien gräbt, da sie sich selber verraten, als wäre

die Erde schwanger, einen Hübel machen, darnach sich die richten, die ihnen nachgehen, so lasse ich es natürliche, ungemachte und von Gott und der Natur gewirkte Töpfe sein" (Mathesius). Auch der berühmte Chronist Petrus Albinus, dem wir viele Städtechroniken und die großangelegte Meißnische Land- und Bergchronik verdanken, scheint von der Ansicht Agricolas nicht ganz überzeugt gewesen zu sein. Als sich ihm eine Gelegenheit bietet, geht er mit seinem lieben Gevatter und vertrautem Freund, dem Magister Oswald Vogel, Superintendent zu Zahna, in der Nähe dieses Städtchens graben. Und erst diese Grabung hat ihn zu einem überzeugten Anhänger Agricolas gemacht.

Die alte Sage von den Zwergtöpfen in der Erde ist seit fast 400 Jahren von der Wissenschaft als unrichtig erkannt worden. Aber den Zwergen hat die Erkenntnis nichts geschadet: sie leben heute noch. Als ich die alte Mutter in Blumberg am Veensberge fragte, ob denn die Kleinen noch jetzt in jeder Christnacht den Vorübergehenden in ihre Schatzhöhle riefen, sagte sie: „'s wird wuhl no su sein; mir giehn ne hie, mir stelln's ne uf de Probe."

Aufenthalt der Zwerge

Die Zwerge bewohnen gerne waldbestandene Hügel, an denen die Flur der Fruchtfelder ihren Abschluß findet. Im Nordböhmischen wohnen Zwerge auf dem Ortelsberge bei Neustedtel, auf dem Gottesberge bei Wernstadt, auf der Nolde bei Böhmisch-Kamnitz (dort heißen sie Zwergsel), auf dem Quaderberge bei Tetschen. In Sachsen sind am Breitenberge bei Bertsdorf die Querxe, am Veensberge bei Ostritz die Veensmännel, am Knorrberge auf dem Eigen und am Stromberge die Zwerge, am Keulenberge die Keulenmännchen, am Cottaer Spitzberge die Quarkse, bei Coswig die Mergelmännchen, bei Bärenstein am Gaschraum wiederum Zwerge. Am Breitenberge kommen sie mit dem frischen, klaren Wasser aus dem Querxborne hervorgequollen. An der Nolde gingen sie auf dem Zwergselsteige ab und zu, insbesondere des Nachts. Manchmal legten die Leute zum Spaße Gesträuch und Fichtel auf den kleinen Weg, aber früh war er immer reine und glatt. Oft kamen die Zwergsel in ein bestimmtes Oberkamnitzer Bauernhaus. Da saßen sie, soviel ihrer nur konnten, auf dem Backofen, um sich zu wärmen. Denn den Menschen suchen die Zwerge gern auf. Manchmal brauchen sie seine Hilfe, oft aber ist dem Menschen von den Kleinen geholfen worden.

Der Zwerg hilft

Ein Bauer schaffte ein Fuhre Holz nach Pulsnitz. Er brauchte Geld, um seine Schuldzinsen aufzubringen. Da er gesunde, kräftige Ware hatte, wurde er sie bei den Töpfern und Pfefferküchlern bald los. Vergnügt klimperte er mit den harten Talern in der Tasche und gedachte, sich des-

wegen einen guten Trunk zu gönnen. Im Schützenhause kehrte er ein. Dort traf er alte Bekannte, und mit ihnen zechte und spielte er. Als er spät abends nach Hause fuhr, waren seine Taschen so leer wie sein Wagen. Ganz trübsinnig hing er auf dem Geschirre und bedachte seinen Leichtsinn. Als er in den Wald des Keulenberges einbog, trat ein altes Männchen heran und fragte: „Darf ich aufsitzen?“ Ohne recht hinzusehen und draufzuhören, sagte der Bauer ja. Aber das Männel war gesprächig, und bald wußte es, warum sein Fuhrmann so traurig war. Es sagte: „Hm, das ist nicht so schlimm, hier liegt Holz genug; lade auf, ich helfe dir, und zu Hause sagst du, du wärst das Holz nicht losgeworden.“ In kurzer Zeit hatten die beiden eine tüchtige Fuhre aufgepackt, und dort, wo der Bergwald aufhört, verschwand das Männchen. Aber trotzdem der Weg bergab ging, fuhr der Wagen langsamer und langsamer. Zügel und Peitsche nützten nichts, und das Gefährt blieb stecken. „Du hast zu viel geladen,“ dachte der Bauer und warf eine Menge Scheite ab. Da ging es besser, bald aber konnten die Pferde wieder nicht weiter. Nun lud der Bauer alles ab. Mit leerem Geschirr fuhr er in seinen Hof ein. Schnell ging er schlafen, denn über Nacht kommt Rat. Als er in aller Morgenfrühe den Wagen abputzen will, funkeln ihm goldene Späne entgegen.

Zu den Zwergen des Hutberges bei Weißig, die in runden Spitzhüten einhergingen, kamen die Leute von weit und breit Geld borgen. Und nie baten sie vergebens. Aber am festgesetzten Tage mußten sie die Schuld bezahlen. Als ein Mann sein Geld wiederbrachte, sagte ein Zwerg, der am Bergeingange stand: „Ei, du schlechter Mann, du hast heute noch nicht gebetet und hast deine Hände nicht gewaschen. Aus unreiner Hand kann ich kein Geld nehmen. Komme heute über vier Wochen wieder, wasche dich aber erst und bete, dann kannst du dein Geld geben.“ „Ei,“ dachte der Mann, „auf die Art kannst du dein Geld behalten.“ Nach vier Wochen ging er wieder nach dem Berge. Wiederum sprach er kein Morgengebet und wiederum wusch er sich nicht. „Behalte dein Geld, laß dich aber nie wieder hier sehen!“ rief ihm der Zwerg zu. Aber das Geld brachte dem Manne keinen Segen. Unglück auf Unglück kam über ihn.

Die Ostritzer hatten keine Braupfanne. Wollten sie Bier brauen, gingen sie zu den Veensmänneln und borgten sich eine. Nach dem Gebrauche setzten sie das Gefäß am Blumerchen (Blumberger) Stege nieder und legten zum Dank eine Semmel hinein. Aber ein Ostritzer ist doch so frech, daß er die Semmel rausnimmt und einen Dreck dafür hineinmacht. Von der Zeit an konnten die Ostritzer betteln, sie kriegten die Pfanne nicht mehr und mußten sich selber eine anschaffen.

In der Westlausitz hat ein Zwerg einer Frau tief im Dickicht eine Pflanze gezeigt, die leuchtete wie ein Stern. Und wie sie die Blüte ihrem kranken Manne aufs Herze legt, wird er von Stund an gesund. Im Erzgebirge bei Blauenthal sagte ein Graumännel den Holzhauern das Pestheilmittel: „Trinkt Bärenwurz und Baldrian, so kommt ihr alle gut davon."

Der Zwerg schenkt

Besonders dankbar sind die Zwerge, wenn ihnen eine Gefälligkeit erwiesen wird. Ein Zwerg am Spitzberge bei Warnsdorf in Böhmen hatte sich im Gestein den rechten Fuß vertreten. Eine arme Frau fand den Kleinen wimmernd im Walde. Sie nahm ihn mit in ihre Hütte und pflegte ihn. Dafür schenkte er ihr einen goldenen Ring, einen Becher und ein Weizenbrot.

Ein Böhmisch-Kamnitzer erzählt: Bei meiner Urgroßmutter wohnte ein Zwerg. Er saß hinter dem Ofen in der Hölle. Als er eines Tages nach Hause kam, brachte er eine Spindel mit. Er schenkte sie der Urahne und sagte: „Solange du nicht zanken und fluchen wirst, solange wird die Spindel nicht abnehmen; sobald du aber fluchst, wird der Faden zerreißen, die Spindel leer werden und dein Glück dich verlassen." Die Urahne nahm sich möglichst in acht, nicht zu zanken. Aber als einmal die Kinder wilde waren, zankte sie doch. Da riß der Faden, und die Spindel war leer. Und von diesem Tage an hatte die Ahne immer Unglück, und der Zwerg, der solange bei ihr gewohnt hatte, war für immer verschwunden.

Ein seltsam Geschenk hat ein Bauer am Keulenberge von einem Keulenmännchen erhalten. Er kriegte eine Flasche. Zu der sollte er sagen: „Tue das deinige!" Als der Bauer heimkommt, probiert er die Flasche und sagt sein Sprüchel. Da kommen aus dem Flaschenhalse Goldstücke, eins nach dem andern klirrt auf den Tisch. Nun ist alle Not aus, ein lustiges Leben hebt an, aber bald ist alles verjuchheit. Als der Bauer wiederum sein Sprüchel sagt: wo bleiben die Goldstücke? Kleine Kerle kommen raus mit Ruten und peitschen und peitschen.

Vor langen Jahren, es war zur Zeit des letzten Türkenkrieges, lag im Schlosse zu Pomßen eine Frau von Ponickau, nachdem sie eines Knäbleins genesen war, im Wochenbette. Da sieht sie, wie die schwere Tür des Zimmers sich öffnet und Zwergvolk in langer Reihe hereinzieht. Die Kleinen sind fein wie zur Hochzeit gekleidet. Musik zieht voran, und wirklich, da kommen Bräutigam und Braut. Die Paare stellen sich auf und tanzen. Die Frau von Ponickau muckt sich nicht. Dafür kriegt sie neben einem Danke drei goldene Brötchen. Und so lange die in der Familie blieben, hatte sie Glück in allen Dingen.

Zwergenfeste Die Zwerge sind ein leichtlebiges Völkchen: zierliche Feste mit schöner Musik lieben sie über alles.

Einen Tanz hatten die Zwerge einst in der Mühle zu Okrilla. Die Magd machte die Sägemühle reine. Als sie an das Loch kommt, durch das die Sägespäne fallen, sieht sie ein Licht. Sie guckt neugierig durch. Da stehen die kleinen Musikanten auf einem Fasse, die Männer mit großen Bärten und hohen Zylindern machen vor den Frauen eine feine Verbeugung, und die machen einen so tiefen Knicks, daß es aussieht, als sänken sie um. Darüber muß die Magd doch lachen. Da werden sie die Kleinen gewahr. „Geh zu Bette, sonst mußt du sterben," ruft einer zornig hinauf. Da ist das Mädchen in Angst gelaufen, und die Zwerge sind nie mehr in die Mühle gekommen. Nur einmal, da ist ein Schein nachts in der Mühle gewesen, als ginge sie in Flammen auf. Und der Müller lief und wollte löschen. Aber da war nichts zu sehen, nichts, weder Flamme noch Funke.

Die Zwerge in der Mühle zu Okrilla mochten die Lauscherin nicht. Aber bisweilen haben es die Kleinen gerne, wenn Menschen an ihren Vergnügungen teilnehmen. Zwei Neustädter Bürger gingen in einer Sommernacht von Bautzen über den Valtenberg nach Hause. Da hörten sie durch die Stille Kugeln rollen, Kegel fallen und lautes Gelächter. Neugierig gingen sie auf den Lärm zu. Sie gewahrten ein Häuflein Querxe. Die schoben Kegel. „Spielt mit," sagten die Kleinen. Die Neustädter ließen sich das nicht zweimal sagen. Spiel folgte auf Spiel, und das gute Bier machte fleißig die Runde. Das waren Kugeln und Kegel, das war ein Schub, wie es ihn in der ganzen Gegend nicht wieder gab! Nach dem dritten Spiele gingen die Männer heim. Jeder kriegte zum Andenken eine Kegelkugel mit. Beim Klunkerförster wären die beiden gerne eingekehrt, aber er war nicht munter zu kriegen. Da wurde dem einen die Kugel zu schwer, und er warf sie in den Folgebach. Aber der andere schleppte seine bis heim. Später erzählen sie im Städtchen ihr Abenteuer, aber kein Mensch will es glauben. Zum Beweise sucht der eine die Kugel hervor. Er findet sie auf dem Boden, und siehe, sie ist von Gold. Schnell rennen beide nach dem Folgebach, die andere zu suchen. Aber die ist weg. Doch von der Zeit an ist der Sand des Baches goldhaltig, und die Neustädter geben dem, der ohne Arbeit reich werden will, den Rat: „Geh zu den Querxen auf den Valtenberg, die werden dir schon eine goldene Kugel schenken."

Haben die Zwerge selbst kein Fest, schleichen sie sich bei anderen ein. Dou woar amol a Bau'r uff'n Falde un toat ack'rn, un de Quarxe woarn o hauß'n aus ihr'm Luche am Breet'nbarge. D'r Bau'r woar vu Barts-

durf bei d'r Sitte (Zittau). Dou koam senne Frau raus un soite: „Kumm ock nu rei, 's is Zeit, doaß m'r'ch oaziehn un zur Huchst giehn!" Dou ducht'n de Quarxe: „'s is ock gutt, doaß mer'sch hier'n, dou wull m'r o mit ass'n. Kummt ock, mir nahm'ch unsre Kopp'n und giehn hie!" Un wenn se de Kopp'n uf hoan, koan se kees sahn. Aber doas, woas de Quarxe soit'n, hutte wied'r a anner Moan gehiert. Ar soite: „Nahmt miech ock o mitte un gatt m'r ane Koppe!" Doas macht'n se, ab'r se soit'n: „Ass'n un trink'n magste, ock eisteck'n doarfste nischt!" Nu ging'n se lus, un wie se no Bartsdurf reikoam'n, dou zug'n se de Kopp'n ieber de Uhrn. Dar Moan o, un kees kunnt se sahn. Se macht'n glei as Huchsthaus nei, un zwisch'n an jed'n Gost setzt'ch a Quarx. Ane Weile ging's gutt. De Schiss'l'n woarn bahle leer un oll'n toats schmeck'n. Wie 'ch nur dar Moan 'n Bauch vul gefrass'n hutte, ducht ar a seine Frou, un dar wullt'r garne woas mitnahm. Schwups, stackt'r a Stick'l a de Tosche. Ab'r dou woarn de Quarxe biese, un ennr, dar no weit vun'n soaß, rieß'n glei de Koppe vum Kuppe. Dou soaß ar nu dou, un olle kunnt'n sahn a senn'r ahl'n Kleedasche. Nu mußt ar soin, wie'r reigekumm'n wär. Dou grief'n'ch olle an Kupp un soit'n: „Nu, dou brauch'n m'r'ch ne ze wunnern, doaß de gruß'n Schiss'l'n glei olle woarn."

Da die Zwerge Feste so gern haben, machen sie sich selbst oft gute Zeit. Als einst ein alter Bauer aus Redenitz und sein Knecht zwischen Leskau und Spinnelsdorf südwestlich von Kaaden ihre Ackerfurchen zogen, vernahmen sie plötzlich ein sonderbares Gespräch in der Nähe, ohne daß die Sprechenden zu sehen waren. „Bringt erst die Weißen, dann die Schwarzen!" „Nein, erst die Schwarzen, dann die Weißen", so rief es durcheinander. Bald stieg den beiden Männern der Geruch frischen Kuchens in die Nase, und da wußten sie, was es zu bedeuten hatte. „Bauer, die Zwerglein backen Kuchen, schwarzen und weißen" (von geringerem und von feinerem Mehl), sagte der Knecht. Der Bauer drauf: „Du, das Zeug riecht gar zu gut, wenn wir doch einen hätten!" „Da werd' ich halt einen bestellen," erwiderte der Knecht im Spaße und rief dann so laut er konnte: „He, backt uns doch auch einen Kuchen mit, aber einen recht guten." Als die Ackerleute nach dem Mittag ihre Arbeit wieder begannen, fand jeder auf seiner Pflugschar einen duftenden Kuchen liegen. Der Bauer biß herzhaft hinein und ließ sich ihn gut schmecken, der Knecht aber mißtraute der Gabe, und — klatsch! hatte er von unsichtbarer Hand eine tüchtige Ohrfeige, an die er noch lange dachte. Die Zwerge backen Kuchen

Ein Bauer am Tümpelstein bei Klösterle aß den Zwergkuchen auch nicht. Er fütterte seine Ochsen damit. Da sagte der Zwerg: „Weil du

unseren Kuchen verschmäht hast, so soll deine Wirtschaft kein Glück und keinen Segen mehr haben!“

Auch die Zwerge des Stromberges (in der Lausitz) schenkten dem ackernden Bauer einen wohlgeratenen Kuchen und sagten: „Iß, doch anschneiden darfst du nicht!“ Doch der Bauer wußte, was zu tun war. Er schnitt aus dem Kuchen Kreis um Kreis von innen heraus. Aber die Zwerge waren böse, daß ihm die List gelungen war, und schrien: „Der Teufel hat dich klug gemacht. Hüte dich, daß wir dir nicht antun, was du dem Kuchen getan hast!“

Der machtbegabte Zwerg

Gewöhnlich sind die Zwerge harmlose, gutmütige Gesellen, aber sie können mehr als bloß mit solchen Drohungen den Menschen bange machen. Eine Zwiebelfrau ging immer nach Imnitz über die Elsterbrücke. Da versperrte ihr eine Schar kleiner, grauer Männchen den Weg. Die Mergelmännchen an der Lockwitzbrücke im Spitzgrund bannen jeden Bösewicht fest. Die ganze Last der Brücke liegt ihm im Nacken. Er kann erst weiter, wenn ihn einer von der Brücke führt, dem er Böses zufügte.

Auch manche Wöchnerin hat den bösen Sinn der Zwerge erfahren müssen: Sie nehmen das ungetaufte Wochenkindel und legen einen Wechselbalg dafür hin. Da sitzt der Zwerg in der Lehmgrube und formt ein Menschenkind. Dann schleicht er sich in die Stube und wartet, bis das Kind niest. Und wenn nun niemand „helf Gott!“ sagt, hat er Macht über das Kind. Schnell reißt er es aus der Wiege und legt das Lehmkind dafür hinein. Aber im Nordböhmischen hat ein Bettler den Raub verhindert. Er wußte, was der Zwerg wollte, und hatte sich in der Hölle versteckt. Und kaum hat das Kind hazzi! gemacht, ruft er aus seinem Winkel hervor: „Helf Gott!“ Und alle Anwesenden gucken sich verwundert an, doch als der Bettler vorkriecht und alles erzählt, kriegt er einen feinen Lohn.

Zwergentod

In Mildenfurth diente eine Dirne als Hausmädchen. Eines Abends war sie alleine zu Hause. Da kamen kleine Kerle in die Stube und wollten sie fangen. Das Mädchen riß aus, aber überallhin folgten sie ihr. Zuletzt kroch sie unter den Tisch, und nun konnten ihr die Zwerge nichts mehr anhaben, weil ihnen der Tisch so heilig ist wie uns der Altar. Schimpfend verließen die Kleinen die Stube.

Aber trotz ihrer erhöhten Kräfte sind die Zwerge wie alle Wesen dem Tode untertan. In einem Hause zu Habstein in Böhmen ging alles in der Wirtschaft sehr gut. Das machte das Hausmännel. Eines Tages fuhr der Knecht ins Holz. Da kam ein kleiner Kerl und sagte: „Wenn du heimkommst, tritt in die Stube und sprich: 's Hiferle soll zum Haferle kommen, weil's Haferle gestorben ist!“ Der Knecht tat, wie ihm geheißen.

Kaum hatte er gesprochen, sprang vom Fackelgestelle über dem Ofen ein kleiner grauer Kerl herab und stürzte weinend zur Tür hinaus. Und mit ihm verschwand Glück und Wohlstand.

Zu einem Bauer, der am Dittersberge ackerte, kam ein Zwerg und bat ihn, es Hübel zu sagen, daß Habel gestorben sei. Als der Bauer beim Mittagessen den Vorfall erzählte, kam ein Weibel aus einem Winkel der Stube gekrochen, das bisher niemand bemerkt hatte, eilte wehklagend zum Hause hinaus und den Berg hinauf, und nie hat man es wieder gesehen.

Auf gleicher Flur, am Dittersberge bei Schönau auf dem Eigen, läßt sich alle fünf Jahre in der Johannisnacht ein Leichenzug sehen. Gleich nach dem Schlage zwölf entsteigt dem Querxloche eine Reihe Zwerge. Lange Trauerbänder flattern von ihren kleinen, runden Hüten. Acht Musikanten, die auf gedämpften Posaunen ein Klagelied blasen, schreiten dem Zuge voran. Dann kommt ein vornehmer Zwerg, dann sechzehn andere. Die tragen ein Sargtuch. In dem offenen Sarge liegt ein toter Zwerg mit silberweißem Haar und silberweißem Barte. Eine Krone liegt auf dem Haupte, und ein Szepter hält er in der rechten Hand. Der Sarg ist geschmückt mit Gold und Edelgestein. Dreimal ziehen die Zwerge herum. Dann schließen sie den Sarg und versenken ihn wehklagend in die Erde. Ist das geschehen, reinigen sich die Zwerge im Querxborne und ziehen wohlgeordnet mit der Trauermusik ins Querxloch zurück.

Die Zwerge ziehen aus

Die Zwerge sind heute selten im Lande geworden. Im Gaschraume bei Bärenstein haben die Leute in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die letzten gesehen. Wie das Wildgetier den Lärm der Menschen flieht, so auch die Zwerge. Aus den Wäldern und Felslöchern des Erzgebirges wurden sie durch das Toben der Pochwerke und Eisenhämmer vertrieben. Die Lausitzer Zwerge konnten das Läuten der Glocken nicht hören. Die vom Breitenberge preßten in Hainewalde einen Bauer, der sie über die böhmische Grenze fahren mußte. Zwei Wagen waren gepfropft voll, an jeder Latte und an jeder Speiche hing ein Querxlein. Der Bauer wurde durch den Lohn zum reichen Manne, und seine Nachkommen erfreuen sich dieses Glückes heute noch. Beim Abschiede sagten die Querxe: „Wir kommen wieder, wenn die Glocken werden abgeschafft sein und wenn Sachsenland wieder kommt an Böhmerland." Die Weiblein vom Jeschken zogen gegen Kriesdorf und Zittau hin. Ihr Abschiedssprüchel hieß so: „Wir komm'n nicht mehr in dieses Land, bis es wird komm'n in Fürstens Hand." Die Venusmännel des Venusberges wanderten aus mit Sack und Pack. Sie nahmen ihren Zug durch die Ostritzer Altstadt von Morgen nach Abend. Sie trugen Melkgelten auf dem Kopf statt der Hüte.



Aber das Verhalten der Menschen ist auch schuld gewesen, daß die Zwerge auszogen. Die Zwerge der Nolde ärgerten sich so, daß ihnen die Langschadel aus Kamnitz die Bräupfanne besudelten. Sie wollen nicht wieder kommen, solange es Langschadel in Kamnitz gibt.

In anderen Gegenden buken die Leute Kümmel und Anis ins Brot, sie zählten die Knödel in den Topf und die Brote in den Backofen. Nun konnten die Kleinen nicht mehr naschen, und das gefiel ihnen nicht.

Die Zwerge des Weißiger Hutberges setzten über die Elbe. Männel, Weibel und Kinder gingen zum Strome. Dort nahm sie ein Schiff auf. Am andern Ufer verschwanden sie hinter den Bergen. Und als die Zwerge fort waren, wurde es am Hutberge viel kälter als es vorher gewesen war. Aber die Leute sind doch reich geblieben.

Die Zwerge des Vogtlandes fuhren über die Elster. Das dauerte eine ganze Nacht. Die von der Nolde setzten bei Tetschen über. Der König fragte den Fährmann, wieviel er für die Person verlange, einen Pfennig oder einen Dreier. Der Fährmann dachte gleich an den großen Fang und sagte: „Einen Dreier will ich haben." Drauf stiegen die Zwerge in die Fähre. Aber soviele standen erst am Ufer und so wenig saßen doch jetzt im Kahne. Und das kam so: Die Zwerge wollten den Habsüchtigen strafen. Drum hatten sie ihre Kappen aufgesetzt und waren unsichtbar. Und als sie ans Ufer kamen, stand alles wieder gerappelt voll, ganz schwarz.

Schätze

Die Zwerge und ihre Schätze

Was mag aus den Schätzen geworden sein, die die Zwerge in den Höhlen und Bergen aufhäuften? Der Veensberg öffnete sich in der Christnacht in dem Augenblicke, wenn in der Ostritzer Kirche die Sakramentsverwandlung vor sich ging. Glühende Goldhaufen leuchteten dem Vorübergehenden entgegen, und die Veensmännel riefen: „Greif ein'n Griff und streich ein'n Strich und packe dich!" Ein wandernder Handwerksgeselle hat das Glück gehabt, im rechten Augenblicke zu kommen, und er ist steinreich geworden.

Am Stromberge bei Weißenberg ackerten einige Bauern. Plötzlich tauchte ein kleines, graues Männel vor ihnen auf und sagte: „Schafft mir ein Gespann mit sechs roten Ochsen, wir wollen die Braupfanne mit dem großen Schatze vom Stromberge nach dem Rothstein bringen." Das paßte: zufällig hatte jeder Bauer einen roten Ochsen vorgespannt. Schnell schirrten sie ab, und das fehlende Paar holten sie in aller Angst aus dem Dorfe. „Wollt ihr das Fortschaffen des großen Schatzes sehen oder hören?" fragte das Bergmännel. „Wir sind mit dem Hören zufrieden,"



Allegorie auf den Schatzgräber

Holzschnitt von Hans Weiditz, aus: Petrarca, Trostspiegel. Augsburg 1532

antworteten die Bauern. Und das war noch schlimm genug: die Erde dröhnte, und der großmächtige Schatz brauste wie ein Donner dahin.

Eine Oelsnitzer Frau ging mit ihrer Magd ins Krautblatten auf ein Feld unterhalb des Gemeindeberges. Am Feldende lag ein Steinhaufen, umwuchert von einem wilden Rosenstrauche, und auf dem Haufen saß ein graues Männel. Es hatte gelbe Stiefeln an, trug in der einen Hand ein Säckchen und mit der andern winkte es. Aber die Bäuerin ging nicht hin. Am nächsten Tage packte sie aber doch die Neugier. Wieder geht sie nach dem Felde, und als sie auf dem Raine hinschlendert, kommt sie zu einer Stelle, an der die Rasenstücke herausgestochen sind, und dort liegen drei Zwanzigkreuzerstücke, gleich darunter zwei Vierpfennigstücke und zu unterst ein Dreier. Die Bäuerin steckt das Geld ein und geht nach Hause. Die Sache hat ihr gefallen. Elf Tage hintereinander geht sie, elfmal findet sie das Geld. Aber nun kann sie ihr Glück nicht länger für sich behalten und sie sagt es ihrem Manne. Als sie am zwölften Tage wiederkommt, liegt kein Geld mehr da.

Unerlöste Männlein

Das Oelsnitzer Geldmännel gleicht in seinem Aussehen und Benehmen noch den Zwergen. Aber die kleinen, grauen Männel, die so häufig zu den Leuten kommen, stumm und traurig dastehen, mit leidvollen Augen, Gebärden oder Worten bitten, doch mitzugehen, den Schatz und damit sie selbst zu lösen, das sind unerlöste Seelen. Und auch die Schätze, die sie hüten, sind nicht den Tiefen der Erde entsprungen, sondern irgend-

wie befleckter Menschenbesitz. Ja, die Leute erzählen, daß auch der schon keine Ruhe findet, der sein Geld vergrub und darüber verstarb, ohne die Schatzstelle jemandem mitzuteilen. Und wieviel Geld mag in unsicheren Zeitläuften vergraben worden sein. In die Fundgrube Hoheforst bei Schneeberg hat man zur Kriegszeit Truhen und Kästen mit Kleinodien hineinversenkt. Die liegen heute noch dort.

Die Mutter der Frau N. hat in einem Lausitzer Dorfe als Großmagd gedient. Zu der Mittelmagd ist ein graues Männel gekommen, dreimal, hat gesagt: „Komm mit, komm mit, komm mit, du wirst immer glücklich sein.“ Aber die Mittelmagd ist nicht mitgegangen. Da hat das Männel beim dritten Male geklagt: „O weh, o weh, nun ist keine Hilfe mehr!“

Die Hoppenmüllerin bei Großenhain hat erst auch nicht mitgehen wollen, als das Männel kam. Aber es hat so sehr gebettelt: „Nur du kannst den Schatz und mich lösen, denn du bist in der Stunde geboren, in der die Verbannung ausgesprochen wurde. Kommst du nicht mit, muß ich wieder hundert Jahre warten!“ Und auch der Müller hat seiner Frau zugeredet: „Wenn dir's der Kleine versprochen hat, daß dir nichts passiert, dann wird es auch so sein, und wir können das Geld gebrauchen.“ Als das Männel in der dritten Nacht wiederkam, fragte die Müllerin: „Was soll ich mitnehmen?“ „Einen Tragkorb und zur Not eine Schürze.“ Nun gingen die beiden ins Gehege hinein, in den Wald zwischen der Hopfenmühle und Zschauitz. Als sie aufs freie Feld kamen, sah die Müllerin von weitem ein grünliches Flämmchen leuchten. Das wurde immer kleiner und immer kleiner, je näher sie kamen, und zuletzt kroch es in die Erde hinein. An der Stelle machen die beiden Halt und scharren mit den Händen die Ackerkrume weg. Da flimmert und funkelt es aus dem Boden heraus: lauter blanke Münzen. Beide pfropfen den Tragkorb zum Bersten voll, und die Müllerin will gehen. „Nein, nein,“ sagt das Männchen, „du mußt alles nehmen, sonst ist mir nicht geholfen.“ Nun füllen sie noch die Schürze, und dann hockt die Müllerin auf. Und es ist gar nicht so schwer, wie sie gedacht hat. „Sprich ja nicht unterwegs,“ mahnt der Kleine noch. Der Morgen graut, als die Müllerin wieder der Mühle zuschreitet. An der Hopfenbachbrücke trifft sie die Semmelfrau. Die ruft ihr zu: „Na, Kläre, bist ja recht zeitig auf den Krücken! Wo warst du denn?“ Doch die Müller Kläre antwortet nicht. „Na, du bist ja recht einerlei heute!“ Stumm greift die Müllerin in die Schürze und reicht der Semmelfrau eine Handvoll. Die nimmt es: „Pfui, deinen Pferdedreck kannst du für dich behalten!“ In der Mühle schläft alles. Die Müllerin keucht die Treppe zur Kammer rauf, und immer schwerer wird

der Korb. Der Müller wird munter und hilft ihr absetzen. Da plumpst der Korb ganz gewaltig auf. Die Schatzhebung war gelungen. Hoppenmüllers waren reich. Was die Müllerin vorher aus dem Korbe gab, war wertlos, weil der Bann noch nicht gelöst war.

In der Leipziger Pflege kannst du den kleinen Männchen gleich ansehen, ob sie gut oder böse sind. Tragen sie etwas Schwarzes an sich, so sind sie nichts Gutes. Auch ihr Verhalten zu dem Spruche: Alle guten Geister loben Gott den Herrn, ist ein Prüfstein für sie. Schweigt das Männel, ist es ein böser Geist. Im andern Falle antwortet es: „Ikke oo, komm mit, ich will dir zeigen, wo Geld steckt!" Und der andre kann dann ruhig sagen: „Wenn du mir tragen hilfst, geh ich mit!"

Ähnlich ist es einem Schäfer in der Großenhainer Gegend gegangen. Der sieht am Sandloche ein Licht wie einen hellen Stern, oben mit einem kleinen Besen. Der Schäfer guckt und kann nicht mehr vom Fleck. Eine Stimme ruft: „Komm mit!" „Nein," antwortet der Schäfer, „ich komme nicht mit, alle guten Geister loben Gott den Herrn." „Und ich ooch!" ruft's zurück. Und eine laute Lache gelt auf. Aber dann klagt's: „Nun muß ich noch einmal so lange sitzen wie ich gesessen habe."

Dir kann allerlei zustoßen, wenn du mit einem solchen Männel gehst, ohne dich vorher über seine Art zu vergewissern. Ein Bauer in Trautzschen hatte einen tüchtigen Knecht. Der schlief, wie es damals Sitte war, im Stalle in einer Bummel. Das war ein Holzkasten, der oben an der Decke hing und in dem das Bett war. Kurz vor zwölfen kriecht ein kleines Männel die Leiter zur Bummel rauf, sagt: „Komm mit, komm mit, komm mit!" Doch der Knecht rührt sich nicht. Aber in der dritten Nacht, er hatte alles dem Bauer erzählt, geht er doch mit. Sie steigen in einen tiefen, tiefen Keller hinab. Dort wütet wildes Getier. Das schnappt nach dem Knechte. Mitten drin steht der volle Kessel. Um ihn herum springt zischend eine Schar kleiner Hexen. Eine Stimme ruft: „Hock auf und pack dich fort! Bist du um zwölfe nicht raus, schlägt's dich tot!" Der Knecht eilt. Der letzte Schlag der Zwölfe dröhnt, und die Tür zerschmettert ihm die Ferse. Aber dafür war er ein reicher Mann, und alles war gelöst.

Ehe der Bauer Wollner aus Freiberg im Vogtlande mit dem kleinen Männel ging, nahm er das Abendmahl und zog sich seinen guten Kirchenrock an. Das Männchen ging voran, und trotzdem es keine Laterne hatte, leuchtete es doch in der tiefen Finsternis, und Wollner konnte Weg und Steg gut sehen. Es ging hinab ins Tal, immer auf das alte Haus zu. So heißt ein Felsvorsprung an dem Berge, der nicht weit von Leubetha liegt. Das Männchen öffnete in einer Schlucht eine große eiserne

Türe. Durch hohe unterirdische Gewölbe kamen sie in einen *erleuchteten* Saal. Hier saßen Ritter in voller Rüstung an hölzernen Tafeln. Große Trinkkrüge standen vor ihnen, Würfel lagen dort; alle aber waren stumm und regten sich nicht. Wollner und das Männlein gingen in das Schatzgewölbe. Töpfe und Kessel, Schüsseln, Schränke und Kisten standen da mit Geld gefüllt, und das Männchen sagte: „Nimm soviel du willst." Wollner traute sich nicht. Da packte der Kleine eine Kiste an, ganz mit Eisen beschlagen, zog sie nach der Türe, sagte: „Hilf mit!" Mühsam schleppten sie die Kiste bis auf die Wiese am Freiberger Bache. Da war das Männel weg. Alleine brachte Wollner die Kiste nicht ein paar Schritte weit. „Wirst dich so schinden", dachte er, ließ die Kiste stehen und holte den Knecht. Als sie zusammen auf die Wiese kamen, stand die Kiste noch da, aber ein Mann im grünen Rocke saß darauf. „Du, geh' runter, die Kiste ist meine", sagte Wollner. Da reichte ihm der Mann im grünen Rocke ein großes Buch hin mit den Worten: „Die Kiste sollst du haben, jedoch deinen Namen mußt du in das Buch schreiben." Das wollte Wollner nicht. Da verschwand die Kiste und der Mann, und Bauer und Knecht standen in dicker Finsternis.

Anno 1678 war zum Schneeberg als Schüler eines Schulmeisters Sohn, bei Altenburg gebürtig. Dem erschien öfters, bei Tag und bei Nacht, ein alt klein Männigen, ganz grün, mit großem Bart, im weißen Habit, vom Alter gebückt und ganz eingebrochen, sagte: „Erlöse mich! Es liegt ein Schatz im Untergewölbe, den kannst du heben. Dir ist er beschert, und damit wirst du auch mich erlösen!" Der Schüler fragt: „Bist du ein guter oder ein böser Geist?" „Ich bin ein guter," antwortete das Männchen, und sie beteten zusammen und sagten Sprüche aus der Schrift her. Einstmals steht der Schüler mit einem seiner Mitschüler im Hause (er hat im Hospitio sich aufgehalten). Das Männigen kommt und redet auf ihn ein. Der andre hört's zwar, sieht aber nichts und fängt an zu lachen. Da gibt ihm das Männchen eine derbe Ohrfeige und hält nochmals um Erlösung beim Schüler an. Kommt wiederum des Nachts, und der Schüler fragt: „Wer bist du?" „Ich bin ein Anschreiber auf dem Schneeberg gewest, mit Namen Hans, und ich kann nicht ruhen post mortem, ehe und bevor nicht der Schatz gehoben ist." Der Schüler erkundigt sich und erfährt, daß es vordem wirklich einen Anschreiber dieses Namens gegeben hat. Den Tag darauf entschließt sich der Schüler, den Schatz zu heben. Als er in der Mittagsstunde ins Untergewölbe kommt, findet er einen Tisch mit schwarzem Tuche bedeckt, daneben eine lange Lade, und darin viel Geschmeide, Ketten, Pokale und große Geldstücke. Wohl nahm

der Schüler das eine oder das andere Stück in die Hand, aber ihm kam große Furcht und ein großes Grausen an, weil viele Steine aus der Lade herausgeworfen wurden. Sagte das Männigen: „Fürchte dich nicht, es tut dir nichts", verlangte aber, daß sich der Schüler ihm verschreibe. Da rief er in seiner Not Gott an. Ein großer Wind erhub sich, und alles war mit großem Tumulte verschwunden. Einige Stunden hatte der Schüler im Untergewölbe zugebracht, von ein Uhr bis drei Uhr.

Oft ist es gar nicht nötig, daß ein graues oder schwarzes Männel kommt und anzeigt, wo Schätze liegen. Der Schatz offenbart sich selbst. Von Zeit zu Zeit lodern grünliche, meist aber blaue Flämmchen an der Fundstelle auf. Da sagen die Leute: „Das Geld spielt, das Geld reinigt sich." In diesem Feuer scheidet der Schatz alle unreinen Teile aus und wird funkelnd wie am ersten Tage. Andere Anzeichen

Auf dem Burgwartsberge im Plauischen Grunde, dem Windberge schräg gegenüber, ist eine Braupfanne voll Gold verzaubert. Zuweilen zur Nachtzeit leuchtet der Schatz funkelnd auf.

Eine Frau, die am Fuße des Stromberges wohnte, gewahrte eines Sonntags früh während des Gottesdienstes, wie an einer Stelle des Berges Funken und blaue Flämmchen aus der Erde kamen. Augenblicklich nahm sie ihr Taschenmesser und warf es auf die Flämmchen. Sie wußte gar wohl, wenn man Metall darauf wirft, rückt der Schatz nicht weiter. Dann lief sie in ihre Wohnung zurück, holte Hacke und Schaufel, fing rüstig an zu graben, und fand eine Menge uralter Silbermünzen.

Ein Mann aus Platten in Böhmen sammelte einst am Heinrichsteine Holz. Da sah er ein Licht vor sich herlaufen. Er folgte ihm und gewahrte eine große, offene Truhe aus Eisen, in der Gold- und Silbermünzen aller Art angehäuft waren. Schnell zog er den Schlüssel ab, deckte die Truhe mit Reisig zu und lief, um seinen Schubkarren zu holen. Aber als er zurückkam, fand er das Reisig, aber die Geldtruhe war weiter gewandert. Hätte er sein Halstuch auf den Schatz geworfen, wäre er gebannt gewesen.

Ein Hirtenjunge, der am Schafteiche bei Glauchau hütete, sah in den Stollen, den man die Räuberhöhle nennt, eine schwarze, goldgesprenkelte Henne kriechen. Sie gackerte, als ob sie ein Ei legen wollte. „Das Nest werde ich finden," dachte der Junge und kroch ihr nach. Aber es war so unheimlich finster in dem Stollen, daß er wieder umkehrte. Da er aber die Henne immer wieder sah, hatte er keine Ruhe mehr. Er nahm einen starken Knäuel Garn und band das eine Ende der Henne ans Bein, und

die zog ihn nun ganz langsam hinter sich in die Höhle hinein. Schon war das Garn fast ganz abgewickelt, da sah er auf einmal vor sich ein Licht. Aber wie erschrak er, als er merkte, daß es die glühenden Augen eines schwarzen, zottigen Hundes waren. Daneben stand ein Männel im grauen Mäntelchen, das einen großen Sack Geld in der Hand hatte und ihm zurief: „Komm näher!" Da mußte der Junge all seinen Mut zusammennehmen, aber er wurde mit einer Handvoll harter Taler belohnt. „Und du darfst immer wiederkommen, nur darfst du niemandem etwas erzählen", hatte das Männchen gesagt. Und der Junge kam oft wieder, aber noch öfter ging er zum Kaufmann, kaufte Näschereien und bezahlte mit harten Talern. Und daß dadurch alles rauskam, könnt ihr euch denken. Da nahm ihn der Vater über's Knie. „Ach, Vater, laß mich schweigen, sonst geht mir's übel!" Aber sein Bitten nützte nichts, er mußte erzählen. Am nächsten Morgen lag er mit umgedrehtem Halse im Bette.

Bei Joachimsthal sah ein Hütejunge eines Tages eine Menge kleiner buntgefärbter Leinwandfleckchen auf der Erde liegen. Er suchte die schönsten aus für die Kinder seines Herrn und steckte sie in seine Hirtentasche. Um die Mittagsstunde trieb er ein. Als er im Stalle alles versorgt hatte, ging er in die Stube, um die Geschenke zu verteilen. Er griff in die Tasche, doch statt der bunten Flecklein zog er lauter funkelnde Goldstücke heraus. Da war großer Jubel im Hause. Nur der geldgierige Herr gab sich mit dem Golde nicht zufrieden. „Geh schnell, sammle alle Leinwandfleckel und bringe sie heim!" An der Fundstelle wartete ein Zwerg auf den Jungen und sagte: „Du bist unschuldig, aber dein habsüchtiger Herr soll bestraft werden, er wird arm werden!" Und so geschah es. Als Bettler zog der habsüchtige Bauer durch's Land.

Seltsame Gestalt hat auch der Schatz des Greifensteins angenommen. Zwei Mädchen sammelten Streu im Walde und trugen sie in ihren Tragkörben heim. Als sie von der Höhe den schmalen Weg abwärts steigen, sehen sie zu beiden Seiten an den Zweigen der Fichten Strohhalme hängen. „Du, hier kann doch kein Wagen gefahren sein," sagt die eine, „und doch sieht es geradeso aus wie manchmal an der Landstraße, wenn die Apfelbäume mit ihren Zweigen Halme aus dem Wagen reißen." Zu Hause schütten die Mädchen ihr Streu aus, aber was finden sie darin? Eitel goldene Ketten! Der Schatz des Greifensteines hatte sich an diesem Tage in der Gestalt von Strohhalmen gesommert, und einige Halme waren in die Körbe gefallen.

Einmal ritt der Förster Töpel aus Ehrenfriedersdorf am Greifensteine vorüber. Da hingen so viele Gras- und Strohhalme von den Bäumen

herab, daß er kaum durch konnte. Und auch um seinen Hut schlang sich zu Hause eine goldene Kette.

Beim Schatzanzeigen ist wie heute noch beim Lotteriespiel der Traum von großer Bedeutung. Eine Frau bei Graslitz in Böhmen träumte, sie solle in den Hausberg gehen. Dort würde ihr ein schwarzes Zicklein mit feurigen Augen begegnen, dem solle sie folgen. Als sie erwachte, erzählte sie den Traum ihrem Manne. Der schimpfte: „Du gehst nicht!“ Da sie aber in der zweiten und dritten Nacht das Gleiche träumte, ging sie doch auf den Berg. Und wirklich, dort kam ihr ein schwarzes Zicklein entgegen, das hatte feurige Augen und meckerte so freundlich. Sie folgte dem Tiere und kam in eine Höhle. Dort stand eine schöne Jungfrau. Die winkte ihr und füllte ihr die Schürze mit den Steinen, die neben ihr lagen. Als die Frau heimkam, hatte sie goldene Münzen in der Schürze. Traum und Schatz

Im vogtländischen Dorfe Stelzen hat ein Bauer einmal geträumt, er solle nach Regensburg reisen, auf der Brücken dort würde er reich werden. Der Bauer steht auf, nimmt in seinen Ranzen Brot und Butter, aber sehr wenig Geld, weilen er sehr arm, und gehet fort nach Regensburg. Spazieret etliche Tag auf der Brücken hin und her, es meldet sich aber kein Reichtum, wie er auch immer auf der Erden den Beutel mit den Dukaten sucht. Siehet deswegen jedweden mit betrübten Augen an, ist entschlossen, wieder nach Hause zu kehren. Ehe er aber seine Rückreise antritt, begegnet ihm kurz vorher ein Mann auf der Brücken, der ihn befragte, was er für Grillen habe. Der Bauer erzählet ihm seinen Traum und seine große Armut und daß er kaum noch einige Kreuzer zur Heimreise habe. Sagt jener: „O, wie wunderlich hast du gehandelt, daß du dich auf einen bloßen Traum so weit zu reisen unterfängst. Auch mir hat geträumt, ich solle nach Stelzen ins Vogtland reisen, würde da vor dem Dorfe eine große Kiefer stehen, solle graben darunter, würde viel Geld finden. Wäre ich gelaufen, würde es mir gleich dir ergangen sein. Nimm den Gulden als Zehrpfennig für den Rückweg!“ Der Bauer war froh, daß er Zehrung bekommen, und weilen diese Kiefer auf seinem eignen Grund und Boden stund, machete er sich wunderliche Gedanken über des Mannes Rede. Ob er nun wohl mit leeren Händen wieder nach Hause gelanget, auch von seinem Weibe scheele Augen bekam, achtete er doch solches nicht, sondern nahm, ohne jemand etwas zu sagen, Haue und Schaufel, wanderte damit zum Baume, war auch so glücklich, in kurzer Zeit einen großen kupfernen Kessel mit dem schönsten alten Gelde zu finden. Er steckte ein, was er in Hose und Wams bringen kunnte, machte das Loch zu und ging zu seiner Frauen, marschierte nachgehends mit ihr wieder hinaus,



holete den Rest des Geldes. Der Kiefer, worbei der Schatz gelegen, stehet noch bis dato (1743), und er ist so hoch und schön, daß er auf fünf Meilen Wegs gesehen werden kann.

Traumgeschichten vom Schatz auf der Brücke werden von altberühmten Brücken gerne erzählt. Der Chronist Albinus nennt die Dresdensche Brücke die längste, die Regensburgische die schönste, die Pragische die stärkste. Und von allen dreien werden auf obersächsischem Gebiete ganz ähnliche Geschichten erzählt, wie wir sie eben hörten. Vielleicht hat mancher von denen, die von Schätzen träumten, in drei Nächten hintereinander das Schatzgebet gesprochen, das im Deutschböhmischen so heißt: O Herr Jesu Christ, ich bitte dich, laß mir in dieser Nacht erscheinen den heiligen Christophorus fein, der mir zeigt, wo mein begehrter Schatz soll zu finden sein. O heiliger Christ, ich rufe dich an und bitte dich, laß mir in dieser Nacht erscheinen den heiligen Nothelfer und Schatzmeister fein, der mir zeigt durch einen Traum, wo mein begehrter Schatz soll zu finden sein.

Der Berg ist aufgetan

Manche Schätze können nur an bestimmten hohen Tagen des Jahres gelöst werden: am Palmsonntage, am Ostertage, in der Johannisnacht, am Christabende; dann ist der Berg aufgetan weit wie ein Scheunentor. Am häufigsten aber am Karfreitage. Dröhnend öffnen sich die Bergpforten, wenn in der benachbarten Kirche die Passion vom Chore schallt oder wenn die Sakramentsverwandlung vor sich geht. Dann, wie oft wird das erzählt, in unserm Gebiete wohl an die zwanzigmal, ist eine Mutter mit ihrem Kinde in die Schatzhöhle gegangen, hat gierig in ihre Schürze Gold und Edelsteine gerafft und dabei ihres Kindes vergessen, bis sie der Donnerschlag der zusammenkrachenden Felsen erinnerte, daß sie ihr Liebstes im Berge ließ. Im nächsten Jahre zu gleicher Stunde geht sie wieder an den Berg, und unversehrt, mit einem Apfel spielend, von einer weißen, freundlichen Frau oder von kleinen Männeln gepflegt, findet sie ihr Kind.

Willst du die Schätze des Seeberges bei Eisenberg heben, mußt du dreimal unter den Felsen rufen. Dann erscheint das verwunschene Schloßfräulein, weiß und traurig, winkt dir stumm, und folgst du ohne Furcht, so sind die Schätze dein. Anders ist es bei dem Schneider gewesen, der in der Nähe des Seeberges wohnte. Er ging am Palmensonntage mit zwei Gefährten auf den Berg. Da er flink und behende war, war er seinen Gesellen voraus. Auf einem grünen Platze oben auf dem Gipfel wollte er ihrer warten. Wie erschrak er aber, als er in einer großmächtigen Felswand eine geöffnete Tür sah, die in einen langen Gang führte. Und aus der dunklen Tiefe hörte er ein klägliches Stöhnen und Flehen um Erlösung. Schnell rannte der Schneider zurück, um seine Gefährten zu

holen — er hatte sich den Platz wohlgemerkt — doch als sie zu dritt oben ankamen, schwoll aus dem Tale der zwölfte Glockenschlag, und zugleich krachte ein Donner, daß alle drei an ihr letztes Stündlein glaubten. Stumm und starr ragte der nackte Fels vor ihnen auf.

Bedingungen der Schatzhebung

Warum ist dem Schneiderlein wohl das Mißgeschick zugestoßen, einige Minuten zu spät zu kommen? War es Zufall, war es Fügung? Ich glaube, er hat den Bedingungen nicht genügt, an die eine Schatzhebung gebunden ist. Gar oft wird erzählt, daß sie nur denen gelingt, die reinen, einfältigen Herzens sind. Darum ist den Hütejungen und Hütemädeln so oft das Glück hold. Der verwunschene Herr im Braunsteine bei Joachimsthal hat eine Probe angestellt, um das Herz seines Erlösers zu erforschen. Ein Handwerksbursch war in das verwüstete Schloß eingedrungen, das in finsteren Sturmnächten so oft in heller Lichterpracht über den Höhen glühte. Freundlich forderte der Schloßherr den Burschen auf, an der reichen Tafel zu schmausen und zu trinken, und um ein gutes Beispiel zu geben, griff er selbst zu. Doch der Bursche sprang im Nu von seinem Sitze auf, gab dem Greise eine derbe Ohrfeige und sagte: „Beten muß man, bevor man ißt!“ Jetzt hatte der Bursche bewiesen, daß er das Herz auf dem rechten Flecke hatte, und die Schätze in den Gewölben waren sein.

Eine andre Bedingung, die beim Schatzheben streng innegehalten werden muß, ist das Schweigen. Tiefes Schweigen ist eine gottesdienstliche Gebärde. Das hat der Wünschelrutengänger gewußt, der im Schlosse zu Mutzschen bei Grimma auf Befehl des Schloßherrn in einen Pfeiler einschlug. Er arbeitete in der Mauer bei Licht, und wenn er den Hammer brauchte oder die Hacke, schrieb er einen Zettel und reichte den raus.

Aber das Schweigen ist nicht immer so leicht innezuhalten. In Kunnersdorf bei Zwickau in Böhmen wohnte vor Jahren in den Dreihäusern ein Mann. Er hatte ein junges Zickel, und das hatte er eben abgewöhnt. Das Zickel war ein gar munteres Ding und begleitete den Mann auf allen Wegen, wo es nur mitlaufen durfte. Einmal rodete er in Bihm Odens Grund Stöcke. Natürlich mußte sein lustiges Zickel dabei sein. Während er gerade an einem großen Stocke arbeitet, trifft er auf einen Topf. Er steht unter einer Wurzel und ist bis zum Rande mit Geld gefüllt. Der Mann, ganz froh, will eben das Gefäß rausnehmen. Da springt das Zickel über seinen Arm. „Zick weg!“ ruft er. Da hört er einen Kollrich, und wie er nach seinem Topf sieht, ist er spurlos verschwunden.

Mal in der Mitternacht geht der Weberjung aus Windischkamnitz mit seinem Weibe zur Rosenbergkapelle, um den Schatz zu heben. Streng hatte er vorher seiner Frau gesagt: „Sprich ja nicht!“ Am liebsten hätte



er sie zu Hause gelassen, aber es hieß, der Schatz könne nur durch Mann und Frau gehoben werden. Als sie die Kapelle betreten, wird es hell drin. Aus dem Dunkel tritt ein riesiges Rad. Grell leuchtet es in allen Farben, und langsam dreht es sich. Und das ganze Rad hängt voll von Gold- und Silbersachen. Gerade will der Jung einen tüchtigen Griff hineinmachen, als das Weib ihm einen Stoß gibt und laut aufschreit: „Halt Jung, warte, bis das Rad herum ist, dort oben sehe ich schöne Halsketten und Ohrringe für mich.“ Da gibt es einen fürchterlichen Knall, und beide stehen im Finstern.

Auch umgucken darfst du dich beim Schatzheben nicht. Das müssen jetzt schon wenigstens hundert Jahre sein, da ist ein Mann mal zeitig früh auf den Kostial gegangen. Wie er gegen die Burg hinaufkommt, hört er immer eine Stimme: „Schau dich nicht um!“ Er schaut sich auch nicht um und geht in einem fort weiter. Da kommt er bis zur Mauer und sieht ein Türl aufstehen und drin lauter Gold auf dem Boden. So hat er sich geschwind alle Taschen vollgesteckt und ist gleich wieder heimgegangen. Weil er aber neugierig ist und gern wissen will, wer ihm zugerufen hat, muß er sich auf dem halben Berge doch umschauen. Da sieht er weiter nichts, als daß ihm ein großer schwarzer Hund nachkommt. Wie er aber zu Hause das viele Geld zeigen will, hat er lauter geschmolzene Glasstückel in den Taschen. Ja, er hätte sich halt nicht umsehen sollen.

Der Schatz, der im langen Berge bei Großhennersdorf liegt, kann nur von einem gehoben werden, der in der heiligen Weihnachtsnacht auf einem kohlrabenschwarzen Ziegenbocke auf den Gipfel reitet. Ein Großhennersdorfer Bauer hatte sich dazu einen solchen Bock gezüchtet. Er war schwarz wie die Nacht, nur auf der Stirne leuchtete wie eine Schneeflocke ein kleines, weißes Fleckchen. Da nahm der Bauer Tinte und färbte die weiße Stelle. In der Weihnachtsnacht reitet er ab, kommt auch glücklich auf den Berg und sieht ihn offen. Schon klettert er in die Tiefe, da wird er plötzlich von unsichtbaren Fäusten gepackt und jämmerlich durchgeprügelt. Und Stimmen schreien höhnisch: „Ein weißer Fleck, ein weißer Fleck!“

Als die Hospitalkirche zu Joachimsthal gebaut wurde, fand ein Maurer beim Grundgraben eine schwere, eiserne Kiste. Die ließ der Bergbeamte Vogelhaupt heimlich auf seine Wohnung schaffen. Als er die Kiste aufbrach, fand er oben auf dem Schatze eine Urkunde, in der es hieß: Wer die Kiste findet, muß von dem Gelde ein Kloster bauen lassen. Vogelhaupt hat es zwar nicht getan, aber seine Nachkommen fanden vor ihrem Gewissen keine Ruhe, und sie errichteten die Johanneskapelle.

Der Herr von Gersdorf auf Baruth fand auf dem Schafberge eine

Truhe und ein Kästchen. Darauf lag eine Urkunde. Da stand: Wer das Kästchen öffnet, den kostet es seinen erstgeborenen, wer sich der Lade bemächtigt, seinen zweiten Sohn. Da hat der Herr von Gersdorf schnell alles liegen lassen, denn seine Jungen waren ihm doch zu lieb.

Gebannte, verteifelte Schätze

Wenn in der Leipziger Pflege einer einen Schatz heben will, der ihm nicht bestimmt ist, dann kostet es eine lebendige Seele. Das braucht kein Mensch zu sein. Es genügt auch, wenn man eine schwarze Katze oder einen schwarzen Ziegenbock schlachtet oder am Schatzorte verhungern läßt.

Diese Bedingung mit der lebendigen Seele hat es in der Leipziger Pflege schon immer gegeben. Da diente einst auf dem Schlosse zu Mutzschen eine Köchin. Zu der ist immer das Schatzmännel gekommen, hat gesagt: „Dir ist's beschert. Die eine Hälfte gib den Armen, die andere ist dein." Aber immer wenn das Mädchen sagte: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn", da hat der Geist geschwiegen, hat nicht gacks gemacht. Und wenn das Mädchen sagte: „Ich will dir ein paar gewürgte Tauben geben", hat es sich wiederum nicht gemuckt. Nur einmal gab es Antwort: „Der Schatz ist mit unschuldig vergossenem Blute dahin geleget, muß auch mit solchem gelöset werden." Deswegen hat der Priester der Köchin geboten: „Du gehst nicht mit, sonst würgt der Geist dich!" Und das Mädchen ist gehorsam gewesen und nicht mit gegangen. Wie aber der Geist dann getobt hat, will ich später erzählen.

Manche Schätze können nur mit dem Spruch und Zeichen gelöst werden, mit dem sie gebannt (verteifelt) wurden. In Prödel schaffte ein Bauer Geld in der Backschüssel fort, um es zu vergraben. Ein Knecht, der Äpfel stahl, beobachtete ihn dabei. Der Bauer deckte das Geld mit Erde, kauerte sich hin und machte etwas, sagte: „Wer das ißt, soll's Geld haben!" Dann warf er seinen Spaten in die Luft, und gucke an, der kam nicht wieder runter. Der Knecht erzählte alles seiner Frau. Die hat's gegessen und das Geld gekriegt.

In Freitelsdorf war ein reicher Bauer. „Du gehst in die Kirche", sagt er eines Sonntags zu seinem Knechte. Der denkt: „Warum soll ich in die Kirche gehen?" und versteckt sich in die Scheune. Da kommt der Bauer mit Schaufel und Spaten herein und macht ein großes Loch in die Bansel. Dann holt er eine große Backschüssel voll Geld und schüttet es in das Loch. Und wie er es zugemacht hat, bekreuzt er sich, spricht leise seinen Spruch für sich und dann laut zum Bösen: „Nun laß du's nicht eher weg, bis sich ein paar Brüder hier totmachen!" Das sieht und hört der Knecht, und er denkt: „Was machste?" Er kauft sich ein paar Ziegenböckchen, die von einer Mutterziege waren. Die machte er auf der Bansel

wilde. Und sie gehen aufeinander ein und kämpfen, bis sie tot sind. Und der Knecht nimmt das Geld, und der Böse tut ihm nichts.

Einen Bauern hatte der Drache reich gemacht. Mal in einer finstern Nacht ging er in den Garten, grub unter einem Baume ein Loch und steckte sein Geld hinein. „Laß du meinen Schatz nicht eher weg, bis ein schwangres Weib nackend drüberweg geht“, rief er dem Bösen zu. Doch das hörte ein Tagelöhner, der auf dem Baume saß und Äpfel stahl. Er nimmt sein Weib, die eben schwanger ist, und nackend muß sie über die Schatzstelle laufen. Nun war das Geld seine.

Ein Knecht in Weigsdorf hatte gesehen, wie der Bauer in seiner Scheune das Geld vergrub. Nachdem er die Grube gehörig zugeschüttet und zugedeckt hatte, setzte er sich mit dem nackten H.... darauf und sagte folgenden Spruch: „Im Namen des dreieinigen Gottes siegle ich mit meinem Leibe diese Grube, und niemand außer mir soll im Stande sein, die Grube ohne dieses Siegel zu öffnen.“ Der Knecht kriecht ganz zappelig aus seinem Versteck und denkt: „Na gut! Ich werde hier Knecht bleiben und zusehen, ob der Bauer den Schatz wird selber rausnehmen oder ob er drüber stirbt.“ Nach kaum einem Jahre wird der Bauer krank. Seine Krankheit wird immer schlimmer. Zuletzt drängt er die Bäuerin, sie soll ihn doch in die Scheune tragen, er will ihr was zeigen. Aber die Bäuerin denkt: „Er spricht im Fieber, oder vielleicht will er sich gar was antun“, und schafft ihn nicht raus. Der Bauer wird immer schwächer und stirbt, ohne seiner Frau zu sagen, wo er das Geld verbannt hat. Nun macht der Knecht seinen Plan: „Das Geld hole ich mir; denn wenn sie werden den Bauern aufs Leichenbrett legen, bringen sie ihn gewiß in die Scheune.“ Und richtig, am Abend, als alle schlafen, schleicht sich der Knecht in die Scheune, räumt das Getreide und Stroh von der Stelle weg, wo das Geld liegt, gräbt die obere Schicht Erde los und denkt: „Wenn es ohne den Bauer geht, ist mir's auch recht, da brauche ich mich nicht erst mit dem Alten zu plagen.“ Doch er kann scharren, wie er will, er kommt nicht vorwärts und wird's so kundig, daß es ohne den toten Bauer nicht geht. So nimmt er die Leiche, setzt sie mit dem nackten Gesäß auf die Stelle und spricht: „Mit dem Siegel, mit dem es zugesiegelt, wird es mir jetzt wieder aufgesiegelt!“ Dann legt er den Bauer weg, und richtig, nach ein paar Minuten kommt der Topf mit dem vielen Gelde zum Vorschein. Doch die Bäuerin ist ihm nachgeschlichen und hat sein Tun beobachtet. Da wäre er seines Geldes gleich wieder ledig worden, aber die Frau hatte schon längst an ihrem Knechte Gefallen gefunden. So heirateten sie sich nach geraumer Zeit, und das Geld blieb zusammen.

Andre Formeln, mit denen Schätze gebannt, verteifelt werden, heißen so: „Wer neun Köpfe von neun Geschwistern bringt, soll's Geld haben." „Wer auf einem nack'gen Weibchen geritten kommt, soll dich heben." „Ein blindgeborener Thomas soll den Schatz kriegen." „Wer ausgerissne Pilze ißt, dem ist's beschert." (Die Leute schneiden die Pilze ab.) Und immer hat es welche gegeben, die mit List die Bedingungen erfüllten.

Aber wer auch um die Schatzheberei genau Bescheid weiß, alle Bedingungen kennt und zu erfüllen sucht, der bedarf doch beim Werke eines starken, mutvollen Herzens. Ein Torfgräber aus Fischbach hat die französische Kriegskasse auf der Waldwiese beim wüsten Dorfe heben wollen. Nur ein kleines Stück brauchte er zu graben, da quoll es hervor wie lauter Gold- und Silberschaum. Als er aber die Hand nach dem Gelde ausstreckt, kommt durch's Gebüsch ein großer schwarzer Hund und fletscht die Zähne. Da bleibt dem Fischbacher nichts übrig als auszureißen. Aber an der Hacke ist von dem Goldschaum hängen geblieben, und das war für den Armen noch genug. Spuk bei der Schatzhebung

In Grünhain haben oft Schatzgräber nach den zwölf Aposteln aus Mildenauer Silber gegraben, die früher auf dem Altare der Klosterkirche standen, die aber spurlos verschwunden sind. Keiner hat sie finden können. Aber als der Friedelwächter Anstaltswächter war, das war zu der Zeit, als das Kloster als Weibergefängnis diente, hat er auf seinem nächtlichen Rundgang die Apostel gesehen. Sie kamen aus dem Wurzelgerank der großen alten Klosterlinde, feierlich im langen Zuge, einer hinter dem andern. Dann faßten sie sich an den Händen und tanzten einen Reigen, bis sie Glock ein Uhr wieder im Wurzelgenist der alten Linde verschwanden.

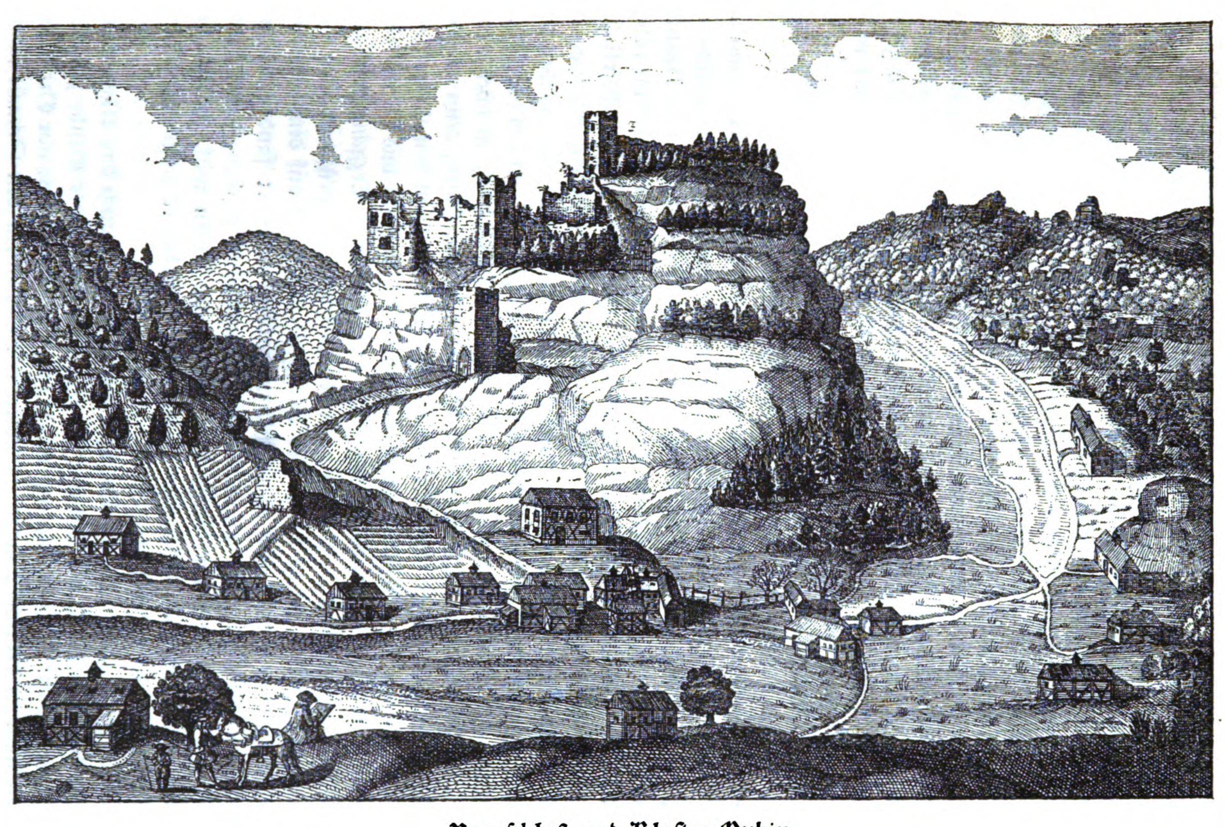
Anno 1626 war ein alter Schulmeister gestorben in der Schletta. Und weil keine Barschaft gefunden wurde, hielt man dafür, er habe sein Geld auf dem Feld in seiner Mauer versteckt. In der Marterwoche, des Karfreitag nachts, geht Caspar Otto aus der Schletta mit seinem Sohne gleichen Namens und will den Schatz heben. Als er itzt anfährt zu arbeiten, dünkt ihm, er finde ein schwarz Kästlein, und darüber kommen ein Haufen Spectra, Böcke, Pferde ohne Köpfe, um sie her. Insonderheit hört der Sohn, als wenn der alte Schulmeister allda stünde, seine Herzkappe voller Steine hätte und auf sie zuwerfe, worüber sie erschrocken davon laufen. Davon wird der Vater drei Wochen stumm und also thumb, daß er in langer Zeit kein Vaterunser beten kann. Die Geistlichkeit hat viel Mühe mit ihnen gehabt, mit Vater und Sohn, haben über ein Jahr ihre Beichte nicht ablegen können. (Schletta = Schlettau.)

Die unterirdischen Mächte, die sich den Schatz nicht entreißen lassen wollen, wenden vor allem eine List an: sie versuchen, den Schatzgräber zum Umgucken oder zum Reden zu bringen.

Ein Mann aus Großnaundorf ackerte mit seinen Ochsen am Keulenberge. Da kam das Rotkittelchen, ein Keulenmännchen, und sagte: „Komm mit auf den Keulenberg. Dort liegt ein großer Schatz, und der soll dein sein. Guck dich aber nicht um.“ Da ließ der Bauer sein Gespann stehen. Kaum aber waren sie ein Stück fort, da brüllten die Ochsen und stießen sich wilde. Nun mußte sich der Bauer doch umdrehen. Doch im gleichen Augenblicke war das Rotkittelchen weg. Und Bauer und Ochsen sind balde gestorben.

Schätze liegen auch auf dem Oybin im Zittauer Gebirge verborgen. Die Ritter der Burg haben ihren Schatz in der schwarzen Pfütze versteckt. Das ist ein in den Fels gehauenes Becken, in dem sich das Regenwasser sammelt, unmittelbar vor der Gastwirtschaft. Und Brockelt aus dem Niederdorfe (er trug immer ein rotes Mützel) und noch fünf andere sind gegangen mit Hacken, Schaufeln und Brechstangen. Und als es zwölfe schlug, haben sie gesehen, daß sich das Wasser der schwarzen Pfütze von alleine verlief. Eine Steinplatte mit einem Kreuz drauf wurde am Grunde sichtbar. Da schlagen die Oybiner die Brecheisen ein. Als sie aufgucken, stehen am Rande Kerle mit Hörnern, Kuhfüßen und Schwänzen. Die richten einen Galgen auf. Aber die Oybiner sagen nicht mucks und auch die Kerle nicht. Da wackelt die Steinplatte schon. Doch unterdessen sind die draußen mit dem Galgen fertig. Und einer sagte ganz dumpf und hohl: „Welchen soll ich nehmen?“ „Den mit der roten Mütze“, antworteten die andern. Das war dem Brockelt doch zu dumm. „Gnade für mich!“ schrie er. Da gab es einen Knall. Die Teufel waren weg. Die Platte sank zurück. Und das Wasser rauschte in das Becken. Da mußten die Oybiner schnell raus.

Einst gingen im Erzgebirge viere, um den Schatz am Ranzenschachte zu heben. Hoch und heilig hatten sie sich verschworen, kein Wort zu sprechen. Zwei Leitern, Schaufeln, Winde, Seil und Kübel (Hasp'lzeig) nahmen sie mit. Die Wünschelrute zeigte ihnen den Fleck, wo sie einhauen mußten. Bald stießen sie auf eine eiserne Platte. Da sausten zwei Reiter vorüber. Eine Kutsche folgte, ganz dicht an der Winde vorbei. Dann kam eine alte Frau angekeucht. Die nahm eine Prise Tabak ,und sagte: „Hatt ihr ka Kutsch do gesah? Mei Suh is d'r Kutscher, der fihr mich e Schtick!“ Doch die viere achteten ihrer nicht. Sie wuchteten im Schachte, die Platte zu heben. Da standen plötzlich zwei Männer oben am Schachtloche, ein kleiner und ein großer. Die ließen das Windeseil nieder. Das



Bergschloß und Kloster Oybin

Kupfer aus: J. B. Carpzow, Analecta fastorum Zittaviensium. Zittau 1716

kam wie eine Otter auf den Anführer zugeschwungen und wand sich um seinen Hals. Und oben die Männer rüsteten sich, die Last mit der Winde raufzuziehen. Da konnte sich der Schatzgräber nicht mehr beherrschen. Laut schrie er: „Helft mir, sist bi ich v'rlohrn!" Da krachte und donnerte der Stollen zusammen. Ein höhnisches Gelächter erklang. Die Männer oben waren weg, aber auch von dem Schatze war nichts mehr zu sehen.

So ähnlich ist der Spuk beim Schatzheben immer beschaffen. Im bunten, wirren Wechsel rasen Gestalten an der Schatzstelle hin, so lächerlich oder grausig, daß auch der entschlossenste Schatzheber sich vergißt. Da kommt eine Kutsche gefahren, und hinterher rennt ein Zwerg mit dünnen, kurzen Beinen, fragt: „Werd' ich die Kutsche noch einholen?" Da geht das Heimatdorf lodernd in Flammen auf, da wird die Mutter steif und starr im Sarge vorübergetragen.

Der Berggeist

Der Berggeist zeigt Anbrüche

Tief in den Schächten und Klüften wohnte der Berggeist. Dem frommen und fleißigen Bergmann war er zugetan, und manchem hat er zu reichem Funde verholfen. Scheint es doch auch mit dem Mäuslein, das dem Basler erschien, eine eigne Bewandtnis zu haben. Vielleicht war es gar keine richtige Maus, vielleicht war es der Berggeist, der sich in dieser Gestalt sehen ließ.

Einst grub der Annaberger Bergmann Daniel mit seinem Schwager am Pöhlberge. Da brach auf einmal das Gestein herab, ein mächtiger Erzgang wurde sichtbar, und eine Stimme rief: „Daniel, ich bin der Fürst der Berge. Was du in diesem Schachte gewinnst, ist dein, ich schenke es dir!" Doch Daniel erwiderte: „Ich kann es nicht annehmen, denn es gehört den Gewerken." Als nun der Berggeist ihn noch mehrmals aufgefordert hatte, das Gefunde zu nehmen und an seine Frau und Kinder zu denken, er aber sich weiterhin weigerte, verschwand der Erzgang wieder. Aber für seine Ehrlichkeit — die hatte der Berggeist nur prüfen wollen — kriegte Daniel doch den Lohn. Der Berggeist zeigte ihm auf dem Schreckenberge eine Stelle, wo er einschlagen müsse, und dort fand er einen reichen Silbergang. Er nannte die Grube zum „himmlischen Heer". Immer wenn ein redlicher Bergmann aus Armut stehlen will, warnt ihn der Berggeist. Nur erfahrene Bösewichter überläßt er ungewarnt der strafenden Hand der Obrigkeit.

Ein guter Geist und ein Anzeiger des Erzes war auch das Männchen im braunen Kittel, das Johann Christoph Schlott in der Grube „Treue Freundschaft" bei Johanngeorgenstadt sah. Schlott arbeitete vor Ort, und da man zu Mittag ausgepocht hatte, hörte er gegen den Schacht noch

jemanden husten. „Es wird der Steiger sein“, meinte er. Nachdem sich aber niemand einstellte, wollte er ausfahren, aber kaum hatte er sich umgewendet, da nahm er wahr, wie ihm jemand vom Schachte her mit brennendem Grubenlichte entgegen kam. „Also doch der Steiger“, meinte er wiederum. Doch als sie beide auf der Strecke zusammenstießen, da sah er einen sehr kleinen Mann im braunen Kittel vor sich. Der hing sein Grubenlicht ans Gestein — gleich blieb es hängen — legte die Tasche ab und sprach zu Schlotten: „Ist's schon Schicht?“ Denn die Bergleute fuhren an diesem Tage wegen der Beerdigung des Hammerwerkbesitzers eine Stunde früher aus. Bei dieser Anrede überfuhr Schlotten ein Schauer, er eilte davon und traf keine Arbeiter mehr in der Grube an. Dies Begegnis erzählte er darauf dem Steiger, der anfangs nicht viel davon wissen wollte, doch mußte Schlott später den Ort zeigen, wohin das Männchen sein Grubenlicht gehangen. Daselbst nahm man eine kleine Kluft wahr, und es wurde dort ein Schuß gebohrt, der einen Gang öffnete, von dem man mehrere Quartale nacheinander eine gute Ausbeute machte.

Die Kuttenberger (in Böhmen) Wichtlein und Bergmännlein sind nur dreiviertel Ellen groß. Sie sehen aus wie alte Männer mit langen Bärten, sind bekleidet wie Bergleute mit einer weißen Hauptkappe und einem Leder hinten, haben Laterne, Schlägel und Hammer. Wenn sie auch zuweilen mit kleinen Steinen werfen, so fügen sie doch selten Schaden zu, es sei denn, daß sie mit Spotten und Fluchen erzürnt und scheltig gemacht werden. Auch sie lassen sich vornehmlich in den Gängen sehen, die Erz geben oder in denen gute Hoffnung dazu ist. Daher erschrecken die Bergleute nicht vor ihnen, sondern halten es für eine gute Anzeige, wenn sie erscheinen, und sind desto fröhlicher und fleißiger. Die Wichtlein schweifen in den Gruben und Schächten einher und scheinen gar gewaltig zu arbeiten, aber in Wahrheit tun sie nichts. Bald ist's, als durchgrüben sie einen Gang oder eine Ader, bald als faßten sie das Gegrabene in den Eimer, bald als arbeiteten sie an der Rolle und wollten etwas heraufziehen, aber sie necken nur die Bergleute damit und machen sie irre. Bisweilen rufen sie, und wenn man hinkommt, ist niemand da. Wenn zu Kuttenberg keine Bergknappen drunten waren oder wenn großes Unglück oder Schaden bevorstand (sie klopfen dem Bergmann dreimal den Tod an), hat man die Wichtlein scharren hören, graben, stoßen, stampfen, oder es hat geklungen, als wenn der Schmied das Eisen auf dem Amboß umkehre und mit Hämmern schlage. Darum wurden sie auch manchmal Hausschmiedlein genannt.

Die Bergmandel in Joachimsthal sind wie die kleinen Zwerge gewesen,

in Gestalt alter Männer, ganz geschäftig, das Erz in der Grube zu hauen, die Gäng und Adern zu suchen, den Abraum zusammenzuführen, den Haspel zu treiben, das Seil, den Reutter und den Stegreif anzufassen. Immer waren sie fröhlich, lachten, hüpften und zischten, hatten tausend Kurzweil mit den Knappen. Sie wußten wohl, wo Gold, Silber und Edelgestein lag. Wurden aber auf mancher Grube so boshaftig, daß kein Knappe bleiben noch arbeiten konnte.

Der Berggeist verbricht

Ein Bergmann aus dem böhmischen Erzgebirge erzählt: Das Bergwerk von Goldenhöhe hatte Koch von Schneeberg. Es hat sich aber nicht mehr gut rentiert. Früher waren siebzig Bergleute da, die anfuhren, zuletzt nur noch drei: mein Großvater, mein Vater und mein Bruder. Eines Tages fuhren sie wieder in die Grube. „Hoffnung zu Gott“ hieß sie. Sie gingen durch den Stollen. Der war 400—500 Meter lang. Sie hatten ein Obersichbrechen (dabei stehen die Bergleute auf einer Leiter und schlagen in das Gestein über ihren Köpfen. Jeder Bergmann hat dabei einen Sitzstock). Um zehne aßen sie ihr Brot und hörten einen Gesang, so großartig, wie ihn eine Menschenstimme nimmer herausbringt, und ganz hoch. Der Gesang war im Steine drin. Er kam immer näher und immer näher. „Gonga (Jungen), stit auf, wir fähren aus in Gottes Näma, des is d'r Barggeist“, sagt der Großvater. Der Vater muß den Hunt nehmen, der Bruder das Fäustel, und der Alte ist mit dem Bohrer gegangen. Glück auf! sollten sie sagen, so wollte der Großvater. Sie gehen den Stollen vor. Da sehen sie ein gelbes Licht. Das ist das Zeichen des Obersteigers, denn die Bergleute haben weißes Licht in ihrer Blende. „Itz kimmt d'r Obersteiger“, sagte der Alte. Sie hören Fußtritte, sie hören es tappen. Aber niemanden kriegen sie zu Gesicht. Um halber elfe sind sie zu Hause. Die Großmutter sagt: „Unnara Männer komma schu, do muß wos pässiert sei!“ „Es is nischt, es is nischt“, antworten die Männer. Sie sitzen stille und essen. „Nu, fähr mer wieder å?“ fragen die Jungen. „Jå“, sagt der Alte. Wie sie hinauskommen und fünfzig Meter in den Stollen sind, ist alles verbrochen. Und so ist es heute noch.

Der Berggeist in der Kreuzzeche zu Abertham wollte von den mancherlei Fördermaschinen nichts wissen, die der Bergherr dort einsetzen ließ. Denn dadurch wurden viele Bergleute arbeitslos. Da erschien er oft in den Gängen der Zeche und drohte:

Legst du mir meine Manneln ab,
So schneid ich dir deine Mittel ab.

Mit den Manneln meinte er die Knappen. Aber der Bergherr kehrte sich nicht an die Drohung und brachte immer mehr Maschinen in Anwendung.

Da brach eines Tages der tiefe Stollen, der Schlickenstollen, zusammen und ließ sich nicht mehr bewältigen.

Der Berggeist will Lohn

Manchmal will der Berggeist für seine Freundlichkeit belohnt sein. Christoph Wattmer, ein armer Bergmann aus Joachimsthal, arbeitete vor Ort fleißig und unverdrossen. Da hörte er in der Nähe ein Klopfen und Hämmern, ein Ächzen und Stöhnen, und plötzlich kam ein großer, dicker Mann im schmierigen, erdfahlen Grubenkittel auf ihn zu. Er hatte einen großen, runden Hut auf, Schlägel und Eisen im breiten Gürtel; in der rechten Hand trug er ein Grubenlicht, das die ganze Strecke taghell erleuchtete. „Fürchte dich nicht," redete der Berggeist den Bergmann an, „ich will dir kein Leid zufügen, denn du bist mir gerade willkommen. Sorge täglich für eine Pfennigsemmel, es soll dein Schaden nicht sein." Der Bergmann tat, wie ihm befohlen wurde, und brachte dem Berggeiste jede Schicht eine Pfennigsemmel. Der freute sich darüber, und eines Morgens sagte er zu Wattmer: „Da du bisher meinen Wunsch erfüllt hast, will ich dich zum reichen Manne machen." Damit schlug er an die Wand, und sofort öffnete sich eine Strecke voll Silbererzes. „Melde den Anbruch deinen Vorgesetzten," fuhr er fort, „doch erzähle niemand, daß ich dir es sagte, sonst bist du verloren." Der Bergmann versprach Stillschweigen und fuhr vergnügt zu Tage. Er lief zum Berghauptmann und meldete den reichen Silberanbruch. Da ging die glückhafte Kunde von Mund zu Mund, und Freude strahlte auf allen Gesichtern. Die Bergknappschaft veranstaltete zu Ehren des wackeren Christoph Wattmer ein tüchtiges Mahl, und er saß obenan dabei. Aber während des Freudenfestes stürmten die Knappen auf Wattmern ein: „Sag uns doch endlich, wie du den Anbruch gefunden hast." Und wirklich, er konnte seine Zunge nicht zügeln und erzählte. Als er am andern Tage anfuhr, erwartete ihn der Berggeist. Seine Hand war zur Faust geballt, und dröhnend rief er: „Heißt das mir, dem Herrn über alle Gebirge dieser Gegend, Wort gehalten?" Dann ergriff er Wattmer und schleuderte ihn in den Schacht hinunter, wo er zerschmettert liegen blieb.

Auch der Bergknecht Hans auf dem Donat zu Freiberg konnte den Mund nicht halten. Der mußte dem Berggeiste jede Schicht ein Pfennigbrot und ein Pfenniglicht geben und ewiges Schweigen geloben. Dafür fand er Silbers die Menge. Aber da kam das Stollnbier, wo das Bergvolk sich der Freude hingibt. Hans war tüchtig auf dem Zeuge und sprach dem Glase wacker zu. Bald war er berauscht und konnte in der Lust des Herzens das Geheimnis nicht länger verschweigen. Am andern Tage war in der Grube sein Geschäft, den Knechten das Zeichen zu geben, die am Has-

pel standen. Die warteten lange vergeblich, er gab kein Zeichen; sie riefen, er antwortete nicht. Da plötzlich zuckte es rasch am Seile, und ein helles Licht erglänzte in der Teufe. Die Haspelknechte wußten nicht, was das zu bedeuten habe, drehten aber den Rundbaum, und bald war der Kübel zu Tage befördert. Rund um den Kübelrand brannten Pfenniglichter, und drinnen lag der Bergknecht Hans tot mit blauem Gesicht wie ein Erdrosselter, und auf ihm das letzte Pfennigbrot.

Aus den letzten Geschichten ersehen wir, daß mit dem Berggeist nicht zu spaßen ist. Nur zu Marienberg haben einmal einige Gewerken mit seinem Namen gespaßt. Das war so. Ein paar fremde Herren wollten sich die Grube ansehen, vielleicht wollten sie kaufen, und darum griffen die Gewerken zum Betrug. Sie hatten einen Bergjungen abgerichtet, was er in der Gestalt eines Bergkobolds den Herren auf ihre Fragen antworten sollte. Aber den Anschlag hatte der ehrliche Bergmeister erfahren. Er schenkte dem Jungen Geld und ließ ihn durch den Berggeschworenen anders abrichten. Als die Betrüger fragen: „Bergmannel, ist auch die Zeche fündig?“ antwortet das Bergmannel: „O ja!“ „Wieviel Lachter sind zum Anbruch?“ Bergmannel: „Drei Meilen“. „Was behalten die Gewerke zum Vorrat?“ „Untreue Amtleute, faule Steiger und verlogene Schichtmeister.“

Der schlimme Berggeist

Nein, so harmlos ist der richtige Berggeist nicht. Oft bleibt es bei mehr oder weniger lustigem Schabernack, oft aber bricht die bösartige Koboldnatur in ihm durch.

Auf der Hieronymus-Zeche auf dem Abertham ließ sich ein Berggeist in Mönchsgestalt sehen. Er hatte ein Grubenlicht so groß wie ein Scheffel und sperrte sich über das Mundloch, daß ihm der Steiger durch die Beine fahren mußte. Als anno 1628 Hans Lange und Georg Friedel auf der Zeche am Oswaldbache bauten, das Osterlamm genannt, kamen immer zwei weiße Männchen. Die hielten ihnen das Beil, verrückten das Gezäh, drückten das Grubenlicht aus, warfen sie mit Steinen. Auf der Behrischer Zeche wurde ein Bergmann von einem schwarzen Mönche so gedrückt, daß er ein elender Mann sein lebenlang blieb.

Gefährlich ist auch der Berggeist in der Georgenzeche zum Schneeberge gewesen. Der ging in einer schwarzen Kutte um, zog einen Arbeiter an den Haaren in die Höhe, daß er ihn fast erwürgte. Einen Knappen setzte er so gewaltig auf einen Stein, daß er wie angemauert sitzen bleiben mußte. Ebenso ging es einem Steiger, der die Bergleute sehr streng behandelte. Einen andern Bergknappen, der sich in der Teufe ungebührlich aufgeführt hatte, ergriff er und setzte ihn so hart auf den Boden, daß das

Hinterleder platzte und alle Rippen krachten. In einer andern Schneeberger Grube wurde ein Bergmann 1538 vom Berggeiste erwürgt. Im Jahre 1683 ging am 26. März die Levitenzeche mit drei Schächten in Haufen, daß man nichts von der Kaue sah. Kurz zuvor war aber ein dicker Mann, mit Silber und Gold geschmückt, aus dem Kämmerlein heraus in die Kaue zu einem Bergmann, namens Israel Ficker, der daselbst Schachtholz zurichtete, gekommen und hatte ihn mit diesen Worten gefragt: „Kennst du mich nicht?" und da der Bergmann geantwortet: „Herr, wie soll ich Euch kennen, Ihr werdet wohl einer vom Herzog aus Holstein sein" (der diese Zeche bauete), hat er ihn anfahren heißen, und weil er es nicht tun wollte, dergestalt getäuscht, daß er darüber des Todes war und am dreißigsten begraben ward.

Und Johann Fiedler berichtet in seiner Müglischen Ehren- und Gedächtniß-Seule unter dem Jahre 1663: In denen Bergwercken hat man dieses Jahr besondere Spectackel angemercket / indem die so genannten Berg-Geister in denen Schachten greulich rumoret / die Berghäuer angeblasen / gekratzet / und übel zugerichtet / so daß der Satan sein Werck nicht allein über der Erden / sondern auch unter der Erden haben und den Menschen schaden wollen.

Im böhmischen Erzgebirge beförderte ein Bergmann auf einem Hunte Zwitterstufen (Erzstücke). Auf einmal sieht er den Berggeist. Er muß an ihm vorüber und vergißt, ihm das Glück auf! zuzurufen. Da packt der Berggeist ihn an und schleudert ihn zurück. Dann ergreift er den Hunt und wirft ihn mit aller Kraft so gegen den Lauf (Sohle des Stollens), daß er in tausend Stücke zerspringt. Und als der Geist verschwindet, beben und zittern alle Örter und Gänge. Aber der Bergmann hat nie mehr vergessen, den Geist zu grüßen.

In der Grube Sieben Schlehen bei Neustädtel, gerade am Weihnachtsheiligenabend, merkte ein Bergmann, wie um Mitternacht durch die Gänge Schritte kamen. Er glaubte, einer seiner Gesellen wolle ihn ablösen. Doch als das Sappen näher war, erblickte er einen Mann, der trug an der Brust eine goldig funkelnde Blende mit einer Kerze darin. Er trug weiße Strümpfe, glänzend schwarze Schuhe, und der Kopf war mit einem Hute bedeckt, ähnlich den Napoleonshüten. Sein Gesicht konnte der Bergmann vor Glanz nicht sehen; nur das eine sah er, daß ein silberweißer Bart bis auf die Brust hernieder ging. Die Erscheinung blieb vor ihm stehen und leuchtete ihn an, sagte nichts und kehrte auf demselben Wege wieder zurück. Im gleichen Schachte arbeitete am nächsten Karfreitage ein anderer Bergmann. Der hörte in seiner Nähe ein unaufhörliches Sägen und Hämmern,

wiewohl er wußte, daß keine Zimmerlinge da waren. Er zeigte dies beim Ausfahren dem Steiger an, der sogleich einfuhr und die Töne ebenfalls hörte. Da ließ der Steiger den Ort mit Brettern verschlagen. Aber nach wenigen Tagen war er tot.

In derselben Grube Sieben Schlehen ölte ein Kunstwärter das Kunstzeug ein und kam dabei an den Hauptzapfen. Da ließ sich ein Gesicht an der Wand sehen und sprach: „Diesen Zapfen schmiere ich!“ Der Kunstwärter gehorchte und ließ von da an diesen Zapfen unberührt, bis er doch einmal das Gebot übertrat. Kaum hatte er den Hauptzapfen eingeölt, so geriet er mit dem rechten Arm in das Kunstzeug, und das riß ihm den Arm ab. Doch empfand er dabei nicht den geringsten Schmerz, und die Wunde blutete auch nicht. Als er den weggerissenen Arm aufhob, erblickte er das Gesicht wieder an der Wand. Das sah ihn höhnisch an, ohne etwas zu sprechen.

In der Zeche Rosenkranz zum Annaberge ist der Berggeist in Roßgestalt gekommen. In der Grube arbeiteten zwölf Knappen. Die schwatzten miteinander possenhaft, wollten sich gegenseitig mit dem Berggeist fürchten machen und leugneten ihn als einen lächerlichen Popanz. Da mit einem Male sahen sie eine Roßgestalt mit langem Halse und mit feurigen Augen an der Stirne und erschraken zu Tode. Dann ward aus der Roßgestalt die wahre Gestalt des Bergmönchs. Der trat ihnen schweigend nahe und hauchte jeden nur an. Sein Atem aber war wie ein böses Wetter. Sie sanken tot nieder von des Geistes Anhauch, und nur einer kam wieder zu sich, gewann mit Mühe den Ausgang und sagte, was sich zugetragen. Dann starb auch er. Da hat man Kreuze und Marienbilder in die Gänge gestellt, hat aber nichts helfen wollen. So ist die silberreiche Grube „der Rosenkranz“ zum Erliegen gekommen und nicht mehr angebaut worden.

Der wilde Jäger

Wenn im Frühling und Herbst zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, in den Zwölfnächten oder sonst im Jahre der Sturm über die Wälder rast, und der Wald ächzt und stöhnt, vernahm schon mancher aus dem Getöse ein gellendes Hoho—Huhu—hussa—hussa—tu—tu. Das ist der wilde Jäger, der über die Wälder reitet. Mit ihm fliegt das „Wildenheer“ durch die Luft, von dem die Bauersleut manches zu erzählen wissen. Aber nicht immer braust der wilde Jäger im tollen Jagdzuge dahin.

Der Nachtjäger allein

In Böhmen ist der Nachtjäger gewesen beim Kamnitzerneudörfel am Buschrande. Ist die lange Wiese raufgegangen und an das Dorf heran. Da ist ein Haus ledig gestanden, das jetzt bei Schusterhackeln heißt. So

ist der Nachtjäger zu dem Hause vorne hinein und hinten wieder hinaus und auf den Berg hinauf. Er war lang, trug einen grünen Rock, grüne Hosen, eine Weidtasche und ein Gewehr und war ganz alleine. Beim Kelchstein im Zittauer Gebirge ist der wilde Jäger auch im grünen Fracke gewesen, im schwarzen Dreimaster, in weißen Hosen und Handschuhen und hohen Stiefeln. Im Teufelswalde zwischen Stangengrün und Hirschfeld kam er als schwarze Gestalt zu Fuß und führte zwei Hunde bei sich. Häufig ist der wilde Jäger als große, hagere Gestalt gesehen worden. Aber in Ulbrichsthal bei Steinschönau ist er klein wie ein achtjähriges Kind. Die grüne Jacke geht ihm bis zu den Knien, Jagdtasche und Gewehr hat er umhängen, einen dreieckigen Hut mit Federn auf dem Kopfe, und fünf bis sechs Hunde begleiten ihn. Wer ihn wegen seiner Kleinheit neckt, auf den hetzt er die Hunde.

Seine Hunde

Einst geht ein Mann spät in der Nacht von Spitzkunnersdorf nach Hainewalde. Er sieht ringsumher aufgestellte Netze. Dazu tauchen dreibeinige Hunde auf, die emsig jagen. In den Schweinsgründen bei Buddersdorf jagt der wilde Jäger mit hölzernen Hunden. Ein Mann bewachte in Rükkersdorf bei Neustadt Heuschober. Sein Hund half ihm dabei. Plötzlich bellten viele, viele Hunde. Berndietrich, so heißt der wilde Jäger in manchen Gegenden der Lausitz und Nordböhmens, zog vorbei, und das Hundel des Schoberwächters mußte mit. Nie wieder hat der Mann das Tier zu sehen gekriegt, aber in der Wachthütte lag am nächsten Tage ein Stück Pferdefleisch. Auch in Grünberg im Erzgebirge nahm ein ärmlich gekleideter Mann mit einem spitzigen Hute alle Hunde aus dem Dorfe mit. Mit Schreien, Bellen und Heulen lärmte die Meute fort. Nach einigen Tagen kamen die Hunde wieder, elend, abgezehrt und krank.

Sein Weg

Der wilde Jäger liebt es, bei seinen nächtlichen Fahrten einen bestimmten Weg innezuhalten. Der geht oft wie im Kamnitzerneudörfel mitten durch die Gehöfte hindurch. Auch in Lohma im Altenburgischen war es so. Da konnte der Bauer die Hoftore noch so feste zurammeln, sie sprangen von alleine auf. In einem andern altenburgischen Dorfe zog der wilde Jäger sogar durch die Unterstuben. Da war nach elfen kein Bleiben mehr. Und als doch einmal das Gesinde über die Zeit arbeiten mußte, da sprühten aus den gescheuerten Dielen und Wänden die Funken, daß alle davonliefen. Mitunter zieht sich sein Strich die Flurgrenze entlang. Vom Kottmar reitet er zur dreizipfeligen Scheune in Oberkunnersdorf. In der Westlausitz zieht er vom Gelenauer Weidicht bis zum Fünfhufenteiche bei Lomnitz. In der Leipziger Pflege zieht er an den Bösdorfer Teichen hin und durch das Eichholz zwischen Zwenkau und Eythra. Die Wenden nennen die

Brandadern, die durch die Fluren mancher Ortschaften ziehen: Dyter bernatowy puc; Bern Dietrichs Weg.

Der Jagdzug

Wenn aber der wilde Jäger mit seinem Jagdzuge kommt, dann kläffen die Hunde, Rosse schnauben, Männer mit verdrehtem Kopfe, auch ohne Kopf und Schopf, reiten auf Pferden mit Hirschköpfen, andere tragen den Kopf unter dem Arme, einer rollt auf einem Rade hin. Rehe, Hirsche und Eber schnaufen und fauchen neben und hinter dem Zuge. In der Lausitz sind es vor allem Dachshundel, die den Zug begleiten. Die kaffern und schnaffern groob und kloar (tief und hoch). Auch ander Stimmengewirr hat die alte Maukschen aus Kötzschau dabei gehört. In Stangengrün sind die Dachshundel am hellichten Tage vor den Füßen der Pferde rumgelaufen. Die Pferde haben sich furchtbar gebäumt und sind ganz wilde geworden. Im Vogtlande zwischen Otticha und Liebschwitz sind an einer Frau die feurigen Hundel hochgesprungen. Und dabei ist es manchmal ganz sonderbar· kein Lüftchen rührt sich, und draußen ist es still wie in der Kirche; da kommt der Jagdzug angebraust, und ist er vorüber, ist überall wieder tiefe Ruhe.

Bei Wilthen erhebt sich der Jagdzug aus einem mit Nadelholz bewachsenen Berge, dem Pan Dietrich. Der heilige Bonifazius schreitet dem Zuge voran; ihm folgt die tolle Meute, das Todgerippe, auf einer Eule mit feurigen Augen reitend, beschließt den Zug. Wenn er einige Male im großen Kreise herumgefegt ist, verschwindet er beim Morgengrauen wiederum im Berge. Am Hohwalde tritt an Stelle des Bonifazius eine lichte Engelsgestalt. Und wenn das Getöse des Jagdzuges bald vor dir, bald hinter dir rasaunt, bald rechts, bald links, dann wird dir ganz wirbelig und du weißt nimmer, wo du bist. Die wilde Jagd führt irre. Ein alter sächsischer Schriftsteller schreibt: „Die wütende Jagd macht den Hörer durch die wunderbarste Mischung falscher Töne ganz verwirrt. In der Nacht zieht sich der Luftlärm bald dahin, bald dorthin, ohne ein Spur zu hinterlassen. Darum wird das wilde Heer mit Recht legio diabolica genannt.

Andere Erscheinungsformen des wilden Jägers

In manchen Sagen ist die Gestalt des Nachtjägers nicht mehr klar und deutlich zu erkennen. Sie nimmt Züge wesensverwandter Spukgestalten an. An der Mittelbrücke bei Glaubitz standen früher drei große Kiefern. Dort lagen in der Nacht Reiter ohne Kopf. Die hatten einen Hund bei sich. Einmal kam eine Magd mit einem Knechte aus der Schenke. Wie sie über die Brücke nach Moritz zu gehen, kommt der Hund. Der Knecht schmeißt nach ihm, um ihn zu verjagen. Aber der Hund läuft hinter dem Knechte her und weicht nicht von ihm, wohin er auch geht. Da rät ihm

die Bäuerin, bei der er dient: „Binde dir doch ein Strohseil um den Hals!" Der Knecht macht es, und von der Zeit an ist er den Hund los.

Auf dem böhmischen Hofe in Weigsdorf bei Reichenau mochte Jahre hindurch niemand wohnen. Da fuhr nachts ein Wagen vom Hofgebäude aus mit großem Gepolter und Kettengerassel über die herrschaftlichen Fluren nach dem Saubusche hin, kam nach kurzer Pause zurück, prasselte wieder fort, um gegen ein Uhr mit Lärm und Hundegebell wiederum an der Hofmauer zu erscheinen. Und wenn die Bergleute spät abends von der Schicht kamen, fragten sie sich am Morgen untereinander: „Wie war's gestern abend? Ist dir der Vogt mit seinem Gespann begegnet?" Auch in Großschweidnitz bei Löbau fährt manchmal eine Kutsche mit Hunden hinterher über die Fluren, und in der Westlausitz wurde der wilde Jäger gesehen, wie er ohne Kopf auf einem Wagen stand, und feurige Hunde zogen das Gefährt.

An den wilden Jäger erinnert auch das Gespann, das allnächtlich aus den großen, alten Kellern des Eschdorfer Freigutes kam. Saß ein gar stattlicher Mann in dem Wagen, von vier Schimmeln gezogen, tränkte am Röhrtroge im Herrenhofe die Pferde, kehrte nach seiner Umfahrt in den Keller zurück. Und da er laut und lärmend seine Runde fuhr, konnten die Leute nicht schlafen. Da machten sie die Kellertüre ganz enge. Nun konnte das Schimmelfuhrwerk nimmer heraus.

Der Nachtjäger wirft zu

Manche aber, die weder Tod noch Teufel fürchten, lassen sich vom wilden Jäger nicht einschüchtern. Ein Falkenhainer (im Erzgebirge) spottete des wilden Jägers. Da plautzte etwas zu Boden, und nur mit Mühe konnte sich der Frevler in sein Haus retten. Ein Bauer in Neustadt bei Falkenstein guckte zum Fenster raus, als der wilde Jäger in der Luft dahinzog und äffte das „Hoho" nach. Da fand er am nächsten Morgen auf seinem Fensterstock einen toten, stinkenden Hasen. Er verscharrte ihn im Düngerhaufen, aber am nächsten Morgen lag er wieder auf dem Fensterstocke. Er verscharrte ihn zum zweiten und dritten Male, aber der Hase lag am nächsten Morgen doch wieder auf dem alten Platze. Endlich vergrub der Bauer das Aas unter Sprüchen auf einem Kreuzwege, und nun blieb es aus.

In Weigsdorf war es so: Die Burschen und Mädchen saßen in der Spinnstube zusammen und lösten Rätsel. Da ragte auf einmal ein Pferdefuß zur Decke raus und eine fremde Stimme fragte: „Was ist das?" Alle waren zum Tode erschrocken und keins brachte ein Wort hervor. Da rief auf einmal das Kind aus der Wiege (es war erst ein halbes Jahr alt): „Das ist ein Pferdefuß." Im Nu war der Fuß weg, aber zu gleicher Zeit



plautzte ein Viertel Pferdefleisch in die Stube. Niemand mochte das stinkende Zeug anpacken und wegtragen. Mittlerweile kam der Großknecht heim. Der nahm das Viertel Pferdefleisch gleich auf den Buckel und trug es in die Düngergrube. Aber er ist noch gar nicht wieder rein, da liegt das Fleisch schon wieder da. Er stutzt, packt es jedoch wieder an und will es wieder raustragen. Aber da muß er keuchen, denn jetzt ist es viel schwerer. Doch als er in die Stube kommt, was liegt da? das Pferdefleisch! Zum dritten Male wagt es der Großknecht. „Jetzt werd' ich's in den Busch schaffen und draußen verscharren." Aber er kann heben, er kann ziehen: Das Stück ist nicht wegzubringen. Da gehen die Burschen und Mädel heim, und am nächsten Morgen wissen's alle im Dorfe. Da zieht das Gesinde aus, und kein Nachbar kommt mehr auf das Gehöft des Bauers. Der holt in seiner Angst den klugen Mann: „Banne mir das Zeug weg, es mag kosten, was es will." Der Meister bannt und bannt, aber bald muß er gestehen: „Das ist stärker als ich. Aber ein Mittel gibt es noch, und das will ich dir sagen: Nachts in der zwölften Stunde wird das Fleisch sein eigentliches Gewicht wiederkriegen. Dann muß es ein Reiter in den Wald schaffen und sofort verscharren, aber Punkt zwölfe muß er wieder da sein, sonst ist's um Reiter und Mähre geschehen." Nun wußte der Bauer den Rat, aber Reiter war keiner zu kriegen, obgleich er zehn Taler ausbot. Auch der Großknecht, der erst soviel Kurasche im Leibe hatte, mochte das Pferdefleisch nimmer angreifen.

Da kam eines Tages ein Handwerksbursche ins Dorf gewandert, ein richtiger windiger Schneider. Der hörte von dem Handel und sagte: „Bauer, wenn du mir die zehn Taler gibst und ein Pferd dazu borgst, will ich es machen." Die beiden werden gleich einig. Der Schneider geht noch bei Tage in den Säubusch bei Dörfel und gräbt dort ein Loch, damit er nachts mit dem Verscharren nicht viel Zeit verliert. Unterdes macht der Bauer zu Hause alles fertig. Nach elfen ist der Braune gesattelt. Der Bursche hebt das Viertel Pferdefleisch mühelos, schwingt sich auf's Pferd und reitet dem Walde zu. Aber was ist das? Wie auch das Pferd ausgreift, es kann nicht in den Wald rein. Schon schlägt es von der Weigsdorfer Kirche dreiviertel, und noch immer nicht ist er am Ziel. Da haut er auf das Tier ein was er kann, und da gelingt's. Er durchbricht die Büsche, und dort ist das Loch. Aber dort sprüht Feuer auf, dort faucht es: ein Drache ist es, der dort liegt. Doch der Schneider achtet des Ungeheuers nicht. Runter vom Pferde, rein mit dem Fleische und schnell Erde drauf! Dann schnell noch mit der Schaufel dem Drachen eins über den Schädel und zurück. Und der schwere Braune ist gerast wie ein Renner. Da ist

der Hof. Der Bauer winkt schon. Und da schlägt es zwölfe. Gerade ist der Reiter unter dem Tore. Aber der halbe Leib des Pferdes hängt noch draußen. Da stürzt der Reiter, denn das Hinterteil des Pferdes sinkt in sich zusammen. Ja, das war eine teure Geschichte für den Bauer: zehn Taler und ein Pferd. Aber er war doch froh.

Manchmal wird nicht der kluge Mann, sondern der Scharfrichter geholt, der das Aas wegschaffen soll, das der wilde Jäger zuwarf. Ein Güntersdorfer (bei Leipzig) aß ein Stück von dem stinkenden Fleische und war von der Plage befreit. Oder du mußt dem wilden Jäger zurufen, wenn du ihn wieder siehst: „Bring mir das Salz zum Fleische!" Das vermag er nicht, und du bist das Aas los.

Manchmal hat der wilde Jäger nicht Pferdefleisch oder ander Aas zugeworfen, sondern Stücke von Buschweibeln, denn die jagt er am liebsten. Doch davon will ich später erzählen.

Der Wildwärter aus Seligstadt war in seiner Jagdhütte im Masseneiwalde auf dem Anstande. Die Nacht war rabenschwarz. Da hört er Jagdgetöse und denkt: „Sie vertreiben mir das Wild." Ärgerlich springt er ans Fenster und ruft: „Halbpart, halbpart!" Als die Nacht sichtig wird, geht der Heger hinaus, um Beute zu machen. Da sind an den Bäumen vor der Hütte viele Hirsche und Wildschweine aufgehängt. Der wilde Jäger hatte mit ihm redlich geteilt.

Der alte Sieber hatte sich an einem Samstage beim Stöckeroden verspätet. Am Bösiger Wege oberhalb des Laubbusches (der zieht von Jesowei bis zum Radechov) trifft er den alten Weber. Der hat seinen Sohn besucht und kann vor Müdigkeit kaum weiter. Die beiden setzen sich ein bisserl und erzählen sich. Da fängt in der Luft ein Sausen und Brausen an und es wird ganz hell. Sie sehen deutlich, wie ein Rudel Hunde mit lautem Miff-maff einherrennt, und hinter ihnen schreitet ein kleiner Mann ohne Kopf mit grünem Rocke und langer Flinte. Die beiden sitzen mucksmäuselstille. Auf einmal plumpst etwas aus der Luft vor ihnen auf. Was ist es? Ein frischgeschossener Hase. Ganz ferne verhallt schon das Bellen. Da ruft der alte Sieber noch schnell in den Wald hinein: „Bezahl's Gott, Nachtjäger!" Den beiden hat der Hase gar gut geschmeckt.

Wenn du den wilden Jäger triffst

Nicht so gut ist es dem alten Aschler aus Jonsbach in Böhmen gegangen, der traf den wilden Jäger im Schweinsgründer Busche. Er kam auf ihn zu und drückte ihm stumm eine Flinte in die Hand. Da kam ein Rehbock ganz stäte aus dem Dickicht, und so gerne auch der alte Aschler schoß, er konnte nicht und mußte den Rehbock vorbeilassen. Da riß ihm der wilde Jäger die Flinte weg und gab ihm eine Ohrfeige.



Ein Lomnitzer traf den wilden Jäger im Gelenauer Weidicht. Pan Dietrich trieb den Lomnitzer hin und her, stieß ihn von einem Baume an den andern und gab nicht eher Ruhe, bis der Gehetzte ein Vaterunser gebetet hatte. Eine Handelsfrau, die immer ihren Hund mit hatte, traf den Jäger an gleicher Stelle. Der Hund wollte vor Angst nicht weiter, legte sich hin und streckte die Zunge raus. Aber beiden ist nichts geschehen.

Ein Fuhrmann fuhr im Spätherbste von Löbau nach Bernstadt. Am Berge rasaunte der wilde Jäger über ihn weg. Da stürzte dem Kutscher das eine Pferd und sein andres erlahmte.

Im Altenburgischen rief einer dem wilden Jäger zu: „Du, nimm mich mit!" Da hat ihn der wilde Jäger mitgenommen, hat ihn früh um sechse in der Stadt Frankfurt am Main abgesetzt. Und die Polizei ist gekommen und hat den Altenburger als einen Landstreicher ins Rathaus gesetzt. Da hat er sitzen müssen bis die Nachricht kam, daß er wirklich zu Hause fehle.

Doch haben die alle noch großes Glück gehabt. Denn ein alter Lausitzer Spruch vom wilden Jäger besagt: Wer einmal ihn gesehen, in dreien Tagen wird er vergehen. Da ist einmal in Zittau ein Kind gewesen. Dem hatten die Leute vom tollen Junker erzählt, wie er des Nachts durch die Lüfte zieht mit großem Jagdgefolge und wie den Jagdgesellen allen der Kopf nach hinten steht. Das hat das nengierige Kind zu sehen begehrt, und als einst in einer stürmischen Nacht der tolle Junker wieder vorüberzieht, da hat es sich vor Neugierde nicht halten können, ist aus dem Bette gesprungen und ans Fenster geeilt. Als nun die wilde Jagd mit großem Lärm am Fenster vorüberzieht, da erwacht auch die Mutter, vermißt das Kind und eilt nach dem Fenster. Dort hängt es mit verdrehtem Kopf und starren Augen. Der tolle Junker hat ihm den Hals umgedreht.

Östlich von Merschwitz liegt das Luisenholz. Dort haben viele das wilde Heer gehört. Eines Tages gingen Weiber und Kinder Holz sammeln. Da hören sie ein Heulen und Schreien, Trommeln und Pfeifen, alles durcheinander. Voller Angst rennen alle aus dem Walde. Aber eine alte Frau kann nicht nach. Die gehen sie suchen, als alles vorbei ist. Da liegt sie tot mit dem Gesichte nach unten und den Tragkorb über den Kopf gestülpt. Und alle sagten: „Das wilde Heer hat sie umgerissen."

Wenn du von der wilden Jagd keinen Schaden erleiden willst, da hilft nur eins, wie immer, wenn etwas Übermenschliches vor sich geht: Wirf dich platt auf den Boden und schließe die Augen, wenn du von ferne den Lärm heranbrausen hörst.

Wer ist der wilde Jäger?

Unter all den Namensformen, die der wilde Jäger im obersächsischen Gebiete trägt, ist der Lausitzer und Nordböhmische Name Bern Dietrich

besonders auffällig. In diesen Landschaften ist anscheinend der mächtige Ostgotenheld Dietrich von Bern zum Führer der wilden Jagd geworden. Aber das Volk denkt nicht mehr an ihn, wenn es vom Bern Dietrich erzählt. Jüngere Sagen haben die Ursprungsgestalt überdeckt. Dabei mögen geschichtliche Zufälligkeiten nicht ohne Einfluß gewesen sein.

Die Leute auf dem Eigenschen Kreise erzählen: Blauhütel war ein reicher Herr. Ihm gehörte der ganze Eigensche Kreis. Auf dem Schönauer Hutberge hatte er eine feste Burg, und im Tale baute er die Stadt Bernstadt, nach seinem Namen Dietrich Bernhard so geheißen. Aber die Leute herum nannten ihn immer nur Blauhütel nach seinem großen blauen Jagdhute. Wenn sie den von ferne sahen, erschraken sie, denn dann ging's zu Pferde mit Jagdgeschrei und Hörnerklang durch Feld und Wald im tollen Jagen. Da war es oft an einem Tage um die ganze Ernte geschehen. Und es erhob sich eine Klage im Volk über den grausamen Herrn, so daß sich selber der Landvogt der armen Leute annehmen mußte.

Zur Strafe muß nun Blauhütel als wilder Jäger ziehen bis zum jüngsten Tage, und wer ihn ziehen sieht, dem bedeutet es Unglück. In der Kirche zu Schönau war er abgebildet, wie der Landvogt ihn zur Rede setzt. Jäger und Hunde umgaben ihn, und in der Hand hielt er den blauen Hut.

Ein so wüster Herr war auch der Raubritter Pan Dietrich, der in der Gegend von Wilthen sein Unwesen trieb. Wochentags wegelagerte er, Sonn- und Festtags fröhnte er der Jagd. Einst verfolgte er eine weiße Hirschkuh vom Jägerhause aus bis auf den Wilthener Kirchhof. In seiner Angst suchte das Tier in der Kirche Zuflucht. Gerade las der Geistliche die Messe. Doch Pan Dietrich folgte dem Tiere und tötete es in der Kirche. Nun ist er bis in die Ewigkeit verdammt, zur Frühlings- und Herbstzeit als Nachtjäger umherzuziehen. Doch manche sagen: Der Geistliche verbannte den Pan Dietrich für seinen Frevel auf die Höhe oberhalb des Fischhauses, und dort steht er bis heute, erstarrt zu Stein.

In der Pulsnitzer Gegend ist Heidut gewesen, ein gar frommer Mann. Doch wie er zum Nachtjäger wurde, mußt du in den wendischen Sagen lesen, da die Wenden von ihrem Dyter Bjernat fast die gleiche Geschichte wissen.

Bei Colmnitz im Meißnischen geht Reichbrod von Schenkendorf, ein großer Jagdliebhaber, als wilder Jäger um. Bei Waldheim muß der wilde Klaus, ein Jägerbursche, der aus Eifersucht einen Doppelmord auf sich lud, hundert Jahre als wilder Jäger ziehen. Und das Gefolge, das bei Karlsfeld im Erzgebirge die wilde Jagd begleitet, sind die Seelen der Jäger, die im Leben Böses taten.



Frau Hulle An die wilden Jäger und sein Gefolge mag sich hier die Sage von der Frau Hulle schließen, von der es ja auch im benachbarten Thüringen heißt, daß sie mit dem wütenden Heer erscheint.

Von der Frau Hulle oder der Buckmarte wird in der Leipziger Pflege bei Borna, Rötha und Peres viel erzählt. Mal kam sie im Schlitten an den Werkplatz eines Zimmermanns. Sie zerschlug mit der Axt ihr Gefährt und befahl dem Manne, aus dem Holze, das sie selbst mitgebracht hatte, ein neues zu bauen. Für die Arbeit gab sie als Lohn die Hobelspäne. Der Zimmermann war über die Bezahlung ärgerlich, stopfte aber schließlich doch die Späne in den Ranzen und nahm sie mit heim. Doch bevor er sich schlafen legte, schüttete er die Späne zum Fenster hinaus. Am Morgen blinkte ein Stück blanken Goldes auf der Diele, aber unter dem Fenster fand er statt der Späne und statt des Goldes nur ein Häufchen Asche.

Der Hauptumgangstag der Frau Hulle ist Hohneujahr. Da zog sie in Öllschütz mit Gefolge durch ein bestimmtes Gut. Ein Knecht, der sie durchaus einmal sehen wollte, legte sich platt über den Torbogen, durch den sie durchkommen mußte. Frau Hulle hatte ihn aber doch bemerkt und warf ihre Handschuhe nach dem Neugierigen. Dem blieben sie an der Nase hängen, und er wurde sie nicht wieder los.

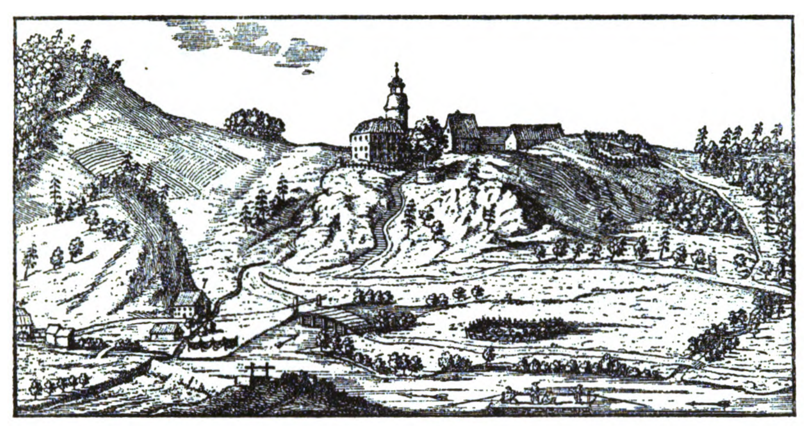
Ehe das Piegeler Hölzchen abgeschlagen wurde, hatte die Pereser Buckmarte dort ihr Quartier. Ein jetzt zugefüllter Tümpel hieß Frau Hullens Teich. Daraus tränkte sie ihr Reittier. Noch jetzt zeigt ein nasser Fleck die Stelle, wo früher Wasser stand, und dort soll sie noch heutigentags in die Erde fahren.

Gern begleitet Frau Hulle einzelne Fußgänger und einzelne Geschirre. Wenn man sie ruhig gewähren läßt, tut sie niemandem etwas. Einen Knecht allerdings, der mit der Peitsche nach ihr schlug, hat sie totgepeitscht. Wenn die Buckmarte flurgebunden auftritt, erscheint sie als unguter, sonst aber als gütiger Geist.

An die Frau Hulle erinnert endlich auch die Murawa und die Wurlawa der Lausitz. Die Wurlawy erscheinen zu Zeiten abends in den Spinnstuben. Doch davon habe ich schon in den wendischen Sagen erzählt.

Die Buschweibel

Aussehen In früherer Zeit, als die Wälder noch Hügel und Höhen deckten, die nun längst im Glanze der Fruchtfelder schimmern, muß es viel Buschvolk im Lande gegeben haben. In der Lausitz hörte ich in manchem Dorfe sagen: „Die Grußmutt'r hoat no Buuschweibl gesahn, ab'r seit mier sein, hoat'ch kee's mieh blick'n luss'n."



Sachsenburg um 1700

Kupfer

Auf dem Heideberge bei Königshain hat es viele Holzweiblein gegeben; die sind gewesen wie kleine Kinder mit schönen langen, gelben, krausen Haaren. Die Moosweibchen am Hohen Steine im Erzgebirge waren auch wie Zwerge klein, aber über und über mit Moos bewachsen und mit Kleidern aus Flechten und Baumrinde. Auch das Moosmännchen, das ein Holzarbeiter am Kahleberge bei Altenberg sah, hatte ein ganz mit Moos überwachsenes Gesicht. Gewöhnlich sieht man die Buschweibel, wie sie eifrig Holz sammeln oder eine schwere Reisighocke buckeln. Moosmänner aus Holz mit einem Licht in der Hand schmücken gelegentlich heute noch den vogtländischen Weihnachtstisch. Ein Mann aus Zinnwald betrieb einen kleinen Spitzenhandel, der ihn öfters nach Böhmen führte. Einmal ritt er durch den Seegrund nach Eichwald, da begegnete ihm ein Waldweibchen. Das redete ihn an: „Bruder, willst du mit mir schnupfen?" Dabei tat es seine Schürze auf, und die war voller Laub. Als der Spitzenhändler hineingriff, um Spaßes halber eine Handvoll Laub zu nehmen, blickte er in das Gesicht des Waldweibchens. Das glich einem alten Käse. Da erschrak er so sehr, daß er schnell seine Hand zurückzog und davonritt. Das Weibchen aber rief ihm nach: „Nun muß ich noch hundert Jahre warten. Hättest du das Laub genommen und wärest nicht erschrocken, so wäre ich erlöst worden." Ein Blatt jedoch war dem Händler in den Ärmel gerutscht und war, als er's später fand, lauteres Gold.

Buschweibel schenken

Ein Bauer aus Spitzkunnersdorf ackerte einst gegen Abend noch auf seinem Felde, das am Fuße des Forsten lag und sich bis an den Busch hin erstreckte. Da hörte er ein Geräusch und mehrere Weiberstimmen, und als er sich umsah, da dampfte der Gipfel des Berges und eine Menge Holz-

weibel waren da, die buken Kuchen. Der Bauer kriegte ein Gelüst und bat, ihm einen Kuchen mitzubacken. Und siehe da, als er am nächsten Morgen aufs Feld kommt, findet er auf dem Raine neben seinem Acker den schönsten Kuchen.

Wenn wir als Kinder die Kette der Zittauer Berge nach einem Gewitter oder nach Regen dampfen sahen, sagten wir: „Guckt ock, de Buschweibl kochen Koffee." Doch der Erzgebirgler deutet es anders, wenn weiße Nebel aus den Wäldern aufsteigen. Er sagt: „Das Holzweibel heizt ein, es wird ander Wetter."

Aber manchmal muß doch dem Buschvolk das Zeug zum Backen ausgehen. Ein Hirtenmädchen traf am Alten Schlössel bei Böhmisch-Leipa ein Buschweibel. Das hockte auf einem Stein, war uralt und klagte: „Ach, gib mir doch zu essen, sonst muß ich verhungern." Das Mädel war gut und gab ihm von seinem Brote. Die Steinchen und Zweige, die es zum Danke kriegte, verwandelten sich in Gold.

Wenn am Kupferberge im Erzgebirge die Waldarbeiter den ganzen Vormittag hart gearbeitet hatten und sich zur Mittagsrast auf dem Moose streckten, dann fanden sie gar oft ihren Schnappsack leer. Das waren die hungrigen Buschweibel gewesen. An Stelle des Brotes lagen Hackspäne im Sacke. Ärgerlich warfen sie das wertlose Zeit fort, bis sie durch Zufall klug wurden und merkten, daß die liegengebliebenen Späne zu purem Gold geworden waren.

Ein Knabe weidete in der Gegend von Oelsnitz die Kühe. Während des Frühstücks sah er zwei Holzweibchen, die baten ihn um ein Stück Brot, fragten aber vorher erst, ob Kümmel darin sei. Ja, es war Kümmel drin. Da sagten die Weibel: „Sage deiner Mutter, sie soll für dich ein Brot ohne Kümmel backen." Am nächsten Tage brachte der Junge einen solchen Brotlaib mit auf die Weide. Aber die grauen Weibel waren nirgends zu sehen. So legte er das Geschenk für sie auf einen Stein. Am andern Morgen lag es immer noch dort. Da glaubte er, die Weibel wollten sein Brot nicht. Und er nahm es wieder mit heim. Wie erstaunte er aber, als er das Brot mit Gold angefüllt fand!

Aber nicht nur mit Gold ist das Buschvolk freigebig. Eine Lausitzer Frau hatte sich die Gunst des Holzweibleins erworben, und das schenkte ihr einen Knaul Zwirn: „Wickle davon," sprach das Weiblein, „solange du willst, aber hüte dich wohl nachzuforschen, ob er ein Ende hat." Also hatte die Frau einen Knaul und wickelte davon, und er hörte nimmer auf. Aber sie war eine gar neugierige Frau, und einmal machte sie den Knaul auf und guckte nach, ob er ein Ende habe. Auf einmal sprang das Ende

heraus und der Knaul dauerte nur noch bis zu diesem Ende. Da hatte sie doch was für ihre Neugierde.

Die Mutter des alten Gautsch-Anton in Freudenberg mußte immer die Kühe im Bergwald hüten. Und da sie dabei spann, saß sie auf einem großen Stein am Waldrande. Da kam es vor, daß sich das Vieh im Walde verlief. Doch das war nicht schlimm, denn ein Zwergweibel kam und half ihr suchen. Einmal hat das Zwergweibel zu der Kuhmagd gesagt: „Du kannst mir einmal ein bißl lausen.“ „Ja, recht gern, aber ich muß doch spinnen!“ „Ich werd' dir unterdessen spinnen.“ Da war die Magd einverstanden, und sie hat dem Weiblein gelaust, bis es Zeit zum Eintreiben war. Aber jetzt hat die Magd gesehen, daß das Weiblein gar so wenig gesponnen, meinte darum: „Du hast aber so wenig gesponnen, kaum drei Knipsel, das wird wohl kaum auf zwei Gebind reichen.“ Da sagte das Weibel: „Ich hab fein gesponnen. Weife es nur ab, du wirst damit zufrieden sein.“ Abends, als die Magd das Garn abweift, will es gar kein Ende nehmen. Wie sie schon bald dreißig Gebind abgeweift hat, ruft sie: „Herr Gott, das nimmt aber gar kein Ende!“ Ritz! war der Faden weg und alle.

Oft kommen die Buschweibel ins Dorf und nisten sich bei einem Bauer ein. In Markneukirchen in der Mühle halfen sie tüchtig in der Wirtschaft. Sie trugen Wasser und Stroh herbei, stampften Viehfutter und halfen auch beim Füttern. Die Mägde waren froh über die Hilfe und schenkten den Weibeln dann und wann ein Stück Brot oder einen frischen Trunk. Einst kam eine neue Magd ins Haus. Die fluchte und wetterte bei der Arbeit, daß den Holzweibchen Hören und Sehen verging. Von der Zeit an mieden sie die Mühle. Die Buschweibel im Dorfe

Die Buschweibel, die in den Wäldern am Hohen Stein zwischen Graslitz und Markneukirchen wohnten, kamen häufig in die Häuser und verlangten Essen. Zum Dank schenkten sie einen seltenen, kostbaren Stein oder eine heilkräftige Pflanze. In Steinbach bei Grumbach unweit Jöhstadt hat ein Buschweibel manch liebes Mal auf der Ofenbank gesessen und hat gesponnen. Wenn es das Gespinst in die Stube warf, mußte man ihm zu essen geben. — In Ebersdorf bei Löbau sahen die Leute oft ein altes Weibel den Gutsweg von Herwigsdorf hereinkommen. Auf dem Hof: verschwand es immer. Und doch wußten alle: das Buschweibel ist mitten unter uns. Denn wenn sie abends aus der großen Schüssel suppten und mit dem Löffel schöpften, so daß sich von der Schüssel zu jedem hin eine Suppenspur zog, entstand auch eine Bahn nach einem Tischplatze, auf dem doch niemand zu sehen war. Und wenn die Frau Kuchen buk, hörte

man immer aus einem Winkel eine Stimme rufen: „Schieb'n hie, schieb'n har, gib m'r o an Kuch'n har."

Ein solches Holzweiblein hat sich bei einem Bauer in Königshain den ganzen Winter aufgehalten. Sie haben ihm auch zu essen gegeben. Zur Frühjahrszeit kommt ein ander Holzweibel zu dem Bauer unter das Fenster und ruft dem in der Stube zu: „Deuto, Deuto!" Wie das Weibel in der Stube das hört, steht es auf und läuft mit Jammern fort, und die Bauersleute haben es nimmer gesehen.

Zu einer Bäuerin unterhalb des Astberges kam alle Tage ein Buschweiblein, ganz zerrissen und in Lumpen gehüllt. Das half ihr bei der Arbeit. Wollte die Bäuerin melken, so tat das Weibel mit und brachte immer mehr Milch als die Bäuerin. So ging es bei aller Arbeit, aber das Buschweiblein sprach niemals ein Wort dabei. Wenn sie mit der Hausarbeit fertig waren, setzte sich das fremde Weiblein an den Spinnrocken und spann in ganz kurzer Zeit soviel, wie die Bäuerin in zwei Tagen kaum fertig brachte. Darüber freute sich der Bauer, denn sein Hausstand gedieh, daß er bald seine Schulden bezahlen konnte. Allemal, wenn es zu Mittag läutete, ging das Buschweibel wieder den Astberg hinauf und verschwand darin. Nun wollte die Bäuerin dem fremden Weiblein auch mal eine Freude machen. Sie nähte ein Kleidlein von der selbstgesponnenen Leinwand und schenkte es ihm. Aber da ward das Buschweiblein ganz traurig und kam nie mehr wieder.

Buschweiblein künden die Zukunft

Als Kurfürst Johann Georg I. im Jahre 1644 um Rabenstein gejagt hatte und am 18. August an Chemnitz vorbeizog, bekam er die Nachricht, daß seine Jäger in einer Stallung ein wildes Weiblein gefangen hätten, in menschlicher Gestalt, einer Ellen lang, von rauher Haut, doch im Angesicht und an den Fußsohlen glatt. Das fing an zu reden und sagte: „Ich verkündige und bringe den Frieden." Da befahl der Kurfürst, das Wildweiblein laufen zu lassen und sagte: „Wir erinnern uns, als wir vor fünfundzwanzig Jahren auf den Lautersteinischen und Crottendörfischen Wäldern gejagt, daß wir ein solch Männchen gefangen, das uns kündete: „Ich bringe euch Krieg". — Im Februar des Jahres 1681 ließ sich auf dem Pfannenstiel, einem Schönburgischen hohen Walde im Erzgebirge, ein Holzweibel sehen. Das zeigte einen großen Schnee, schnelle Wasserfluten und hitzigen Sommer an, danach den Tod von viel Menschen und Vieh. Und das Buschweibel hatte recht gesagt: es folgte das Pestjahr.

Buschweibel wird verfolgt

Das Buschvolk ist dem Menschen gegenüber harmlos und gefällig. Aber sein Wesen ist oft gedrückt, als habe es stets Angst vor etwas ganz Schrecklichem. Daß dem so ist, hat ein Bauer erfahren, der in Breitenfeld



Altenburger Braut in Tracht um 1840
Kupfer von C. Strauch. Rudolstadt, Schloßsammlung

im Vogtlande auf seinem Acker eggte. Da kam ein Holzweibel in größter Eile und bat: „Schütze mich vor meinem Verfolger, dem wilden Jäger!“ Der Bauer hob seine Egge auf und versteckt das kleine graue Wesen darunter. Gleich darauf kam der wilde Jäger und fragte: „Hast du das Holzweibel gesehen?“ Als der Bauer verneinte, zog der Verfolger ruhig weiter. Nun kroch das Weibel aus seinem Versteck hervor und füllte seinem Beschützer die Taschen mit Birkenlaub. Das wurde zu Gold.

Droben im Schönecker Walde lebte vor Jahren ein Holzhauer. Er arbeitete von früh bis spät, konnte aber kaum soviel verdienen, um seine alte Mutter und ein paar kleine Geschwister zu ernähren. Und doch wollte er so gerne die Nachbarstochter heiraten. Darum wanderte er in die Welt, um dort mehr zu verdienen. Als er durch den Wald zog, sprang plötzlich ein kleines graues Mütterchen mit einem Korbe Reisig aus dem Gebüsch. Wie gehetzt lief es auf ihn zu und bat: „Schneide schnell drei Kreuze in die Fichte, die hier über den Weg liegt.“ Schnell tat es der Bursche, und kaum war er mit dem Weiblein unter den Baumstamm gekrochen, als das wilde Heer herankam. Aber an den drei Kreuzen zerbrach die Macht des wilden Jägers. Fluchend und wetternd zog er weiter, und das Holzweibchen war gerettet. Zum Abschied schenkte es seinem Retter einen grünen Zweig aus dem Korbe. Als der Bursche weiter ging, wurde seine Mütze immer schwerer und schwerer, und als er sie abnahm, da war der Zweig gewachsen, hatte gelbe, glitzernde Blätter, wuchs immer mehr, daß ihm schier Denken und Sehen und die Lust zum Weiterwandern verging. Und ehe der Abend dämmerte, saß er wieder bei seiner Mutter, und der goldene Zweig machte ihn reich.

Nicht immer gelingt es den Buschweibeln, dem wilden Jäger zu entkommen. Ein Bauer in der Nähe von Saalfeld war aufs Gebirge gegangen zu holzen, als eben der wilde Jäger jagte. Er sah ihn nicht, hörte aber seine bellende Meute. Da gab der Vorwitz dem Bauer ein, daß er auch wollte mit jagen helfen und hub an zu schreien wie der wilde Jäger. Dabei verrichtete er seine Arbeit und ging dann heim. Als er andern Tags früh in den Pferdestall gehen will, sieht er vor der Tür ein Viertel eines grünen Moosweibleins als Teil an der Jagdbeute aufgehängt. Vor allem nachts treibt der wilde Jäger die Buschweiblein, aber auch am lichten Nachmittage sind sie vor ihm nicht sicher.

In manchen Gegenden ist der wilde Jäger als Verfolger der Buschweiblein zum Teufel geworden. Bei Oelsnitz erzählen die Leute: Seitdem der Teufel vom Himmel gestoßen wurde, jagt er die kleinen Moosweibchen. Sie können sich vor ihrem Verfolger nur dadurch schützen, daß sie

sich auf einen Baumstumpf flüchten, in den drei Kreuze geschlagen sind. Die Kreuze mußte der Holzhauer einschlagen, solange noch der Fall des stürzenden Baumes zu hören war. Wollten die Stockmacher so gezeichnete Stöcke roden, baten die Moosweibel gar oft: „Laßt sie doch stehen." Vor allem am Aschermittwoch scheint der Teufel seinen Jagdtag zu halten. Wenn in Kupferberg im Erzgebirge einer so schnell rennt, wie er kann, sagen die Leute, die ihm lachend nachgucken: „Der läuft wie der Teufel, wenn er dem Holzweibel nachrennt."

Buschweibel ziehen fort

Die Buschweibel sind wie die Zwerge aus unserm Lande ausgewandert. Die vom Spitzberg bei Preßnitz zogen fort, als die Leute anfingen, die Knödel im Topfe zu zählen. Die im übrigen Erzgebirge waren böse, daß die Brote nicht mehr ungezählt in den Backofen kamen. Und die vogtländischen klagten: „Die Leute zählen die Klöße in die Töpfe, das Brot in den Ofen und die Holzhauer schlagen keine Kreuze mehr auf die Stöcke." Und dann zogen sie fort. Die Nordböhmischen bei Hirschberg hatten ein ähnliches Sprüchel zum Abschied wie die Zwerge. Sie sagten: „Geht hinauf in den Schlettenberg und nehmt euch Holz, soviel ihr wollt, denn wir komm'n nicht mehr in dieses Land, als bis es kommt in Fürstenhand."

Wassermann

Die Wasserleute, die in den Gewässern des Landes wohnen, sind wie die Angehörigen einer großen Sippe einander wohl ähnlich, unterscheiden sich aber in den einzelnen Landschaften wenigstens in ihrem Aussehen. Vergleichen wir den deutschen Wassermann mit dem wendischen, so zeigt der wendische eine viel größere Verwandlungsfähigkeit und Vielgestaltigkeit als sein deutscher Verwandter.

Seine Gestalten

In der alten Mühle in Innozenzendorf am Tollenstein in Böhmen hatte der Wassermann sich eingebürgert. Er war ein kleines Männchen von aschgrauer Gesichtsfarbe, mit wasserblauen Augen, gelben Haaren und weißem Barte. Es trug ein hechtgraues Kleid und auf dem Kopfe eine rote enganschließende Kappe. Schilfgewinde umwanden seine Füße. — Am Polzenquellteiche bei Oschitz ist eine Scheppe (angestauter Wassertümpel zum Schöpfen). Dort schweifen die Frauen gern ihre Wäsche. Einmal sah eine Wäscherin den Nix in Gestalt ihres Jungen auf den Pfählen im Tümpel kauern. Er war nackt und hatte blaue Hosen an. „Heilige Mutter Gottes, Junge, was stellst du an!" schrie die Frau. Da plautzte der Nix ins Wasser, daß es nur so klatschte. — Einmal gingen Neuwirts Dore und der Bauer aus der Gintschner Mühle heim nach Johannesthal. Eins fuhr die Raber, die schwer mit Mehl beladen war, und

das andere zog vorne. Am Polzenquellteiche sagte der Bauer: „Dore, fahr nur hübsch da oben.“ Doch die Magd zuckte zusammen und ging nicht von der Stelle. Am Teichufer saß der Wassermann, den Rücken an eine Erle gelehnt. Er hatte ein rotes Käppchen auf seinem grünen, struppigen Haaren und ein aschfahles Gesicht. Die Beine, sechs Ellen lang, streckte er quer über den Weg. Die Magd ließ den Ziehstrick fallen und rannte, was sie konnte, zurück in die Mühle. Der Bauer ließ die Raber stehen, machte einen großen Satz über die langen Beine und kam ganz durchschwitzt in Johannesthal an. Erst später holten sie den Schubkarren.

In der Zittauer Gegend sitzt der Wassermann im ersten und letzten Mondviertel an den Ufern der Flüsse und zwar an Stellen, wo sie langsam fließen, tief sind und nicht rauschen. Er ist häßlich, sehr bleich und hat lange Haare, die ihm bis auf die Schultern herabhängen. Von Kopf zu Fuß ist er in braungelbes Leder gekleidet, das aus lauter kleinen Fleckchen zusammengesetzt ist. Die zählt er beim Mondschein laut und klatscht sich dabei mit den Händen auf die Beine. Da hat sich mancher schon einen Spaß gemacht und hat mitgezählt, um den Wassermann aus der Ordnung zu bringen. Der schlug dann einen Purzelbaum in das Wasser, aber der Kecke hörte in den folgenden Nächten stundenlang das Klatschen und Zählen vor seiner Haustüre, bis er endlich aus Ärger und Angst wieder einmal mitzählte. Da gab es ein lautes Gelächter, und fortan war Ruhe.

Bei Seestadtl am Fuße des Erzgebirges liegt der Steinteich. Dort steigt während des Mittagläutens der Wassermann ans Ufer, setzt sich auf den Damm hart am Wasser nieder und flickt. Sein Rock und seine Hose sind immer zerrissen und kotig, und er flickt daran, so oft er ans Ufer steigt. Auch sein alter, zerbeulter Hut ist voll großer Löcher, und daraus gucken ein paar Büschel grüner, struppiger Haare. Sein Gesicht ist mit einem dichten Barte bewachsen, und wenn er seinen Mund öffnet, sieht man seine großen, grünen Zähne. Ist der Nix mit seinen Kleidern in Ordnung, so flickt er seine Schuhe. So macht es auch sein Verwandter bei Strehla an der Elbe. Wie die Buschweibel, scheint auch der Wassermann viel unter dem Ungeziefer zu leiden. Der in der Elster sitzt während der Mittagszeit in der Nähe der Jahnmühle bei Oelsnitz und kämmt seine grünen Haare. Auch der mit den zerlumpten Kleidern bei Lindenau laust sich am hellen Mittag.

In der Lausitz, bei Waldenburg und bei Leipzig kann man den Wassermann und die Wassermannsfrau sehen, wenn sie auf den Wochenmarkt einkaufen gehen. Das Leipziger Nixweibchen geht mitten unter den Bauersfrauen mit dem Tragkorb auf dem Buckel. Es grüßt nicht, es dankt nicht, Aus dem Leben des Wassermanns

aber beim Einkauf weiß es ebenso zu dingen und zu handeln wie die andern Weiber. Man erkennt die Wasserleute gleich am nassen Saum ihrer Kleider. — Wie es in der Wirtschaft des Wassermanns zugeht, das hat eine Magd erzählt, die anno 1664 auf einem Dorfe bei Leipzig lebte, und die drei Jahre bei einem Wassermann unter dem Wasser gedient hat. Sie hatte ein gutes Leben und allen Willen. Aber eins paßte ihr nicht. Das Essen war immer ungesalzen. Das hatte sie satt, und darum ging sie fort.

Der Wassermann als guter Nachbar

Der Magd war der Nix ein freundlicher Herr. Den Leuten zeigte er sich oft lange Zeit als guter getreuer Nachbar. Der Lausitzer Nix verteilte Geld und warf Obst aus, wenn er gute Laune hatte. Der Nix im Rabenauer Grund half den Lübauer Bauern, wenn sie den steilen Feldweg bei der Planwiese hinauffuhren, und die Pferde trotz allen Antreibens die schweren Fuhrwerke nicht den Berg hinaufbrachten. Dann kam er mit seinen zwei Schimmeln, legte sich vor den Wagen, und nun ging's mit Hochrufen und Peitschenknall den Berg hinan, als wären es leere Geschirre. Oben aber auf ebener Straße verschwand der Nix mit seinen Pferden, ohne Dank und Lohn abzuwarten.

Auch der Wassermann in der alten Mühle bei Innozenzendorf war ein guter Gesell und leistete dem Müller nützliche Dienste. Wenn im Sommer Gewittergüsse die Waldbäche schwellten, Wurzeln und Äste den Mühlgraben verstopften, wenn im Winter die Wasserräder vereisten und stockten, da räumte er die Hindernisse behende weg. Deshalb wurde er vom Müller und den Knappen wohl gelitten und ihm der Aufenthalt in der Mühle gerne gegönnt. Selten kam er unter dem Rade hervor, nur wenn es gar zu kalt war, kam er gegen Mitternacht in die Mühlstube und setzte sich an den Ofen. Dann war der Hauskater sein Gesellschafter. Aber wie nun einmal die Frauen sind: wenn der Wassermann in der Wärme abtaute und sich ein Bächlein durch die Stube schlängelte, ärgerte sich die Müllerin darüber so, daß sie den gutmütigen Gesellen gern losgeworden wäre. Da kam ihr der Bärenführer, der um Nachtquartier in der Mühle bat, gerade recht. Der hat mit seinen Bären dem Wassermanne die Mühle gründlich verleidet. — Ganz ähnlich erging's dem Wassermann Krikraz, der im tiefen Wasserloche des Hopfenbaches bei Großenhain wohnte und auch ein guter Freund des Müllers war. Aber der Mühlhund konnte den Gast nicht leiden. Er heulte und lärmte solange, bis sich der Nix entfernte. Als er nach langer Abwesenheit sich wieder einmal in der Mühle einstellte, fragte er: „Ist Euer Hund da?" Der Müller antwortete: „Ja, der sitzt hinter dem Ofen und hat über Nacht sieben Junge gekriegt." „O weh,"

rief der Wassermann, „da kann ich nicht mehr zu dir kommen." Und seitdem ließ sich Kriktraz nicht mehr sehen.

Bei den freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Wassermann und den Menschen ist es nicht verwunderlich, wenn sich beide auch in schweren Stunden mit Rat und Tat zur Seite stehen. Eines Tages klopfte in der Nähe von Leipzig bei einer adligen Dame aus dem Geschlecht derer von Hahn ein fremdes Weiblein an. Das war die Dienerin der Wassermannsfrau. Das bat die Dame, mit ihr zu gehen und seiner Herrin zu helfen. Als sie an den Fluß kamen, teilte sich das Wasser von selber, und sie konnten tief in die Erde hinuntersteigen. Drunten auf dem Grunde lag ein kleines Weiblein in Kindesnöten. Die Dame legte auch gleich Hand an und half ihm, so gut sie konnte. Als sie wieder hinaufsteigen wollte, trat ihr der kleine Wassermann mit einem Gefäß voll Asche entgegen: „Hier, nehmt Euch Euern Lohn." Doch die Dame wollte nichts haben. Der Wassermann sagte: „Das ist Euer Glück. Wenn Ihr hättet etwas genommen, hätte ich Euch umbringen müssen." Die Dienerin brachte die Dame glücklich wieder hinauf. Zum Abschied schenkte sie ihr drei Stücke Goldes. „Bewahre sie gut", sagte sie, „und lasse sie nicht aus deinem Geschlecht verloren gehen. Es wird dein Schade nicht sein." Die Dame hinterließ die drei Stücke ihren drei Söhnen mit der Mahnung, ja den Schatz in Ehren zu halten. Zwei Herren ihres Stammes haben noch im 17. Jahrhundert ihr Stück besessen. Das dritte ist von einer Frau durchgebracht worden. Die starb im Elend und endete damit ihre Linie.

Wassermannskinder

Von den Wassermannskindern hören wir von ihrer Geburt an nichts mehr. Erst wenn sie zu stattlichen Burschen und Mädchen herangewachsen sind, wissen die Leute wieder von ihnen zu erzählen. Dabei werden die Burschen selten erwähnt. Sie sind eben wieder Wassermänner, wenn sie groß sind. In Diesbar stieg oft ein junger Nix aus der Elbe und ging ins Rößchen zu Tanze. Aber die Nixenmädchen, ja, die kennt man gut. Die im Rabenauer Grunde breiten schneeweiße Wäsche zum Bleichen aus. Ist das Wetter im Grunde nicht günstig oder stört sie das häufige Begängnis oder der Axtschlag der Holzhauer, dann bleichen sie auf den Wiesen, wo die Rote und die Wilde Weißeritz ihre Wasser mischen. Oft kommt die Nixenmädchen die Lust zum Tanzen an. Dann erscheinen sie in der Dorfschenke und tanzen mit den Bauernburschen, selbst wie Bauerndirnen gekleidet. Nur der nasse „Schweif" am Rock zeigt an, wes Stammes sie sind. In vielen Dörfern werden die Nixmädchen als schöne, flotte Tänzerinnen gerühmt. Aber nicht nur deswegen waren sie in Lomnitz, Ottendorf und Dittmannsdorf gerne gesehen, sie brachten ihren Tänzern

stets süße Pfannkuchen mit. Die mußten freilich gleich verzehrt werden, denn wenn sie mal einer bis zum andern Tag aufhob, so fand er in seiner Tasche wohl eine vertrocknete Kröte statt süßen Gebäckes.

Aber wenn es beim Tanz noch so schön war, zur bestimmten Stunde brachen die Mädchen auf, oft zum Ärger ihrer Tänzer. Die brachten sie oft bis ans Wasser heim, aber die Mädchen verschwanden dort vor ihren Augen. Manche gaben den Burschen ein blinkendes Goldstück oder auch kleine Münzen für's Heimschaffen.

Aber kecke Burschen ließen auch am Rande des Wassers von ihrer Schönen nicht ab und stiegen mit hinab. Die Nixenmädchen, die auf dem Schießhause am Bobersberge (bei Großenhain) zur Musik waren, schlugen mit einer Gerte ins Wasser. Das teilte sich und sie kamen trocken hinunter in die Nixenhöhle. Das war eine richtige Stube. Die Mädchen setzten ihren Gästen Fische und Gebackenes vor. Aber da kam der alte Nix, und die Burschen mußten sich unterm Bett verstecken. Der Alte schnupperte herum und sagte: „Es reucht nach Christen, es stinkt nach Fisten.“ „Ach Vater,“ beruhigten ihn die Töchter, „das kommt daher, weil wir mit Christen zu Tanze waren.“ Beim Abschied steckten die Nixmädel ihren Besuchern gebackene Pflaumen und Birnen in die Tasche. Aber was brachten sie am anderen Tage daraus zum Vorschein? Eingetrocknete Hutschken (Kröten) und Frösche! Auch die Volkersdorfer Burschen kriegten in der Nixhöhle Kaffee und Kuchen, soviel sie wollten, und sie ließen sich's gut schmecken. Als es Tag werden wollte, litt es sie nicht länger unten in der Tiefe. Aber die Wassermannstöchter hielten sie fest und wollten sie nicht fortlassen. Da rannten sie, was sie konnten, und sie hörten eine Stimme vom Teiche her, die rief: „Hätt'st du nicht Dorant und Dosten, da sollt' dich meine Hand schon fassen.“ Die Zauberkräuter, die sie heimlich zu sich gesteckt hatten, waren ihre Rettung gewesen. Sonst wären sie nimmer ans Licht gekommen. — Einmal kamen nach Zschagast bei Leipzig ein paar Mädchen zu Tanze, die niemand kannte. Wie sie so dasaßen, rieten die jungen Leute, wer sie sein könnten. Schließlich holte sich einer von ihnen so ein Fräulein. Es tanzte gerne und „ooch anständig“. Als die Tour zu Ende ging, fragte er seine Tänzerin, ob er sie heimbringen dürfe. Sie nahm die Begleitung an. Nach langem Gehen kamen sie an einen See. „Hier ist meine Heimat,“ sagte das Mädchen, „und wenn es dich nicht gereut, magst du mitkommen.“ Sie tat ein paar Rutenschläge. Da wich das Wasser, und ein langer Gang wurde sichtbar. Sie gelangten in ein Dorf, kamen an mehreren Häusern vorbei, bis sie endlich in des Mädchens Wohnung traten. Das versteckte dort schnell den Begleiter.

Die Mutter kam auch gleich und sagte: „Du hast wohl jemand mitgebracht? Die Leute passen doch nicht zu uns. Wie lange wird's dauern, will er wieder raus." Das Nixenmädchen holte den Burschen hervor, und er versprach, so und solange auf Probe auszuhalten. Da durfte er bleiben, und es gefiel ihm in der neuen Heimat so gut, daß er das Mädchen heiratete. Als sie einen kleinen Jungen gekriegt hatte und das Kind etwa anderthalb Jahr alt war, bekam er aber doch Heimweh. Seine Schwiegermutter erlaubte ihm, daß er mit seiner Familie „auf Zeit" seine Angehörigen besuchte. Doch wie der Urlaub um war und sie wieder an den See kamen, sagte er: „Wir wollen doch lieber draußen bleiben, auf der Erde ist's doch schöner." Davon wollte aber seine Frau nichts wissen. „Wenn du durchaus nicht mitkommen willst," erwiderte sie, „müssen wir unser Kind teilen." Obgleich er ihr den Jungen ganz überlassen wollte, zog sie blitzschnell ein Messer und schnitt das Kind mitten über dem Leibe auseinander. Die oberste Hälfte mit dem schönen Lockenkopfe kriegte er. Die andere warf sie ins Wasser, und dort verwandelte sie sich sofort in einen Goldfisch. Er hatte kaum seinen Anteil im Ufersande verscharrt, da schoß auch schon eine schöne Blume wie eine weiße Lilie aus dem Grabe empor. Der Goldfisch schwamm zur Blume, die neigte sich nach ihm, und beide wisperten leise miteinander. So waren die Eltern auseinandergekommen. Die Nixe ward nie mehr gesehen, und auch ihr Mann blieb verschwunden.

Die Zschagaster haben die bekannte Geschichte, daß der Wassermann eine Menschentochter freit, umgedreht. Überhaupt ist der Wassermann als Freier in unserm Gebiete wenig bekannt. Nur in Lötzschen bei Großenhain und ebenso im Nordböhmischen singen sie das alte Lied von der Angelisafee oder der Lilofee, wie sie in Böhmen heißt. — Man sieht, daß es für die Burschen nicht ohne Gefahr ist, den Wassermädchen zu folgen. Zwei Arnsdorfer Burschen sind überhaupt nicht wiedergekommen, man fand sie tot in den Teichen.

Die neckischen Wasserleute

Nicht nur Sonntags zum Tanz, auch Werktags kamen die Nixmädchen in die Dörfer, aber meist nur, um die Leute zu necken und ihren Schabernack mit ihnen zu treiben. So saß mal eine Wasserjungfer hinter Lomnitz auf einer Mauer, von der noch ein paar Steine vorhanden sind, und sprudelte und blies alle an, die vorübergingen. Wenn die Leute erschreckt zusammenfuhren, lachte sie hinter ihnen drein, wenn aber jemand handgreiflich werden wollte, war sie sogleich verschwunden. — Wenn die Haslauer Bauern „in den Teichen" Gras mähten, kam ihnen oft ihr Dengelzeug weg. Hatten sie es lange genug gesucht, hörten sie von der Teichmitte her



jemanden dengeln, das war der Wassermann. Er nickte höhnisch und sagte: „Na, kommt und holt euch euern Klitschklatsch." — An derselben Stelle rechts von der Straßenlinie Böhmisch-Kamnitz—Hasel, hat der Wassermann immer mit einem Hütejungen gerungen. Der kam abends ganz erschöpft heim und war zu jeder Arbeit unfähig. Da sagte die Bäuerin: „Wenn du wieder in den Teichen hüten mußt, dann iß zuvor Bähbrot, dann soll der Wassermann nur kommen." Das tat der Junge auch. Vorsichtig guckte der Wassermann mit seinem roten Käppel über den Uferrand. „Na, hast du heut keine Lust zum Fechten? Komm doch!" reizte ihn der Junge. „Ach nein, du hast Bähbrot gegessen. Da bist du stärker als ich und würdest mich bezwingen." Sprach's und verschwand im Wasser.

Seltsame Späße machte auch der Wassermann im Wiesenteiche bei Merzdorf bei Oschitz. Wenn Regen im Anzug war, streute er den Bauern die Futterschober auseinander, damit das Heu recht naß wurde. In Glauchau wurde in der Mulde das Hedrichsche Wehr gebaut. Aber immer wenn es bald fertig war, wurde es über Nacht wieder eingerissen. Das ist der Wehrtoffel gewesen. Und so ein Bursche war der Nix immer schon. Anno 1613 wollte ein Bürger zu Gottesgab einen Bruch renovieren lassen, der lange Zeit nur wie ein Tümpel gelegen war. Als zwei Bergleute an der Arbeit waren und den Tümpel abführen wollten, damit sie recht zu Grunde kämen, fährt ein Wasserteufel im Tümpel auf, wütet und tobt, treibt mit Dreck und Wasser die Arbeiter ab, daß sie ausgerissen.

Die bösen Wasserleute

Der Wassermann ist maßlos und grausam in seiner Rache. Der Nix im Nixenloche in Großenhain hatte große Wäsche. Er legte die einzelnen Wäschestücke zum Trocknen auf die Wiese am Ufer und sprach bei jedem Stück laut für sich hin: „Das kommt hierher, das kommt daher." Ganz unbemerkt war ein Großenhainer Bürger, ein Fuhrmann von Beruf, herangekommen. Als er das Selbstgespräch des Wassermanns hörte und seinen wohlgespannten Rücken sah, gab er ihm einen derben Schlag und sagte dabei: „Und das gehört hierher!" Wie der Blitz war der Nix im Wasser verschwunden. In der folgenden Nacht war der Fuhrmann mit seinem Geschirr von auswärts auf dem Heimweg. Da wurde er von einem Lichte so in die Irre geführt, daß er vom Wege abkam und im Wasser ertrank.

Oft kam die Wassermannsfrau nach Zittau, um Fleisch einzukaufen. Als ihr einmal der Geselle das Fleisch zurechthackte, hielt die Frau das andere Ende des Stückes fest, und der Bursche schlug ihr aus Unvorsichtigkeit mit seinem Beile einen Finger ab. Die Wasserfrau heulte laut auf und rief zornig: „Warte nur, dafür sollst du mein werden." Der Meister

ließ nun den Gesellen drei Monate nicht über Land gehen zum Einkaufen. Aber nach dieser Zeit schickte er ihn wieder nach einem nahen Dorfe, um ein Stück Vieh zu holen. Der Geselle mußte auf seinem Wege über einen ganz kleinen Graben, in dem nur ein ganz klein wenig Wasser war. Aber als er hinüberschritt, packte ihn die Wasserfrau, tauchte mit ihm unter und ertränkte ihn in der Pfütze.

Eines Morgens trug ein Bauernmädchen Gemüse hinauf nach Eisenberg in Böhmen und nahm, um abzukürzen, ihren Weg über den Damm am Steinteich. Unten am Damm sah sie einen alten Mann sitzen, der an einem zerrissenen Rocke flickte und ihr zunickte. Ohne sich etwas zu denken, gab ihm das Mädchen einen Schimpfnamen. Da sprang der Wassermann auf, öffnete seinen Mund, lief hinter dem Mädel drein, huppte auf ihren Korb und faßte sie am Halse. Erst als sie Jesus Maria schrie, ließ der Bösewicht von ihr ab. Aber nach drei Tagen war sie tot.

Die Wasserfrau bringt den Wechselbalg

Ein besonders wachsames Auge müssen die Mütter auf ihre neugeborenen Kinder haben. Ehe man sich's versieht, geht die Tür auf. Leise huscht die Nixfrau herein, rafft das Kind aus der Wiege und legt dafür ihr eigenes hinein.

Früher scheint auch der Wassermann sich mit solchem Kinderraub abgegeben zu haben. Bei der Leipziger Wasserkunst, der Pleißenburg gegenüber, hat er sich oft sehen lassen. Und einmal war die Frau, die dort wohnte, Kindbetterin. Und da hat sie ein paarmal gesehen, wie aus dem Wasser ein Hund kam, ganz groß und ganz schwarz, kam in ihre Stube, schüttelte sich ab, daß es sprühte, und ward zum großen, schwarzen Manne. „Hilfe, Hilfe!" rief da die Frau, und da machte der Kerl fort. Und was hat er gewollt? Nur ihr Kind! — Im Erzgebirge lag die Frau des Annerös im Wochenbette. Auf einmal schrie sie laut: „'s Jungel is wack!" Annerös hörte auf dem Boden ein Kind schreien. Schnell nahm er die Lampe und leuchtete. Vorne an der Treppe lag das Jungel, kalt wie ein Fisch, und das Wechselbuttenweib rauschte an ihm vorüber. Gerade vor einem Wechsel lag das Kind. Vor einem Wechsel? Das ist die Stelle der Diele, wo eine neue Lage Bretter oder ein Querbrett angestoßen ist. Über den Wechsel bringen die Butten ihren Raub nicht hinüber. Drum ist es gut, wenn die Mutter die Wiege über den Stubenwechsel stellt, wenn sie doch einmal rausgehen sollte. Wäre der Tausch gelungen, hätte das Wechselbuttenweib einen Wasserkopf gebracht. Der Buttenlob'l hat so einen Wechselbalg aufziehen müssen. Ach, das ist eine Not! Wechselbälger sind mühselige und häßliche Kinder, sie schreien viel und sind unwillig (grillig). Sie lernen nicht reden, nicht laufen, tun, als wären sie blöde,

und doch steckt von ihrem Ursprung her mehr in ihnen, als es den Anschein hat. — Ein Bauer in Markersdorf im Deutschböhmischen hatte ein so mühseliges Kind. Eines Mittags lud der Knecht Mist auf, und der Wagen versank bis zu den Achsen. Da brummte der Knecht: „Wenn schon niemand hilft, wenn nur wenigstens das dumme Kind helfen könnte." Kaum hatte er das gesagt, war auch schon der Balg da, schob den Wagen heraus und meinte: „Sag aber ja nichts." Aber nach dem Essen stellte sich der Knecht in die Türe und erzählte es. Da gab es einen Pfiff, und das Kind war durch den Rauchfang verschwunden.

Das Recht auf Menschenleben

Schon in dieser Sucht des Wasservolkes nach jungen, schönen Menschenkindern öffnet sich wie ein dunkler Abgrund die furchtbare Tiefe seines Wesens. Schon Jahrhunderte hindurch halten die Wasserleute unwandelbar an ihrem Nixenrecht fest, dem Recht auf Menschenleben.

Bei Markkleeberg in der Pleiße haust eine Wasserjungfer. Die geht bis in die Gösel. Bisweilen hört man ihr Lachen, das klingt wie huhuhu. Wenn das der alte Fischer hörte, sagte er: „Es passiert bald wedder was, 's Wasser ist so unruhig." Auch bei Kahnsdorf lacht die Pleiße. Da kräuseln sich bei Windstille die Wellen und man hört einen Ton wie leises Kichern, hihihi. Dann fordert der Fluß bald wieder ein Opfer. Einer, der von der Gröbamühle bis zum Trachenauer Wehre ging, sah plötzlich — es war mitten im Sommer — Laub von den Bäumen fallen und hörte etwas vom Wehre plumpsen. Er erblickte gerade noch einen mächtigen Fisch mit Augen, so groß wie die eines Kindes. Das war der Nix, der jedes Jahr sein Menschenopfer verlangt. — Besonders am Johannestage sind die Flüsse gefährlich, und die Fischer gehen an diesem Tage nicht ohne Not aufs Wasser. Schon im Frühjahr stellen die Wasserleute ihre Fallen, damit ihnen ihr Opfer sicher ist. Sie wühlen und graben, schaufeln und rumoren auf dem Grunde ihrer Gewässer so lange herum, bis sie den Grund ganz verändert haben. Wenn nun im Sommer die Knaben beim Baden die Stellen aufsuchen, wo es voriges Jahr seicht war, da hat der Nix gerade dort ein tiefes Loch gemacht und einer oder der andere muß ertrinken. Und ist es nicht zu Johanne, so ist es im Herbste, und ist es nicht im Herbste, so kann es noch am Silvestertage sein, daß der Wassermann sein Opfer holt.

An der Pöhl bei Wildenau wohnte einst ein Fischer. Der hatte eine hübsche Tochter; am Andreasabend waren die Mädchen und Burschen aus dem Dorf ins Fischerhaus gekommen und vertrieben sich die Zeit mit Scherz und Spiel. Da wollten sie an diesem geheiligten Abend auch die Zukunft befragen. Sie schafften Blei herbei und versuchten ihr Glück im

Die Pleißenburg in Leipzig 1662
Holzschnitt von Peter Troschel nach Ehrenfried Krause

Gießen. Zuletzt kam die Fischerstochter dran. Hoch spritzte bei ihrem Guß eine blaue Flamme aus dem Wasser, das Blei zerfuhr und nahm sich auf dem Wasser aus wie Blut. Alles verstummte bei dem traurigen Anzeichen. Da schlug der Bräutigam vor, das Schicksal noch einmal zu fragen. „Wir gehen an's Pöhlwasser und suchen dort Reiser!" Doch als das Mädchen einen Zweig brechen wollte, glitt es aus. Der Nix, am ganzen Leibe blau und mit einem Krönlein auf dem Haupte, griff heraus und zog sie in die Tiefe.

Manchmal wurde in alten Zeiten dem Rechte der Wasserleute auf Menschenleben freiwillig genüge getan. Als zu Trachenau bei Leipzig das Wehr angelegt wurde, bekam der Grundbau keinen Halt. Was bei Tage fertig geworden war, rissen nachts unsichtbare Hände wieder ein. Schließlich wurde ein Mann lebend im Grunde vermauert. Von Stunde an ging die Arbeit glatt von statten. Die Pleiße fordert aber seitdem an dieser Stelle jedes Jahr ihr Opfer.

Streit unter den Wasserleuten

Aber nicht nur dem Menschengeschlechte, auch ihren eigenen Artgenossen stehen die Wasserleute mitunter feindlich gegenüber. Wenn das Egerwasser sich nach Wolkenbrüchen ganz rot in die Elbe ergießt, meinen von altersher die dortigen Elbfischer, der Wassermann hätte wieder einmal seine Frau blutig geschlagen.

Bei Satzung im Erzgebirge liegt der törichte See. Seltsame Geräusche klingen aus seiner Tiefe. Ein Vogelsteller hörte Jauchzen und Schreien, Geigen und Pfeifenmusik, als wenn drunten eine Bauernhochzeit gefeiert oder ein lustiger Schmaus gehalten würde. Einmal hat Georg Kastmann von Sebastiansberg Feuerholz in der Gegend gemacht. Da kam ein schöner Reiter geritten auf einem großen Pferde mit einer langen Spießrute in der Hand. Der grüßte und fragte: „Weißt du den törichten See?" „Ja, den weiß ich." „So führe mich für ein gutes Trinkgeld hin." Am See sprang der Reiter ab. „Ich bin ein Wassermann. Mir ist mein Weib von einem andern entführt worden. Ich habe sie in der weiten Welt in vielen Gewässern gesucht und nicht gefunden, soll ich sie nun an einem so garstigen und wilden Orte finden? Halte mein Pferd, daß es mir nicht nachspringt. Ich will hinein und mein Weib holen." Darauf schlug er mit seiner langen Rute aufs Wasser, daß es sich teilte, und ging hinein. Da erhob sich groß jämmerlich Geschrei und Wehklagen, daß der Holzhacker nicht wußte, wo er vor Angst bleiben sollte. Auch das Pferd wurde wild und wollte ins Wasser springen. Und das Wasser färbte sich tiefrot. Nach einer Zeit bringt der Reiter sein Weib heraus und sagt: „Ich habe dich gerächt und den Räuber erwürgt." Damit schwang er sich mit ihr auf sein

Pferd und ritt davon. Dem Holzhacker hat er ein Beutlein zugeworfen, darin ein Kreuzer gewesen und hat gesagt: „So oft du in den Beutel greifest, wirst du soviel haben, als itzt darin ist.“ Das hat die Folge bestätigt. Hat aber der Mann den Beutel zu frei und sicher gebraucht, daß er ihm entwendet worden. Doch hat der Dieb keinen Genuß davon gehabt.

Lichter

Einst ging ein junges Ehepaar in der Dämmerung von Weigsdorf gegen Dörfel. Schnell wurde es dunkel, und eine stockfinstere Nacht sank über die Fluren. Da blitzte auf einmal etwa hundert Schritte vor den beiden ein Licht auf. Der Eheherr denkt: „Das ist ein Bekanntes, das auch nach Dörfel will“, ruft, kriegt aber keine Antwort. Doch wacker laufen sie dem Lichte nach. Da erscheint in unmittelbarer Nähe ein zweites Licht. Das hüpft auf und nieder, ist bald vor, bald hinter ihnen, bald rechts, bald links. Nun weiß der Eheherr, daß es Irrlichter sind. Unterdessen naht sich in der Ferne ein neues grünes Licht. Das schreitet ganz langsam vorwärts, gleicht ganz einer Laterne, die ein bedächtiger Mann in seiner Hand führt. Schnell geht das Paar auf das Licht zu, aber wie sie auch eilen, sie können es nicht einholen. Nun wird den beiden ganz beklommen. Längst schon müßten sie in Dörfel sein. Stockfinster ist die Nacht, kein Baum, kein Strauch zu sehen, geschweige denn ein Haus. In seiner Angst folgt das Paar bald dem einen, bald dem anderen Lichte. Ganz schwach und matt sind sie geworden, der Schweiß bricht ihnen aus allen Poren, von Angst getrieben, laufen und laufen sie, ohne zu wissen wohin. Plötzlich geht ein loderndes Feuer auf, ganz in ihrer Nähe. In diesem Augenblick erkennt der Eheherr, wo sie sich befinden: viele Stunden von Dörfel entfernt. An ein Heimgehen konnten die beiden nicht mehr denken. Sie mußten sich bei fremden Leuten einquartieren.

Irrlichter hat es früher an vielen Stellen des Landes gegeben. Die Sagen, die sich an das nächtliche Licht knüpfen, haben oft ein großes Verbreitungsgebiet. Es sind Flursagen, an deren Ausbildung manchmal fünf, sechs und mehr Dörfer beteiligt sind.

Erscheinungsformen des nächtlichen Lichts

Das Licht, das sich nordöstlich von Geyer an Herbstabenden sehen läßt, ist rötlich und wird immer kleiner, sobald es anhebt, sich zu bewegen, bis es endlich ganz verschwindet. Die Leute nennen es die Staatslaterne von Geyer. Das Licht, das vom Steinpöhl an der alten Straße bei Oberlosa nach Oelsnitz zu die Leute begleitete, war wie ein großer Stiefel, der oben am Schafte eine kleine Laterne trug; andere sagen: es war ein

Stock mit einer Laterne; wieder andere: eine Hand trug das Licht. Auf dem Stockwege bei Zwenkau im Eichholze tragen Männer Laternen in der Hand. Sie werfen mit Steinen.

Ein Mann aus Drum in Böhmen wollte einmal aus Neugierde im Teiche zwischen Drum und Kosel die Irrlichter erforschen. Er ging des nachts öfters in die Gegend, wo die Lichter hüpften, und einmal erhaschte er wirklich eins. Er steckte es lachend in die Tasche, und als er es am nächsten Morgen besah, war es ein rotes Ding. Er hatte nun eigentlich das Irrlicht zum Schatzheben und ähnlichen Sachen benützen wollen, kriegte aber Bedenken und trug das Lichtel wieder hin. Als er seinen Gefangenen losließ, kamen andere Lichter und gaben ihm eine tüchtige Watsche.

In der Lausitz geht zwischen Dittelsdorf und Wittgendorf ein Licht. Es dreht ganz fix wie ein Rädel und heißt der „Seeler“ (Seiler). Auf dem Eigenschen Kreise in der Nähe von Dittersbach kommt ein Licht, bald kugelrund und sprühend, bald als kopfloser Reiter mit einem Balken unter dem Arme. Der verschwindet im Walde an der Weißbach und schmiedet, daß die Funken bis ins Dorf hineinsprühen.

Licht führt heim

In der Gegend von Oelsnitz und Voigtsberg läßt sich die Voigtsberger Laterne sehen. An einem finstern Abende ging der Hufschmied Maul aus Lauterbach von Oelsnitz nach Hause. In der Nähe der Elsterbrücke traf er die Voigtsberger Laterne. Zu dem Lichte sagte Maul: „Licht, führe mich nach Hause, ich gebe dir einen Sechser!“ Das Licht begleitete ihn genau bis nach Hause, indem es sich immer etwas tiefer an der Straßenböschung hielt. Der Hufschmied legte auf den Stock, auf dem die Schmiede kaltes Eisen strecken und der vor der Türe stand, den versprochenen Sechser und ging in sein Haus. Dann zündete er sich eine Laterne an, um nach dem Sechser zu gucken, und siehe da! er war weggenommen. — Auch ein Oelsnitzer Zimmermann traf auf der Raasdorfer Höhe das Voigtsberger Licht. Er sagte: „Führe mich nach Hause, ich gebe dir einen Dreier.“ Da führte ihn das Licht bis vor die Haustüre. Dort drehte sich der Zimmermann dem Lichte zu und sagte: „Ich geb dir keinen Dreier!“ Schwupp! hatte er eine Ohrfeige und lag daran vier Wochen krank. — Ein Verirrter in der Lausitz versprach einmal einem Lichte zwei Silbergroschen. Der Irrwisch war damit zufrieden, und sie kommen auch endlich vor des Verirrten Hause an. Der Mann dankt dem Lichte, gibt ihm aber nur eine geringe Kupfermünze. Der Irrwisch nimmt sie auch an und fragt, indem er sich langsam entfernt: „Wirst du dich nun alleine nach Hause finden?“ „Ja, ja, ich seh doch schon meine offene Haustür!“ Aber

kaum hat er das gesagt, schreit er auf, denn er liegt der Länge lang im Wasser: es war alles Täuschung gewesen. — Der Irrwisch, der am Drohmberge bei Zittel leuchtet, verlangt kein Geld, wenn er dich begleiten soll, er ist mit einer Quarkschnitte zufrieden.

Der böse Irrwisch

Der Irrwisch wird böse, wenn du ihm das Versprochene nicht hältst oder wenn du ihn höhnst. An der Brücke über den Schampert bei Gunsdorf verhöhnte ein Bauer ein Licht. Das machte ihn zur Strafe fest. Bei Schmiedeberg in Böhmen hießen die nächtlichen Lichter die unheimlichen Fackeln. Einst sah ein Mann im Bogenhaus durchs geöffnete Fenster eine unheimliche Fackel. Er rief ihr vorwitzig zu: „Komm her auf Kurasche!" In dem Augenblicke erhielt er eine tüchtige Ohrfeige. Die Fackel aber war verschwunden. — Willst du vor dem Irrwische sicher sein, dann vermeide Fußwege, auf denen er nur Gewalt hat und bleibe mit einem Fuße stets im Wagengleise.

Das Licht und die Toten

Der Irrlichterglaube steht in enger Beziehung zum Totenglauben. Die Blutzeugen, die von Heidenhand zur Zeit der deutschen Wiederbesiedlung am Chemnitzflusse erschlagen wurden, ließen sich als nächtliche Lichter sehen. Ein Bischof von Magdeburg starb eines plötzlichen Todes. Die Nacht darauf erschien ein großes Licht, vielen sichtbar. Das Licht, das sich an der Burg Stein an der Elster sehen läßt, ist die Burgfrau, die gegen die Hussiten ihr Geniste tapfer aber erfolglos verteidigte. Die Laterne weicht jedem mit kecken Sprüngen aus, aber sie rauscht wie ein seidenes Kleid. — Im Jahre 1683 ging ein Witwer mit seiner Braut am Gottesacker zu Scheibenberg vorüber und sagte: „Da drinnen liegt mein voriges liebes Weib!" Bei den Worten blendete die beiden ein Licht, und zweimal umgab sie ein Feuerschein, daß sie mit Schrecken davonliefen. — Auf dem Pfarrwege in Coswig hüpfen Irrwische, weil ein früherer Ritter von Karas mit einer Sünde auf dem Gewissen starb.

Der Feuerhusar

Zwischen Friedersdorf, Gießmannsdorf, Türchau, Reichenau, Wald und Reibersdorf reitet der Feuerhusar. Er war ein Deserteur der preußischen Armee im siebenjährigen Kriege und wurde erschossen. Nein, so war es gar nicht, sagen die Reichenauer. Dort, wo jetzt die Husarenschenke steht, wurde eine Streifschar Husaren überfallen und dem „Huuchen" (Hohen) wurde der Kopf abgeschnitten. Im nahen Brüchterch (Bruch) an der Schlade wurde er verscharrt. Nun findet er keine Ruhe in ungeweihter Erde. Wenn er über die Fluren reitet, brennt er hell wie ein „Basenstürzel" (Besenstürzel). Wer ihm pfeift oder wer ihn ruft, den führt er tüchtig in die Irre. Der alte Günther in den Friedersdorfer Neuhäusern hat ihm unter der Haustüre gepfiffen. Aber dann ist er schnell ins



Haus reingemacht und hat die Türe zugeschmissen. Aber der Husar ist gekommen, ist bis um viere früh im Garten geblieben, ist immer auf- und niedergesprungen. In der Nachbarschaft, wo früher Tietze wohnte, hat er ein paar Stunden feurig auf dem Fensterbrettel gesessen. — Die Fröhlich Guste hat es ihr Leben lang mit dem Husaren zu tun gehabt. Erst hat sie beim Kirchbauer in Friedersdorf gedient, und dessen Felder gehen alle nach dem Husarenbüschel zu. Dann war sie in Reichenau verheiratet, und ihr Schwiegervater war der Fröhlich Schuster. Das war ein Kerl, groß und stark. Solange hat er in Dresden bei den Kanonen gedient, hat viele Nächte alleine auf Posten gestanden und alles mitgemacht. Und als die drei großen Gewitter über Dresden waren, die tagelang nicht fortzogen, daß die Leute vor Angst nicht mehr wußten, was sie machen sollten, da sind die Soldaten mit den Kanonen rausgefahren, und der Gottfried mit, und haben in die Wolken reingebelfert. Da ist gleich mit dem Gewitter Schluß gewesen. Ja, der Gottfried hat sich vor dem Teufel nicht gefürchtet! — Und einmal war eins in Herwigsdorf aus der Freundschaft gestorben. Da geht der Gottfried mit zu Grabe. Abends macht er über den Hardtbusch heim. Da kommt es geprasselt, da kommt es gerauscht, sch, sch, sch! Und wer kommt? Der Husar ohne Kopf! Der Gottfried kriegt einen Schreck und läuft heim, was er kann. „Gott, wie siehste denn aus?" sagt die Schwiegermutter. Und der Gottfried sagt alles. Und von dem Tage an war er krank. Der große, starke Mann! Neunzehn Wochen hat er gelegen. Dr. Hartlaub hat ihn behandelt und hat gesagt: „Mein lieber Fröhlich, Sie hätten die Sache erst beschlafen müssen." Drum hat alles nichts geholfen. Gottfried ist am Husaren gestorben. — Aber seit 1866 reitet der Husar nicht mehr. „Er ist mit den Preußen fortgezogen", sagen die Leute.

Im Siebenjährigen Kriege, als der Überfall bei Hochkirch war, streiften preußische Husaren über den Kötzschauer Berg. Als sie an Gubsch Bauers Gebrücherch kamen, geriet einer in den Sumpf und versank. Seitdem kam er alle Nächte feurig geritten. Und ein Mädel, das ihn gesehen hat, es kam aus der Streitfelder Mühle, fand an ihm den Tod. Gerade mit neunzehn Jahren ist es gestorben.

Friedhofsflämmchen

Kriegsvolk ist oft zum Träger des nächtlichen Lichtes geworden. Aber in der Lausitz heißt es auch so: Die Flämmchen, die nachts auf Friedhöfen und an der Kirchhofsmauer im Kreise herumspringen, seufzen und wieder verschwinden, sind die Seelen der ungetauft verstorbenen Kinder, deren Körper an der Friedhofsmauer begraben wurden. Wer eine Handvoll geweihter Erde nach ihnen wirft, erlöst sie.

Im Deutschböhmischen war ein Bauer in der Mühle und wollte sein gemahlenes Getreide holen. Und es war so stockfinster und die Wiesen lagen voll Nebel. „Ich werde dir die Laterne borgen," sagte der Müller. Der Bauer hing die Laterne an seine Raber und fuhr heim. Er hatte aber noch nicht den Polzenquellteich hinter sich, da fiel die Laterne von der Raber und löschte aus. Wie er so im Dunkeln steht, sieht er ein Licht über die Wiese hüpfen. Das kommt gerade auf ihn zu. Da ist er aber froh. Er nimmt sein Tragsel (Tragseil) über die Achsel und geht dem Lichte nach, bis er auf die Straße kommt. Dort sagt er: „Nu, bezohl' d'rsch Gott, nun find'ch mich schun allejene hejm!" Da antwortete eine Stimme: „Ich dank d'r schiene, du host mich d'rliest," und weg war das Licht. Das erlöste Licht

Otter, Kröte, Lindwurm, Basilisk

Ein Mann in Kötzschau hat ein Herdel Kinder gehabt. Mit denen ist er in die Erdbeeren gegangen auf Richters Berg nach Lehne zu. Es hat alles rot gestanden. Wie sie im schönsten Pflücken sind, pfeift es ganz hoch und hell. „Kommt Kinder, wie müssen ausreißen, der Jäger kommt, das Luder," sagt der Vater. Aber der Jäger kam nicht. Über die Fichten kamen Ottern geflogen zu Hunderten. Das zischte und rauschte. Und sie sind alle unter einen großen Stein gekrochen. Streckten ihre Köpfe raus und züngelten. Und unter dem Steine hat der Otternkönig gewohnt. Der hat sie alle zusammengepfiffen. — Ein andermal in derselben Gegend war der Bauer im Futter. Und er sagte zur Magd: „Du, hol ein Neegel (Neige) Wasser zum Vesper!" Aber die Bäuerin hat gleich gesagt: „Hier werden wir nicht lange sitzen können." Und sie hat Recht gehabt. Kaum haben sie sich zum Vesper gesetzt, da sind die Ottern von allen Seiten gekommen, ihnen ganz nahe auf den Hals. Da haben sie ausreißen müssen. Die Ottern haben das Brot gerochen. Ottern-König

Wenn der Otternkönig, der auf dem Zoitzberge bei Liebschwitz im Vogtlande wohnt, sein Pfeifen hören läßt, kommen alle Ottern seines Bereiches herbei und ringeln sich zu einem großen Klumpen. Wenn du eine solche Schlangenversammlung triffst und hast genug Mut, kannst du dir die kostbare Otternkrone verschaffen. Du mußt ein weißes Tuch ausbreiten. Da kommt der König und legt seine Krone darauf. In Freudenberg in Böhmen muß es ein solch Tüchlein sein, mit dem der Geistliche bei der Wandlung den Kelch auswischt. — Ein Ritter bei Oelsnitz hatte die Krone glücklich in seinem weißen Tüchel und saß schon auf dem Pferde, als der Otternkönig den Diebstahl merkte. Da pfiff er laut. Überallher schossen Ottern hervor. Die verfolgten den Reiter. Der schwamm Der Kronenraub

durch die Elster und kam glücklich heim. Aber das Pferd hatte so laufen müssen. Darum ging er in den Stall nach dem Tiere gucken. Da ringelte sich auf einmal aus dem Roßschweif eine Otter los. Die stach den Ritter. Und er mußte sterben. — Im nordböhmischen Niederlande ging ein Jägerbursche in den Wald und sah den Natternkönig mit vielen andern Nattern. Da legte er auch ein weißes Tüchel hin und viel Räucherwerk. Und als der König seine Krone draufgelegt hatte, schliefen alle Nattern ein, und der Bursche lief mit seinem Raube rasch davon. Aber noch ehe er die Grenze des Waldes erreichte, fuhren die Nattern auf und verfolgten ihn. Schon sprang ihm der Natternkönig ins Gesicht, um ihm die Augen auszubohren. Da nimmt der Jäger seinen Hirschfänger und haut das Tier in Stücke. Und dadurch kamen alle Nattern des Waldes um. — Wer aber ein solch Krönlein erworben hat, darf den Wald, in dem es geschah, sieben Jahre lang nicht mehr betreten.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Leute so gerne eine Schlangenkrone haben wollen. Sie bringt ihrem Besitzer Reichtum. Das Geld im Kasten wird nicht alle, wenn die Krone drin liegt, das Korn im Speicher geht nicht zur Neige, wenn man sie dort aufbewahrt. Einst fuhr ein Bauer in der Nähe des Geisingberges Korn nach der Mühle, und aus Versehen hatte er seine Schlangenkrone mit eingesackt. Der Müller hat tagelang gemahlen, ohne das Getreide zu erschöpfen, bis er den Bauer holen ließ, der ihm das Rätsel löste.

Mitunter sind die Nattern aus dem Walde in die Häuser gekommen. Im Schlosse zu Großharthau waren in allen Räumen Schlangen zu finden. Sie steckten im Heu, im Stroh, im Dünger, in den Trögen. Sie belästigten das Gesinde beim Füttern, beim Streuen und beim Stallreinigen. Selbst in der Gesindestube hielten sie sich auf. Durch den Fluch einer Zigeunerin, die ein früherer Gutsherr mit der Reitpeitsche schlug und mit Hunden vom Gehöfte jagte, sind sie aufs Schloß gekommen.

Auch auf dem Hammergut Neidberg im Bielatale gab es früher zahllose Ottern. Aber ein Beschwörer hat die Tiere vertrieben. Er zog einen Kreis und las solange, bis eine ganz große Otter kam, die dann die andern alle den Pflasterberg hinan in den Wald führte. Und der Beschwörer sagte: „Wäre die große Otter nicht gekommen, wäre es mein eigner Tod geworden."

Die Hausotter

Früher wohnte in allen Häusern eine Otter. Das war die Hausotter. Sie hatte ihr Loch unter der Türschwelle, oft auch im Garten unter dem großen Wermuthstocke. Die Hausbewohner pflegten sie, denn sie brachte Glück ins Haus. Die Bauern an der Elster fütterten sie sorgfältig

mit Milch. — Einmal im Deutschböhmischen sitzt ein klein winzig Ding von einem Mädchen auf den Treppstufen und suppt aus dem Blechschüsselchen Milch. Da kommt eine schöngefärbte Natter herbei und hilft mitessen, nimmt aber nur Milch und läßt die eingebrockten Bissen drin. Das Kind wird ärgerlich und sagt zu dem Tierchen: „Titschel, iß 'ne lauter Schlappei, nimm ou Brockei."

In einem Dorfe des sächsischen Vogtlandes hatte eine arme Viehmagd eine Otter aus den Milchnäpfen saufen sehen, und weil sie das nicht leiden mochte, stellte sie dem Tiere eine besondere Schüssel hin. Das machte sie mehrere Jahre hindurch. Als das Mädchen heiratete, kam die Otter, lang wie ein Rechenstiel, in die Hochzeitsstube. Die Gäste erschraken, die Braut aber erkannte ihre alte Bekannte und ließ es zu, daß sie sich ihr auf den Schoß legte. Als die Otter das Zimmer wieder verläßt und die Braut aufsteht, fällt etwas von ihrem Schoße, und siehe, es war eine Otternkrone. August dem Starken, der davon hörte, kam die Lust an, die Krone zu erwerben. Lange wollte die junge Frau nichts davon hören, und sie trennte sich auch nicht eher von dem Andenken, bis ihr ein Rittergut dafür geboten wurde. Nun lebte sie herrlich und in Freuden. Im Grünen Gewölbe zu Dresden aber wird ein goldenes Ei aufbewahrt, in dem man beim Öffnen eine kleine mit Diamanten besetzte Goldkrone findet. Das soll die Krone des Otternkönigs sein.

Die Kröte

Der Glaube an die Schlangen berührt sich in mancher Hinsicht mit dem Krötenglauben. Es wird in unseren Sagen nicht mehr ausdrücklich gesagt, doch ist es kein Zweifel: beides sind Gestalten, in denen ein vormals menschliches Wesen weiterlebt. Wenn wir in der Lausitz als Kinder in irgendeinem Kellerwinkel eine Kröte fanden, riefen wir uns gegenseitig erschreckt zu: „Gieht weg, die is gift'g, die s... euch oa!" Und niemand von uns wagte dem Tiere einen Schaden zuzufügen oder es aus seinem Schlupfwinkel fortzubringen. Eine fast ehrerbietige Scheu hielt uns davon ab, eine Scheu, die dem Glauben entsprang: Jedes Haus hat eine Hauskröte. Solange das Tier im Keller wohnt, kann dem Hause kein Schaden zustoßen. Verläßt das Tier das Haus, ist es, als ob ein Schutzgeist die Gebäude verlassen habe.

Wie der Schlangenkönig, so tragen auch manche Kröten in ihrem Kopfe eine Krone, die Krötenkrone, den Krötenstein. Das sind die Tiere, die lange Zeit in Röhren, unter Dornen und Hecken, gesteckt haben. Und wie die Schlangenkrone, so sind auch die Krötensteine ein begehrtes Kleinod. Du mußt eine steintragende Kröte auf ein rotes Tuch setzen, da speit sie den Stein aus. Nimm ihn aber blitzschnell weg, sonst verschluckt sie

ihn wieder. Oder wirf eine steintragende Kröte in einen Ameisenhaufen. Die Ameisen fressen das Tier aus, und du kannst den Stein aus seinem Kopfe brechen.

Um 1720 trugen in Sachsen noch viele Krötensteine bei sich, in Gold und Silber gefaßt. Sie glaubten, dadurch giftige Krankheiten von sich abzuwenden. In der Lausitz wurden Krötensteine zum Versprechen genommen oder man brauchte sie zur Stärkung der Mannheit.

Auch zur Schatzsage steht die Kröte in enger Beziehung. Die Lausitzer sagen: „Wo eine Kröte sitzt, liegt Geld." Schatzgräber, die in den Eckhardtschen Folgen bei Mudisdorf in den alten, verfallenen Kellern suchten, störten ein großes Krötennest auf und liefen bestürzt davon.

Einmal findet eine Frau in der Leitmeritzer Vorstadt, auf der Dubina, im Keller einen Gang, den sie dort noch nie gesehen hat. Sie geht hinein und kommt bis zu einer eisernen Tür, in der ein Schlüssel steckt. Wie sie die Tür aufmacht, sieht sie ein Gewölbe, und dort sitzt eine große Kröte auf einem Haufen Eier. Sie schiebt die Kröte weg und nimmt drei Eier davon. Die Eier sind wie aus Stein, aber viel schwerer. Weil sie damit nichts anzufangen weiß, achtet sie nicht weiter darauf. Später erzählt sie die Geschichte ihren Nachbarn. Da meint einer: „Das sind sicher goldene Eier gewesen." Aber nun suchte die Frau umsonst.

Der Haselwurm

Neben Schlangen und Kröten hat es in früherer Zeit noch andere machtbegabte und grauenvolle Tierwesen gegeben. Um das Jahr 1598 hat sich an der schlesisch-oberlausitzischen Grenze ein greulicher Wurm in den Bergen und Gebüschen sehen lassen, etliche Ellen lang, mit grün und gelbem Leibe, am Kopfe wie eine Katze gestaltet. Er ist den Leuten nachgeschlichen, die nach Pilzen und Haselnüssen ausgezogen sind, hat auch zwei Mägdelein, die in jener Zeit verloren gegangen, zweifelsohne aufgefressen.

Der Lindwurm

Vor vielen Jahrhunderten hauste im Walde bei Syrau ein schrecklicher Lindwurm. Der würgte Mensch und Vieh, wie es ihm gerade in den Weg kam. Weil nun die Syrauer sich in ihrer Not nicht anders zu helfen wußten, machten sie mit dem Lindwurm einen Pakt, daß er alle Wanderer, die die Straße durch den Wald zögen, fressen dürfe. Die Syrauer aber müsse er verschonen. Die Straße ward in der ganzen Gegend verrufen, daß sie keiner mehr betrat, und der Lindwurm mußte hungern. Da ließ er bald Pakt Pakt sein und würgte wie zuvor. In Syrau wurde die Kirche nicht leer. Tag und Nacht beteten die Leute und hofften auf den Ritter Georg, der den Lindwurm töten sollte. Doch der kam

nicht. Da mußten die Syrauer dem Lindwurm alle Tage einen Menschen opfern. Ein alter, siecher Mann gab freiwillig sein Leben dahin. Weil aber weiter keiner dazu bereit war, mußten sie losen, wer das nächste Opfer sein sollte. Einige hatten schon an den schrecklichen Tod glauben müssen. Da fiel das Los auf des reichsten Bauern einzige Tochter. Die hatten alle Leute gern, und im ganzen Dorf war großer Jammer über ihr Schicksal. Sie hatte aber einen Liebsten, der ließ den Kopf nicht hängen. Am andern Morgen brachten die Syrauer das Mädchen hinaus auf die Straße. Da kam schon einer vom Walde her gegangen. Er hatte eine Heugabel geschultert und schleppte den schuppigen Leib des Lindwurms hinter sich her. Das war ihr Liebster. Der hatte in der Nacht das Untier beschlichen und im Schlafe erwürgt. Darüber war große Freude in ganz Syrau. Zum Gedächtnis an die wackre Tat bauten die Syrauer eine Kapelle „Unsrer lieben Frauen". Die Glocke daraus hängt noch heute im Glockenturm zu Syrau. — Sagen von Drachenkämpfen sind auch in anderen Ortschaften unsers Gebietes bekannt. Am Zusammenflusse der Pleiße und Parthe lag im Moraste ein Untier. Man opferte ihm täglich zwei Schafe. Aber als das nichts half und doch noch die Menschen von ihm gefressen wurden, ist der heilige Georg gekommen und hat das Tier getötet. Ähnliches hat sich am Totenstein bei Schwarzenberg zugetragen. Aber dort hat der Georg bei seinem Sprunge ins Schwarzwasser sein Leben lassen müssen.

Der Basilisk

Ein andres furchtbares Untier, das sich in Bautzen und Zwickau hat sehen lassen, ist der Basilisk. Wenn der Hahn alt wird, das ist im siebenten oder neunten, spätestens aber im vierzehnten Jahre der Fall, je nachdem er stärker oder schwächer ist oder je nachdem er mehr oder weniger mit den Hühnern zu tun gehabt hat, legt er in den Hundstagen ein Ei. Das ist aus verdorbenem oder verhaltenem Samen oder aus einer anderen bösen Feuchtigkeit zusammengeronnen, gestaltet wie ein Hühnerei, nur etwas runder, blau, gelb oder scheckig, und daraus kriecht der Basiliskus (Regulus) aus. Die meisten Leute sagen, die Kröte bebrüte das Hühnerei, aber das ist nicht wahr, der Hahn tut es selber.

Der Basiliskus, heißt es in den „Wunderbarlichen Geheimnissen" des Jakob Horst, ist ein gifftiges thier, anderthalb schuch groß, mit drey spitzen an der Stirn, dreyeckicht, wie gekrönet mit einer königlichen Krone, gerade von leibe, gantz gehessig, und mit glimmenden Augen, dadurch er allen athem vergifftet und tödtet. In Sachsen gab es eine milde Art des Basilisken, mit einem spitzigen Haupt, gelb an farbe, drey schuch lang, sehr dick, mit sprenklichtem Bauche, von viel weißen tippeln, mit blawem



Rücken, gebogenem schwantz, grosses maules, gegen die proportion des Leibes gerechnet. Aber es ist ein Zweifel, obs Basilisken oder sonst solche Schlangen sein, darumb, daß die Bawren sich gegen ihnen zur wehre stellen, mit Prügeln und Dreieckern oder Mistgabeln ausschlagen und von irem anäthemen keinen Schaden nehmen noch Gift empfangen. Denn es sind mancherlei Schlangen und Ottern, die die Ställe besuchen, das Vieh beschädigen, die mit der Wirkung des Giffts und Beschädigung dem Basilisko fast gleich sein.

Zu Zwickau hat ein Basilisk durch sein Gift etliche Menschen getötet. Darum wurden die Türen des Raumes geschlossen, in dem sich das Untier befand, und mit einer Mauer umhegt. In Bautzen trat ein Basilisk aus einem Hause an den Fleischbänken und vergiftete mit seinem Anblicke viele Menschen, stiftete auch sonst allerlei Unheil. Da hat sich ein kluger Mann über und über mit Spiegeln behangen, und als sich das Ungeheuer selbst darin erblickte, zerbarst es und wurde durch sein eigenes Gift getötet.

Es gibt nur ein einziges Tier, das wider den Basilisken und sein Gift bestehen kann: das Wieselchen. Das sichert sich, indem es Raute frißt. Dann greift es getrost das Tier an, treibt es aus den Löchern, in denen es liegt und zerbeißt es. Aber gleich nach seinem Siege muß das Wieselchen wiederum Raute fressen, sonst stirbt es an dem giftigen Dampfe.



Ein Basilisk
Kupfer von Melchior Lorch 1548

Leib und Seele. Der Teufel

Leib und Seele wandern

Mal waren zwei Handwerksburschen. Die lagen im Graben und hielten Mittagsstunde. Als der eine die Augen aufzwinkert, sieht er beim andern aus dem Maule ein Mäusel kommen. Das geht auf die Straße, läuft dort rum und kriecht in einen Kuhdreck rein. Dort war's aber schön, dort hat's ihm aber gefallen. Nach einer Zeit kam's wieder zurück ins Maul. Da wacht der Handwerksbursche auf und sagt: „Ich hab aber einen feinen Traum gehabt!" Seele als Maus

An gewissen Tagen des Jahres, zu Andreas, Weihnachten und Fastnacht, kannst du diejenige Person, an die du mit allen Gedanken denkst, zu dir zwingen, wenn du einfache Zaubermittel dabei verwendest. Das wissen die Mädchen. An diesen Tagen zwingen sie ihren Zukünftigen zu sich. Der Bräutigam

Zwei vogtländische Mädchen lagen zusammen im Bette und hatten Leinsamen unter den Kissen. Da sieht die eine, wie ein Soldat mit Seitengewehr und Sporen die Treppe herauf- und in die Kammer kommt. Das andere Mädchen sieht ein graues Männchen mit betrübtem Gesichte. Seht, die eine heiratete einen Soldaten, die andere starb im gleichen Jahre.

Eine Jungfer in Wittichenau, die deckte am heiligen Weihnachtsabende in ihrer Kammer einen Tisch und setzte Essen zurecht, aber Messer und Gabel legte sie nicht hin. Um Mitternacht tut sich die Tür auf, und ein schmucker Bursche tritt herein, setzt sich zu Tisch, zieht Messer und Gabel hervor und fängt an zu essen. Als er fertig ist, geht er ebenso stumm, wie er gekommen ist, von dannen. Das Mädchen freut sich über den schönen Bräutigam, aber anstatt Messer und Gabel auf das Flußwasser zu tragen, steckt sie es in die Lade. Viele Jahre nach der Hochzeit kommt der Mann einmal zufällig über die Lade, findet das Messer drin und fragt ganz hastig: „Wo hast du das Messer her?" „Nun," spricht sie, „weißt du nicht mehr, wie du am heiligen Abende bei mir gegessen hast und Messer und Gabel liegen ließest?" „Was," ruft er aus, „bist du's, die mich damals so geplagt hat?" Nimmt das Messer und sticht es ihr durch's Herz.

Aber nicht nur, wenn Personen an dich denken, wirst du zu ihnen hingezwungen, auch wenn du selbst mit aller Kraft an jemand denkst, erscheinst du diesem leibhaftig. Im Jahre 1709 wohnte zu Wiesenthal ein kurfürstlicher Geleitseinnehmer. Der mußte weit verreisen. Nachts gegen zwölf Uhr geht die Frau Einnehmerin schlafen. Da sieht sie ihren Mann im Bette. Er rührt sich, daß es knistert, und schlägt die Decke von sich. Vorsichtig geht die Frau um das Bett herum und spricht: „Ei, mein Kind, wie kommst du denn her? Hast du mich doch erschreckt!“ Da springt der Mann aus dem Bett, fährt durch das Dach und verschwindet. Die Frau hat die ganze Nacht nicht schlafen können, und als der Mann heimkommt, erzählt sie ihm alles. Der spricht: „Ich war zu dieser Zeit bei einem Jäger, der hat mich so wohl traktieret mit Braten, Kuchen und Wein, daß ich immer an dich dachte und den Wunsch hatte, möchtest du doch mit genießen!“

Vom Alp

So ähnlich wie bei dem Einnehmer mag's beim Alpe sein. Er denkt an jemand, da kommt er die Treppe rauf, zur Kammertür rein oder durch's Schlüsselloch, und wupp! liegt er auf dir, entweder in voller Körperlichkeit oder in irgendeiner anderen Gestalt.

Er drückt in voller Körperlichkeit

Den Bauer Gr. in Herwigsdorf bei Löbau hat immer der Alp so gedrückt. Es ist kein Rat mehr gewesen. Wenn er sich Sonntag nach dem Essen hinlegte, war's immer am schlimmsten. Da hat er sich einmal auf den Bauch gelegt und durch den Arm geguckt. Da sah er, wie Nubbersch (Nachbars) Tochter auf ihn kam und ihn quetschte. Sie hatte noch die Kuhdreckfüße vom Mittchfüttern (Mittagsfüttern).

In Groß-Wiederitzsch bei Leipzig sagte ein Knecht zum Bauer: „Ich bleibe nicht hier, mich drückt jede Nacht die More.“ „Wegen der More gehst du nicht. Hier hast du einen Dolch. Den stellst du mit der Spitze aufwärts auf die Brust, wenn du es kommen hörst.“ Und in der nächsten Nacht kam richtig was reingewälzt. Und was war's? Des Bauern Weib war's. Es war der Morendrücker gewesen.

Er drückt als Mäusel

Ganz schlimm mit der Drückerei hat's in Weigsdorf bei Reichenau eine alte Frau getrieben. Sie saß den ganzen Tag und oft auch noch in der Nacht am Webstuhle, war daher fast nie zu sehen, außer wenn sie die Stoffe beim Fabrikanten ablieferte und bei dieser Gelegenheit ihre Einkäufe versorgte. Sie hatte ihren Enkelsohn bei sich, und der durfte auch nicht ausgehen. Wenn er aber dennoch mal ging und eine Liebste hatte, so dauerte es nicht lange, so wollte die nichts mehr von ihm wissen, denn sie wurde vom Alpe gedrückt Nacht für Nacht. Und alle wußten: das ist die Alte. Drum guckte den Burschen keine mehr an. Eine hat's aber



Sächsisches Bauernmädchen ihr Gespinste weifend
Kupfer 1807

doch noch mal versuchen wollen und ist gleich mit in das Häusel gezogen. Es ist auch erst ganz gut gegangen bis an einen Sonntagabend. Da war sie mit ihrem Bräutigam zur Tanzmusik, und sie hatten sich etwas verspätet. Die Großmutter hat sich nicht gerührt, hat getan, als schlafe sie. Auf einmal ist aus ihrem Munde ein Tier gekommen wie ein Mäusel. Das ist auf das Deckbett der Braut gekrochen und ist ganz schwer geworden, als wolle es ihr die Beine zerquetschen. Sie hat aufgeschrien. Da kam die Last höher rauf, lag ihr auf der Brust, daß sie sich nicht mehr rühren noch schreien konnte. Und ihr war, als kratze es nach ihren Augen. Sie hörte den Liebsten fragen: „Was ist dir?" Aber sie konnte keine Antwort geben. Da packte er ihren Arm und schüttelte sie rüber und nüber. Da wurde es gut. Und sie sagte gleich: „Wenn mir das wieder passiert, muß ich sterben, und überhaupt bleibe ich nicht mehr bei euch." Die Großmutter hat am nächsten Morgen gelacht und gesagt: „Du hast dir alles eingebildet." Da ist sie noch geblieben. Aber zwei Tage darauf ist ihr dasselbe Ding wieder passiert, aber viel, viel schlimmer als am ersten Male. Da ist sie noch am selben Tage heim, hat sich jeden Abend ein Gebetbuch auf ihr Deckbett gelegt und ist verschont geblieben. Als sie nun zu Hause alles noch einmal überdachte, hat sie auch verstanden, warum die Großmutter keinen Abend das Fenster zumachte. Das war, damit das Mäusel immer raus und rein konnte.

Ein Knecht in Wachau bei Leipzig ging alpdrücken. Wenn das kam, lehnte er sich plötzlich auf der Tenne an den ersten besten Pfosten und wurde starrsteif. Dann sprang eine kleine weiße Maus aus seinem Munde, lief davon und kehrte meistens erst zurück, wenn der Drusch fertig war. Bis dahin war der Schlafende wie leblos. — Ein Mädchen in der Großenhainer Gegend, das mit ihren Freundinnen in der Spinnte war, schlief jedesmal in der zwölften Stunde ein. Da lief aus ihrem Munde ein weißes Mäuschen zum offenen Fenster hinaus. Das kehrte um eins zurück, und dann wachte das Mädchen auf.

Die Spinnerin in der Herwigsdorfer Spinnte (bei Löbau) legte sich immer auf die Bank. Sie sagte: „Weckt mich nicht, auch wenn die Burschen kommen." Aber die Kerle wollten sie necken. Doch der Bursche, der sie neckte, hatte nichts als „das leedge Zeug" (die leeren Kleider) in der Hand. Und das Mädel stand nackt unter den Fenstern und rief: „Gebt mir doch meine Sachen raus!" Sie war drücken gewesen.

Aber nicht nur in seiner Körperlichkeit oder als Mäusel geht der Alpdrücker an sein Werk. Einem Knechte in Hartmannsdorf bei Leipzig drückte der Alp. Er schlug das Bettuch um ihn und verschloß ihn in der

Alp drückt als Ding



Lade. Am Morgen fand er eine Kornähre drin. Da nahm er im Spiele ein Streichholz und sengte die langen Granen ab. Kurze Zeit darauf kam ein alter Mann mit versengtem Haar. Er war der Alpdrücker gewesen. — Ein andrer Knecht in Zschagast hatte ein Nähmädchen zum Schatz. Als er einmal auf dem Acker war und nach dem Essen ein bißchen nickte, drückte ihn der Alp. Er greift zu. Was hat er in der Hand? Eine Nähnadel. Da denkt er: „Die schöne Nähnadel willst du deiner Liebsten mitnehmen," und steckt sie in seine blecherne Streichholzbüchse. Wie er zu Mittag reinkommt, trifft er einen Boten, und der ruft ihm zu: „Deine Braut ist tot." Woran sie gestorben war, wußte kein Mensch. Da wurde er ganz tiefsinnig und warf auch die Nadel weg. Gleich darauf erfährt er: „Deine Braut ist wieder lebendig geworden." — Ein dritter Knecht setzte sich nach dem Frühstücke auf den Ackerpflug und nickte ein. Auf einmal drückt's ihn. Er packt zu und hat eine kleine Gänsefeder in der Hand. „Wo kommt denn die Feder her!" denkt er und schnipselt dabei absichtslos die Spitze vom Kiele weg, läßt die Feder fallen, und weg ist sie. Wie er zu Mittag heimkommt, steht das Geschirr des Doktors auf dem Hofe. „Die Frau hat sich die große Zehe abgehackt," hieß es. Er hatte schon immer eine Ahnung gehabt, daß sie ein bißchen ein Auge auf ihn hatte. Nun wußte er's. Hätte er mehr vom Kiele abgeschnitten, wäre die Verletzung schlimmer gewesen.

Wer alpen geht

Wer geht alpdrücken? Männer und Frauen gleichermaßen, aber in der Lausitz gehen Frauen häufiger als Männer. Man sieht es den Leuten gleich an, die als Alpdrücker gehen: ihnen sind die Augenbrauen bis über die Nasenwurzel zusammengewachsen. Meist kriechen sie durch's Schlüsselloch in die Kammer. Mal gingen zweie zusammen alpen. Der erste kam durchs Schlüsselloch, der zweite blieb darin stecken, weil er das Wort vergessen hatte, das das Loch weiter macht. Es klang wie mutabor. — Manchmal besucht der Alpdrücker in einer Nacht mehrere Personen. Die Hartmannsdorfer Magd (Leipzig) sagte, als sie beim Dreschen gefragt wurde, wen sie in der nächsten Nacht drücken wolle: „Acht Jungfern und neun Berschtchen (Bürschchen), den Großknecht aber am merschten."

Häufig ist heimliche oder unglückliche Liebe der Beweggrund zum Alpen. Geschichten davon hörten wir vorhin. Aber manchmal geht der Alpdrücker aus Rache und quält.

Ein Bursche in der Großenhainer Gegend ging mit seinen Kameraden auf das Nachbardorf. Er wollte seine Liebste besuchen, die dort zur Spinnte war. Als sie hinkamen, sagten die andern Mädchen gleich: „Du, deine Marie hat heut aber schlechte Laune, sie hat den ganzen Abend noch

kein Wort gesprochen." Die Spinnte nahm ihr Ende, und die Mädchen trollten sich alle nach Hause. Die beiden Burschen folgten ihrer Bekannten, die schon voraus war. Als sie auf den Hof des Mädchens kommen, sehen sie dort ihr Spinnrad liegen und daneben ihre Kleider. Sie suchen und rufen, aber sie finden niemand. Nach einer Weile springt eine Katze über den Hof, kriecht unter die Kleider, und im Augenblick steht das Mädchen fertig vor ihnen. Nach langem Fragen gesteht sie ein: „Mein Nachbar hat mir heute zwei Hühner verworfen, und dafür habe ich ihn gestraft."

Doch vom Alpen aus Rache wird selten erzählt. In Großschweidnitz habe ich's so gehört: Zu meiner Magd ist immer der Alp gekommen. Ich hab ihr gesagt: „Du kannst dir's derachten, wer's ist." Es war ein junges Weibsen aus der Nachbarschaft. Die kam immer am Tage rüber, und die beiden redeten zusammen. Und nachts kam sie quetschen. Ja, die konnte nichts dafür, die mußte drücken gehn, ob sie wollte oder nicht. Sie war in einem solchen „Zeechen" geboren. Der Frau H. ihre Mutter hat erzählt, daß früher die Bademutter vor die Tür an den Himmel gucken ging, was für ein Zeichen stand. Und wenn es ein schlimmes war, kam sie rein, und alle mußten beten, daß das Kind noch eine Zeit stecken blieb. Der Frau H. ihre Mutter hat zehne gehabt, die wird es gewußt haben. Und wie der Alpdrücker in einem so schlimmen Zeichen geboren wird, so auch der Mondsüchtige. Die beiden gehören zusammen. Die einen sind die Druckmahrten, die andern die Klettermahrten.



Die Macht der Gestirne. Allegorie

Holzschnitt von Hans Weiditz aus: Petrarca, Trostspiegel. Augsburg 1532

Wenn es nicht das Zeichen ist, das bei der Geburtsstunde am Himmel stand und dessen Macht das Neugeborene schicksalhaft zum Alpen vorbestimmte, so sind es die Paten gewesen, die das Kind zum Alpdrücker machten. Darum können die Eltern nicht vorsichtig genug in der Wahl der Paten sein. Ihre Wesenskräfte übertragen sie auf das Kind. Im Dorfe war Taufe. Die Taufgesellschaft stand in der Sakristei. Doch ehe sie zum Taufstein schritt, zischelten die Weiber so untereinander. Da hörte der Mann, der als einziger männlicher Pate mit war, wie die eine sagte: „Woas soll's'n ward'n, a Hex'l oder a Alp'l?" Und der Mann hat sich nicht gemuckt und ließ dem Schicksal seinen Lauf. Doch viele wissen heute nichts mehr vom bösen „Zeechen" und von der Macht der Paten. Sie sagen: Das Alpen kommt aus dem Geblüte.

Schutzmittel gegen den Alp

Wenn der Alp kommt, gibt es allerlei Mittel, ihn zu verjagen. Du mußt dich von einem andern bei deinem Namen rufen lassen (Erzgebirge), du mußt die Pantoffeln mit der Spitze gegen die Türe stellen (Leipzig, Lausitz), du mußt greifen, was du kriegst. Gut ist auch, du bindest dir einen Hechel auf den Bauch (Leipzig, Lausitz). Nur darf der Alp nicht so frech sein wie in Herwigsdorf. Dort rief er: „Drähste glei de Hech'l im?" Ein Weigsdorfer hat die Sache kurz und bündig gemacht. Er ging mit dem Beile zu der Alten, die er in Verdacht hatte, und sagte: „Wenn du noch ein einziges Mal meine Frau nicht zur Ruhe läßt, hack ich dir den Kopf ab!" Das hat gleich geholfen.

Aber meist weiß man nicht, wer der Alp ist, und man will es gerne rauskriegen. Da mußt du den Alp früh zum Kaffee einladen. Er kommt bestimmt. Mit unwiderstehlichem Zwange treibt es ihn in das Haus. Eine Weigsdorfer Bäuerin versprach ihm eine Quarkschnitte. Und guck, früh gegen zehne kommt eine alte Frau aus dem Dorfe und spricht: „Ich soah diech die (diese) Tage Quork mach'n, hust'e ne a brink'l (wenig) ieber'ch? Ich weeß ne, wie's kimmt, groad heut siähnert (sehnern) mich su no änner Quorkschnitte." Und die Bäuerin gab ihr welchen. Sie wußte nun, wer der Drücker war, und von dem Tage an hatte sie Ruhe. — Im Erzgebirge kommt der eingeladene Alp früh stumm in die Stube, setzt sich hin und wartet, bis er angesprochen und das Gespräch auf das Alpdrücken gebracht wird. Dann gesteht er unter Jammern ein, daß er der Quälgeist ist. — In Rötha bei Leipzig sagte die Frau, als sie gedrückt wurde: „Komme morgen wieder und borg dir was." Da kam der alte Kerl, den sie im Verdacht hatte, und wollte am hellichten Tage eine Laterne borgen. Ein paar junge Mädel in der Leipziger Pflege machten's so, um den Alp rauszukriegen: Sie legten einen Einböger (Klappmesser)

in die Mitte eines Tuches, falteten dies wie einen Briefumschlag zusammen, gaben es dreimal von der rechten Hand in die linke und sagten: „Nachtmarie, ich suche dich!" Dabei nannten sie die Namen der Verdächtigen. Als sie auf den richtigen kamen, fiel das Messer aus der Umhüllung.

Ein gutes Mittel, den Alp los zu werden, besteht darin, daß man ihm eine Aufgabe gibt, die er nicht so bald fertig bringt. Da sagen sie in Hartmannsdorf bei Leipzig: Alp weiche, alle Berge steige, alle Wasser wate, alle Blätter blate. Ganz ähnlich wissen es die Leute in Triebsch im Leitmeritzer Gau. Olp, du bist geborn wie e Kolb, du sollst durch olle Wossar wotn, olle Beeme sullste blotn, ibar olle Barge sullste steign, du sullst mich und mei Bette meid'n.

Der Werwolf

Auf ähnlichen Anschauungen wie der Alpglaube beruht der Werwolfglaube. Er ist im heutigen Obersachsen nicht mehr bekannt. Auch bei älteren Schriftstellern haben sich nur wenig Nachrichten darüber erhalten. Der Bautzner Caspar Peucer berichtet, die Verwandlung der Teufelsleute gehe bei einem Bierrundtrunk vor sich. Derselbe Schriftsteller erzählt in Übereinstimmung mit Melanchthon, daß die Wölfe vornehmlich in den Zwölfnächten ihr Wesen treiben. Ein hinkender Knabe ruft in der Christnacht die Teufelsmeute zusammen. Folgen sie nicht, so werden sie von einem langen Kerle mit Peitschen angetrieben, so daß sie noch lange nach ihrer Rückverwandlung in Menschengestalt die Spuren davon tragen.

Der Teufel

Des Teufels Ursprung

Von Schwepnitz aus nordwestlich in der Heide liegt eine kleine Anhöhe. Sie heißt der Teufelsberg. Das ist der Fleck, auf den der Teufel fiel, als er nach seiner Niederlage aus dem Himmel gestürzt wurde. Hierher kommt er jährlich am Jahrestage seines Unglücks. Da kannst du ihn sehen, gekleidet als Führer der Empörerschar, mit zersplittertem Szepter und gebrochener Krone.

Aber was ist aus dem gestürzten Engel unter der Erde und auf der Erde geworden, der, sobald ihn Gott erschaffen hatte, auf den Berg Gottes als Fürst gesetzt wurde, in solcher Zierde, Gestalt und Würde war, daß er über allen andern Geschöpfen Gottes thronte und so strahlte, daß er der Sonnen und Sterne Glanz übertraf?

Riesische Taten

Nur mitunter, wenn der Teufel riesenhafte Taten vollbringt, leuchtet noch ein ferner Schein seiner einstigen Größe auf. Als die Kamenzer die

erste Kirche bauten, wollte er den Baumeister verführen, daß er den riesigen Granitblock als Grundstein nehme, der auf den Flurgrenzen von Biela, Zschorna und Bernbruch liegt. Der Teufel legte eine Kette um den Stein, hob ihn in die Höhe und schleppte ihn fort. Aber vor Mitternacht konnte er das Werk nicht vollenden. Da ließ er aus Verdruß den Stein fallen. Nun lag er noch bis vor kurzem da, nach Biela zu hoch, nach Kamenz zu geneigt. Derartige Teufelssteine, die der Teufel schleppte oder die er in der Wut gegen Kirchenbauten schleuderte, gibt es noch mehrere im Lande.

Der Müller zu Koselitz hatte immer kein Wasser. Da schwur er hoch und teuer: „Wer mir Wasser schafft für meine Mühle, der soll mein Schwiegersohn werden." Seine Tochter hatte wohl einen Liebsten, aber der war ein Jäger und wußte keinen Rat. Da kam einst ein wandernder Gesell in die Mühle. Er war so häßlich, daß keiner ihn gerne ansehen mochte. Doch der Müller dachte: „Wenn er's nur schafft." Der Gesell sagte: „Meister, es gilt! Ich bau Euch über Nacht einen Graben von der Elbe her, daß Ihr Wasser habt mehr als Ihr braucht. Noch ehe in der Mühle die Hähne krähen, soll er fertig sein. Morgen machen wir Hochzeit." Der Müller lachte heimlich: „Das bringt er nicht. Müßt' schon der Teufel selber sein!" Sie setzten sich zusammen in die Mühlstube und taten sich erst noch richtig gütlich mit Essen und Trinken. Der Müller hatte auch bald des Guten zu viel getan. Er fiel unter den Tisch und hörte und sah nichts mehr bis an den lichten Morgen. Als die Uhr elf schlug, machte sich der Geselle an die Arbeit. Im Nu stand eine Schar Helfer da, wie aus der Erde gestampft, kaum zu zählen. Die fingen an zu schanzen, karrten die Erde, hackten die Bäume um. Ihr Meister war bald hier, bald da, fluchte und griff selber zu, daß der Graben nur ja vor Hahnenschrei fertig wurde. Unterdes betete die Tochter des Müllers in ihrer Angst in der Kapelle des heiligen Lorenz. Noch siebzig Schritt fehlten am Graben. Da, horch, was war das? Der Mühlhahn krähte, und die Hähne in ganz Koselitz krähten hinterdrein. Da fuhr der Teufel mitsamt seinen Helfern mit Donner und Gestank davon. Der Graben blieb, und die Leute nannten ihn den Teufelsgraben. Bei der Kapelle des hilfreichen Lorenz wurde ein Dorf erbaut, das ist das heutige Lorenzkirchen.

In Streumen bei Großenhain sollte der Teufel einem Besitzer eine Scheune mit zwei oder drei Tennen bauen, und er sollte auch zum Lohne die Tochter kriegen. Wie schnell die Scheune emporwuchs! Jetzt war nur noch ein Loch im Dache offen. Schnell rannte der Wirt zur Hühnerhorde und stieß daran. Und wirklich krähte der Hahn. Da gab es einen Krach,

und mit Heulen entfloh der Teufel und seine Gesellen. Aber das Loch im Dache kriegte der Bauer niemals zu, er konnte darauf decken, was er wollte.

Von riesigen Teufelswerken wissen auch die Deutschen Nordböhmens zu berichten. Am Horkaberge bei Swietlai beginnt die Teufelsmauer und zieht in südwestlicher Richtung bis Hirschberg. Und darum wurde die Teufelsmauer gebaut: Die Deutschen und Tschechen konnten sich gar nicht vertragen. Da kam ein Bauer in Kessel bei Oschitz (hier ging es den Deutschen besonders schlecht) auf den Gedanken, eine Mauer zwischen Tschechen und Deutschen aufzuführen, daß niemand herüber noch hinüber könne. Dazu schloß er mit dem Teufel einen Bund. „Vor dem ersten Hahnenschrei wird die Mauer fertig sein," sagte der Teufel, „und dann will ich deine Seele haben." Schon war Mitternacht vorüber und das Werk seiner Vollendung nahe, da erfaßte den Bauer unsägliche Angst. Aber seine alte Mutter kannte die uralte List. Sie ging zur Hühnerhorde und krähte Kikeriki. Darüber erwachte der Hahn und sang sein erstes Lied.

Auf dem Schlosse zu Friedland wohnte einst ein Ritter, der ein liederliches Leben führte. Einmal kam ein Fremder auf die Burg und bat um Nachtherberge. Sie wurde ihm gewährt, aber er mußte dem Ritter mit Spiel die Zeit vertreiben helfen. Dabei verlor der Burgherr sehr viel Geld. Da lachte er im Grimme auf und rief: „Ha, was liegt mir an dem Gelde? Ich bleibe doch der Burgherr von Friedland, und den Mauern meines Schlosses kann niemand was anhaben, selbst der Teufel nicht!" Aber der Fremde erwiderte: „Herr, Ihr irrt Euch, noch in dieser Nacht will ich in die Felswand, auf der Eure Burg steht, mit einem Pfluge Furchen ziehen." Nun entlud sich über der Burg ein furchtbares Gewitter. Blitz auf Blitz, Donner auf Donner. Da sahen die Diener beim Leuchten der Blitze, wie der Fremde mit einem Pfluge, von zwei Rappen gezogen, gewaltige Furchen in die Felswand ackerte. Nun wußten sie, wer es war.

In Spremberg in der Lausitz wohnte ein geschickter Huf- und Waffenschmied. Der arbeitete Tag und Nacht, bloß Sonntags ruhte er und besuchte als ein frommer Christ ordentlich die Kirche. Eines Tages kam ein Ritter aus Frankenland vor seine Schmiede geritten und bestellte bei ihm einen Harnisch, der bis zu einem bestimmten Tage zur bestimmten Stunde fertig sein sollte. Der Schmied schlug ein und versprach, den Harnisch pünktlich zu liefern. Er machte sich sogleich ans Werk. Aber sonderbar, dem erfahrenen Meister, der schon so manchem Ritter Schild, Helm, Arm- und Beinschienen gefertigt hatte, geriet alles daneben. Bald erloschen ihm die Kohlen oder flammten zu glühend, so daß Eisen und Stahl verdorben wurden, bald zerbrach ein Hammer, bald ein Stemm-

eisen. So verstrich ein Tag um den andern, ohne daß er etwas Rechtes geschafft hätte. Schon war es am Tage vor dem Ablauf der Frist, die ihm der Ritter gestellt hatte. Da klopfte es um Mitternacht ans Tor. Als der Schmied öffnete, trat ein wandernder Schmiedeknecht herein, der um Nachtquartier bat. Zwar war der Fremde ein struppiger Kerl mit unheimlichen Augen und hinkend wie manche Schmiede. Doch der Schmied war froh, daß es ein Handwerksgenosse war. „Komm nur herein," sagte er freundlich und klagte ihm auch gleich sein Mißgeschick. Der Knecht rühmte seine Geschicklichkeit und versprach dem Meister seine Hilfe. Am andern Morgen machte er sich sogleich an die Arbeit. Der Meister drückte den Blasebalg, daß die Funken nur so stoben, der Hammer flog mit wunderbarer Geschwindigkeit auf und ab, und ehe der Abend sank, war die Rüstung fix und fertig. Am andern Tag kam der Ritter, lobte das Meisterstück und bezahlte es mit klingenden Goldstücken. Als nun auch der Fremde sich zur Weiterreise rüstete, fragte der Meister nach seinem schuldigen Lohn. Der wollte aber nichts nehmen und bat sich nur ein Blatt Papier mit seiner Namensunterschrift aus, zum Andenken, wie er sagte. Der Schmied antwortete ihm, daß er keine Tinte im Hause habe. „Tut nichts," meinte der Fremde, „ein Ritzlein in die Haut und ein Tröpflein Blut genügt." Der Schmied erschrak. „Nehmt all das Geld," rief er, „ich unterzeichne nicht, im Namen Jesu!" Kaum aber hatte er den heiligen Namen genannt, so verwandelte sich der Gesell in einen großen Raben und flog krächzend zum Schornstein hinaus. Der Meister fiel aufs Knie und dankte Gott für die Rettung seiner Seele. Doch kurze Zeit nachher erhob sich auf dem gegenüberliegenden Berge eine neue Schmiede, zum Gründonnerstag war sie fertig, und schon am Karfreitag schallten die Hammerschläge heraus. Der neue Meister aber war niemand anders als der wandernde Gesell. Sonntag und Werktags arbeitete nun dort der Teufel und machte seine Sache so gut, daß er bald dem frommen Schmied alle Kundschaft wegnahm, und der am Hungertuche nagte. Aber der Meister ließ sich nicht verlocken. Da ward der Teufel wütend und zertrümmerte eines Nachts unter furchtbarem Getöse seine Schmiede in tausend Stücke. Die umherliegenden Steine heißen noch heute die Teufelsschmiede.

Teufel als Unflat

Gewöhnlich aber hat Luzifer, der die Herrschaft über das Weltall erobern wollte, alle Spuren seiner einstigen Größe verloren. In einer Rockstube in Großnaundorf war den ganzen Abend vom Teufel erzählt worden. Man wußte allerlei von ihm, wie er dem und jenem erschienen sei, wie er da und dort einen geholt habe. Da, um zwölf, geht die Tür auf,

und rein kommt ein kleines Männel. Es setzt sich mitten in die Stube und macht ein kleines Häufchen. Da halten sich alle die Nase zu. Der Kleine fragt: „Wißt ihr, was das ist?“ Alle schweigen, aber aus der Ecke, wo die Wiege steht, kommt ein feines Stimmchen: „Das ist Teufelsdreck!“ Da sagte das Männchen: „Hätte nicht das Hähnchen gekräht, hätt' ich euch allen den Kopp nach hinten gedräht,“ und damit verschwand es. Ein solcher Unflat ist der Teufel geworden.

Aber hauptsächlich treibt der Teufel seine Seelenfängerei. Keine List ist ihm zu arg, kein Mittel zu plump und zu gemein, wenn es eine Seele gilt. Als Seelenfänger

Zu Zwickau lebte während des Dreißigjährigen Krieges eine Frau mit ihrem Kinde in großer Not. Ihr Mann war mit den Schweden gelaufen. Zu dieser Frau kam der Teufel etliche Male, hielt ihr ein Säcklein Geld vor die Augen und sagte: „Das kriegst du, wenn du dich mir ergibst, bring dir dann auch noch vielmehr.“ Aber die arme Frau hat sich stets mit Gebet seiner erwehret.

Überhaupt hat der Teufel ein Auge auf die Frauenzimmer geworfen. Die brauchen seinen Namen nur in den Mund zu nehmen, und schon ist er da. In Weigsdorf waren vier Wirkmädel. Die waren immer zusammen. Eine hatte rotes Haar. Darum hatte sie beim Tanzen wenig Glück. Denn „rute Lod'n wachs'n uff kenn gut'n Bod'n,“ heißt es. Und die andern hänselten sie Montags immer: „Na, wie war's zu Tanze und wer hat dich heimgeschafft?“ Da sagte die Rothaarige: „Seid nur nicht so übermütig. Vielleicht lache ich euch noch alle aus. Gestern hat schon ein fremder Bursche immer mit mir getanzt, und er hat mir versprochen, wiederzukommen.“ Doch die andern Mädel lachten: „Ja, mit einem Besen magst du wohl schön tun, aber mit einem Burschen nicht.“ Da sagte sie lachend: „Wartet nur, nächsten Sonntag nehme ich mir doch einen Liebsten mit, und wenn's der Teufel wäre.“ — Am folgenden Sonntag war Musik, und richtig, die Rothaarige hatte einen stockfremden Tänzer. Er tanzte jedes Stück mit ihr und schaffte sie heim. Und die Freundinnen waren alle neidisch, denn es war ein stattlicher Bursche und ein solch flotter Tänzer. — Am nächsten Montag bei der Arbeit erzählten sich die Mädchen ihre Erlebnisse. Vor allem auf die Rothaarige hatten sie's abgesehen. „Erzähle doch!“ Aber sie schwieg. Da stichelten die andern sehr mit spitzen Worten, bis sie endlich auffuhr: „Da laßt mich doch in Ruhe und fragt meinen Liebsten selber. Er sitzt doch neben mir!“ Die andern kreischten auf: „Na horcht nur, die ist heute noch so verliebt, daß sie ihren Schönsten noch neben sich sitzen sieht.“ Aber die Rothaarige blieb ganz ernst: „Guckt doch her! Hier auf der Bank sitzt er doch!“ Da schüt-



telten sich die andern: „Die ist verrückt geworden!“ kreischten und quietschten sie vor Vergnügen. Da wurde die Rothaarige doch unruhig. Sie sprach wirres Zeug, sprach mit einer Gestalt, die niemand sah, guckte an ihrem unsichtbaren Bräutigam hinunter und merkte, daß er einen Pferdefuß hatte. Nun gedachte sie ihrer Äußerung von voriger Woche. Da raffte sie in großer Angst ihr Zeug zusammen und lief zu ihren Eltern. Doch die sonderbare Gestalt wich nicht von ihrer Seite. Und auch als die Mutter mit der Tochter zum Pfarrer ging, lief sie mit. Die Mutter sah nichts, hörte nichts, merkte nur, daß sich die Tochter wirr mit jemandem stritt. Aber bei der Pfarrstube war das Mädchen nicht über die Türschwelle zu bringen. Da kam der Pfarrer heraus, ein alter, gottesfürchtiger Mann. Er erkannte gleich den Teufel an der Seite des Mädchens, bekreuzte sich und beschwor ihn, von dem Mädchen zu lassen. Aber da fuhr der Teufel auf: „Ach was, du kannst mir gar nichts anhaben. Du bist ein Scheinheiliger. Du hast schon gestohlen und gelogen.“ Der Pfarrer erwiderte: „Was schiltst du mich? Ich soll gestohlen und gelogen haben? Das ist nicht wahr!“ Doch der Teufel meinte: „Ich nehme nichts zurück, du bist ein Lügner und ein Dieb.“ Da besann sich der Pfarrer, wurde ganz ernst und sagte: „Ich habe als kleiner Junge einmal meine Eltern belogen und bestohlen. Ich mußte einkaufen gehen und kriegte einen Pfennig raus. Den behielt ich und sagte: Ich habe nichts rausgekriegt. Doch für den Pfennig habe ich mir Tinte und Papier gekauft und Gottes Wort darauf geschrieben.“ Auf dieses Geständnis des Pfarrers erscholl ein Donnerschlag; das prasselte und krachte. Der Teufel war verschwunden. Die Rothaarige wurde von der Aufregung sehr krank. Sie verlor ihr ganzes Haar. Aber als es wieder wuchs, war es von schöner, hellblonder Farbe. Sie war nach ihrer Genesung sehr angesehen und heiratete einen hübschen Burschen. Noch in ihrem hohen Alter hat sie jedes Mädchen gewarnt, ja nicht einmal im Übermute vom Teufel zu reden, damit er nicht über sie käme.

Das Mädel in der Großenhainer Gegend, für die alle Männer Luft waren, die wußte auch nicht, was sie damit angerichtet hatte, als sie auf alles Drängen der Nachbarn sagte: „Ich heirate nicht, ich müßte denn gerade den Teufel heiraten.“ Eines Tages kam ein feiner Mann in ihr Haus mit Schwenker und steifem Hut und pochte dreimal an ihrer Türe an, dreimal hintereinander. Das hat so seine Bewandtnis. Wenn es nämlich Anzeichen gibt durch derartiges Klopfen, dann darf man nicht sprechen: Herein! sondern man muß selbst hinausgehen und die Tür öffnen. Das wußte die Jungfer. Darum öffnete sie selbst die Tür und sah den Gast

stehen, der um Einlaß bat. Sie fragte nach Namen und Begehr, er aber gab keine Antwort als die: er käme in einer besonderen Angelegenheit. Sie ließ ihn endlich ein, und er betrat die Stube. Dabei hielt er sich immer rückenfrei, als ob er etwas verbergen wollte. Er mußte sich setzen. Er stellte den Hut vor die Füße auf den Boden und begann das Gespräch: „Ich bin über dreißig Jahre alt und sehe mich nach einer Frau um. Ich habe gehört, daß Ihr noch nie einen Freier hattet und zu haben seid. Darum bitte ich Euch um Eure Hand." Sie spricht: „Alle Männer sind schlecht, ich brauche keinen." „Es gibt verschiedene Charaktere, solche und solche," fährt der Gast fort, „mit mir würdet Ihr bestimmt zufrieden sein." Sie unterhalten sich weiter miteinander, und er beginnt ihr zu gefallen, weil er so gesetzt und höflich sein kann. Sie bietet ihm zu essen und zu trinken an, und dann wünscht sie, daß sich der Gast verabschiede. Aber das ist keineswegs sein Wille. Da er keine Anstalten macht, tut sie, als wolle sie nun schlafen gehen und legt die Jacke ab. Aber nun wird der Fremde um so aufdringlicher und will dableiben. „Ach was, ich habe nur ein Bett, geht ins Gasthaus und schert Euch nun." Sie öffnet die Tür und drängt ihn hinaus, und als er über die Schwelle taumelt, erblickt sie den Pferdefuß. Schnell stößt sie ihn noch die Treppe hinab. Da gibt's einen schrecklichen Knall, und vier Wochen hinterher hat's noch gestunken nach Pech und nach Schwefel.

Mit eines Goldschmieds Tochter ist der Teufel ganz übel verfahren. Die ging bei hellichtem Mondenscheine nach Bier. Im Walde begegnete ihr ein schwarzer Mann. Der verwandelte sie in ein schwarzes Roß, bestieg es und ritt nach einer Schmiede. „Ach Schmied, beschlagen Sie mir mein Pferd, es ist ja tausend Taler wert." Der erste Nagel, den er schlug, da floß ein Tropfen Menschenblut. Bald aber war das Werk vollendet, und das Pferd klagte: „Es ist genug." Nun ritt der Schwarze der Hölle zu: „Macht auf, macht auf die Höllentür, ich bring euch Goldschmieds Tochter hier."

Teufelsberichte aus früherer Zeit

Aber in früheren Zeiten, als überall in den Klöstern noch Mönche saßen, hatte es der Teufel nicht nur auf die Jungfern abgesehen. Als Thietmar, der ehrwürdige Bischof von Merseburg und der Verfasser der berühmten Chronik, noch Mönch war, schlief neben ihm der Bruder Husward. Zu dem kam wiederholt der Teufel und bat, bei ihm liegen zu dürfen. Zuletzt flehte er fußfällig, er möge ihm doch um einen Lohn, den er ihm versprach, zu Willen sein. Husward aber blieb eingedenk seines Gelübdes gegen Gott, und er verlangte den Preis zu sehen, ehe er eine Antwort erteilte. „Ich will dich mit einem ähnlichen Geschenke

lohnen wie meinen Diener im Westlande," war des Teufels Antwort. Da schlug Husward das Zeichen des heiligen Kreuzes und trieb den Versucher mit zornigem Schelten von hinnen. Später erfuhr der fromme Bruder, daß im Westlande ein Geistlicher wegen großer Schandtat am Galgen gestorben sei. Da erzählte Husward seinen Brüdern die ganze Geschichte von Anfang bis Ende, und alle wunderten sich, daß der Böse so etwas zu versuchen gewagt hat, da doch alle Sonntage das wahre Kreuz Christi in jenes Schlafhaus getragen wurde.

Im 1260. Jahr hat sich eine erschreckliche Historie zu Freiberg (Albinus erzählt uns die Geschichte) mit einem Junggesellen zugetragen, so allda in die Schul gegangen. Dieser, der eine Jungfrau sehr lieb gewonnen und zu derselben nicht hat kommen können, hat einen Schwarzkünstler um Rat gebeten, und so er ihm zu ihr hülfe, demselben eine Menge Geldes zugesagt. Der Schwarzkünstler führte ihn in den Keller, schrieb seine Zirkel und Charaktere, wie sie pflegen, auf den Boden, fing an zu bannen und zu beten. Nachdem sich aber mancherlei Gespenster nacheinander sehen lassen, ist der Teufel zuletzt in derselben Jungfrau Gestalt zu ihnen hereingetreten, hat aber dem Jüngling nicht nahe kommen wollen, sondern sich ihm nur gezeiget, und da er zu weit aus dem Zirkel geschritten und nach seinem Lieb greifen wollen, hat ihn der böse Geist alsbald ergriffen, von einer Wand zu der andern geführt und also zerstöret, daß er starb und tot blieb. Endlich hat er den toten Körper mit solcher Gewalt auf den Schwarzkünstler geworfen, daß derselbe auch halbtot darniedergefallen und die ganze Nacht also liegen bleiben und den toten Körper auf sich behalten mußte, hat dazu jämmerlich geschrien. Des Morgens sind viele Leute von dem kläglichen Geschrei erschrocken, sind zugelaufen, solches also befunden, und den Schwarzkünstler, so halb tot, herausgeführt, welcher, nachdem er solches erzählt, auch alsbald soll verschieden sein. Diese Geschichte wird vom Siffrito, Preßbytero Mißnensi, allen närrischen Liebhabern zur Abscheu beschrieben.

Der Teufel ist in seinem Ränkespiel erfinderisch. Der Hausmann in der Petersstraße zu Leipzig war so verschlafen und machte niemals die Haustür auf, wie heftig auch geklopft wurde. Da mußten die Hausbewohner, wenn sie spät heim kamen, oft im Unwetter draußen bleiben. Der Hausherr sagte: „Wenn es nicht besser wird, entlasse ich dich!" Da trat der Teufel zu dem Hausmann, nicht furchtbar, wie gewöhnlich, sondern ganz in menschlicher Gestalt und sagte: „Versprich mir deine Seele, so will ich zehn Jahre als Eule für dich wachen und dich wecken, wenn jemand pocht." Der Hausmann war's zufrieden und unterschrieb. Nun brauchte

sich niemand mehr über seine Verschlafenheit zu beschweren. Aber als die zehn Jahre um waren, fand man den Hausmann tot in seinem Bette; der Teufel hatte ihm den Hals umgedreht. Zum Andenken daran setzte man in eine Nische des Hauses eine steinerne Eule.

Anno 1551, Freitag vor Jakobi, ließ Valten Freyhinger, Richter zu Kaaden, einen Frevler, Hans Kramern, einführen und anschließen. Der trotzte dem Richter, wenn er ihn nicht losließe, wollte er sich nachts dem Bösen ergeben. Der Richter achtet's nicht und läßt ihn verschließen. Des Nachts erhebt sich ein greulicher Windsturm um das Bollwerk. Etwas klopft an die Stube, und eine Stimme fragt: „Willst du heraus?" Der Gefangene meint, es sei der Stadtknecht und spricht ja. Da eröffnet sich die Tür. Der höllische Mörder tritt zu ihm. „Willtu mein sein?" Der Gefangene erschrickt, streicht das Kreuz vor sich und spricht: „Hebe dich weg von mir, Satan, Gott wird mir wohl hinaus helfen." Da schlägt ihm der Teufel den Backen braun und blau und spricht: „Warum hast du mich dann gerufen?" Darüber fängt der Gefangene ein jämmerlich Geschrei an und erweckt den Stadtknecht. Da weicht der Satan, und der Frevler wird des Morgens mit seinem Wahrzeichen aus der Custodia gelassen.

Im Jahre 1623 haben die Jesuiten zu Prag in der Altstadt eine Komödie angestellt. Darin wurde der Luther, der Melanchthon und der Huß zum Feuer verdammt und verbrannt. Zu solchem Werk haben sich drei Studenten in Teufelsgestalt gekleidet, um die Ketzer in die Flammen zu werfen. Als sie einst die Comoedia probierten, kam als vierter zu den drei Studenten in Teufelskleidern der rechte höllische Teufel dazu, trat unter sie und lief mit ihnen herum. Darüber erschraken zwei der Studenten dermaßen, daß sie in Ohnmacht fielen und tot blieben.

Zu Freiberg lag ein ehrlicher Bergmann sehr krank darnieder. Zu dem kam der Teufel mit einem langen Papier, fast einer Kuhhaut gleich, und sagte: „Ich bin als Notar abgefertigt. Ich soll alle deine Sünden aufzeichnen." Der Bergmann war zwar erst sehr erschrocken, faßte aber Mut und antwortete: „Ich bin ein armer Sünder, das bekenne ich. Willst du meine Sünden aufschreiben, und bist du deswegen hergekommen, so schreib obenan: Des Weibes Same, Jesus Christus, hat der Schlange den Kopf zertreten!" Als solches der Teufel hörte, verschwand er mit Papier und Tinte, blieb nichts von ihm als ein abscheulicher Gestank.

Einst saß in der Klosterkirche zu Oschatz ein Mönch im Beichtstuhle und sollte Beichte halten. Da erschien der Teufel bei ihm und bekannte so viele große Sünden, die er begangen oder bei denen er geholfen hatte, daß der Mönch erklärte: „So Schlimmes kann ein Mensch nicht verüben." Nun

entdeckte der Teufel, wer er war, und der Mönch fragte: „Warum kommst du denn beichten? Du mußt doch wissen, daß du bei Gott keine Gnade findest." „Ja, weißt du," erwiderte der Teufel, „alle die vor mir zur Beichte gingen, waren ebenso schwarz und häßlich wie ich. Durch die Absolution sind sie schön und weiß geworden. So will ich auch werden." Doch der Mönch weigerte ihm die Absolution. Da fuhr der Teufel in die Höhe und nahm die Decke des Beichtstuhles mit.

Sobald der Teufel merkt, daß ein Mensch für die Hölle reif ist, stellt er sich ein und holt ihn. Den fünf Saufbrüdern, die in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag an der böhmischen Grenze so zechten und dabei seinem Bilde an der Wand zutranken, drehte er den Hals um. Den Dresdner Kreuzschüler, der auf dem Chore während der Predigt Karten spielte, hat er sofort geholt. Und wenn einer so flucht, daß der Himmel einfallen möchte, ist er bestimmt da und packt ihn am Genick.

Ein kursächsischer Soldat in der Stadt Leipzig hat den Tag über sehr geflucht und des Teufels oft erwähnt. Aber abends bei Tisch ist ihm angst und bange geworden. Denn die leibhaftigen Teufel haben ihn so bedrängt, als wollten sie ihn auf der Stelle holen. Aber nur er allein konnte sie sehen. Ist solange gequält worden, bis einer aus dem Ministerio kam und es durch andächtig Gebet soweit brachte, daß das Gesicht aus des Soldaten Auge kam.

In einem Altenburgischen Dorfe sahen einige Bauern eines Abends auf des Nachbars Boden ein Licht brennen. Und sie hörten eine Stimme. Die bat: „Gedulde dich doch noch vier Wochen." Und eine andere Stimme sagte: „Brauchst kein Wort weiter zu verlieren. So viele Jahre durch habe ich dir gedient schlimmer als ein Sklave. Jetzt ist's aus!" „So laß mir doch wenigstens bis zum Montage Zeit und spare mir die Schande." „Na gut. Aber am Montag fährst du bestimmt mit deinem Schiebekarren aufs Feld." Und richtig, am Montag früh fuhr der Bauer mit seinem Geschirr fort, und es dauerte gar nicht lange, da hieß es im Dorfe: „Dem Nachbar sind die Pferde durchgegangen. Jetzt bringen sie seine Leiche." Na, die Bauern wußten, wie sich's zugetragen hat, aber sie haben nichts gesagt.

Vom Teufel besessen

Wenn ein Mensch vom Teufel besessen ist, muß der Pfarrer kommen und ihn bannen. Ein vornehmer Student zu Pirna hat den Teufel in sich gehabt, aber der Pfarrer hat nichts gegen ihn ausrichten können. Der Student wohnte nämlich in Hannß Nackens Gasthofe, und in dieser Stube hatte sich der Scholastiker Scotus aufgehalten, Adelsleute hatten dort weidlich gesoffen und geflucht, drum war alles vergebens. Da wurde der Besessene in einer frommen Wittib Haus gebracht. Dort ge-

lang es dem Pfarrer gleich, den Teufel herauszukriegen. Er ist ausgefahren als ein feuriges Gerstenkörnlein.

Der Teufel hat in manchen Menschen schrecklich gewütet. Wenn du einmal in die Bergstadt Platten kommst, so laß dir auf dem Rathause die handschriftliche Stadtchronik geben und lies, wie er mit Schmieds Anna umgegangen ist. Er hat als Kuckuck, als Rabe, als Hummel sich hören und sehen lassen. Und so ist er in die Jungfrau gekommen: als sie zur Fastnacht einen Schluck Bier trank, hat sie den Teufel als Fliege mit verschluckt. Nun sind die Priester zu ihr gekommen, um ihre Kunst zu versuchen. Aber es half alles nichts. Der Satan höhnte und lästerte sie. Erst als am 30. Mai wohl an die fünfzehn Priester gemeinsam ihn beschworen — der Schloßhauptmann von Prag war anwesend und an die tausend Personen — ist der Teufel in Gestalt eines Fliegenschwarmes aus der Jungfrau ausgefahren.

Wer mit den Kräutern gut Bescheid weiß, ist vor dem Teufel sicher. Nimm Sonnentau und berühre den Bösen damit. Da wird er zu einem Pilzmännchen, klein und hilflos, und du kannst lachen über ihn.

Der falsche Teufel

Die Angst, die viele Leute vor dem Teufel hatten, machte sich mancher Frechling zu Nutze. In Zwickau hatte sich einer bei Tage in ein Haus eingeschlichen, um alles zu besehen, was etwa zum Mitnehmen sei. Als er nichts weiter gefunden hatte, stieg er zur Nacht, als alle schliefen, die Treppe hinauf. Wie er aber seine Beute aufhalsen will, fällt eine Speckseite runter. Davon wird der Hausherr wach. Der Dieb rennt vor ihm treppab, kann aber nicht zur Haustür hinaus, weil sie zugeschlossen ist. Er flüchtet sich in den Rauchfang und macht sich mit Ruß das Gesicht ganz schwarz. Wie der Hausherr am Herde Feuer anbläst, um die Laterne anzuzünden, bläst der Dieb von der anderen Seite auch in die Asche. Erschreckt fragt der Wirt: „Wer bist du?" Eine Stimme antwortet: „Ich bin der Teufel!" „Was verlangst du von mir?" „Gib mir eine Speckseite." In seiner Angst sagt der Hausherr: „So nimm dein Teil und hebe dich von dannen." „Du mußt die Haustür aufmachen," antwortet der Dieb. Durch die offene Tür trägt er lachend seine Speckseite hinweg. Am nächsten Tag weiß die ganze Stadt, daß der Teufel in einem Haus gewesen ist und eine Speckseite mitgenommen hat. Bald nachher, als er noch mehr solche Taten verübt hatte, wurde der Dieb auf frischer Tat ertappt. Unter der Folter gestand er, daß er in Zwickau den Teufel gespielt habe. Darauf schrieb der Stadtrat der nur sechs Meilen entfernten Nachbarstadt an den Zwickauer Bürger, wenn er den Teufel sehen wolle, der ihn einst in seinem Hause besucht hätte, so solle er nur herüberkommen.

Als dies ruchbar wurde, entstand ein groß Gelächter in der Stadt, und viele Zwickauer zogen hin, um den schlauen Dieb und vermeintlichen Gottseibeiuns anzustaunen.

Einmal war einem Bauer in der Westlausitz ein Schwein entwischt. Das verkroch sich in der Kirche; denn die Türe war offen, weil der Küster die Abendglocke läutete. Der Küster schloß dann die Kirche zu. Er wußte nicht, wen er eingeschlossen hatte. In der Nacht fing das Schwein an zu toben. Das hörte der Pastor. Der glaubte nicht anders, als daß der Teufel in der Kirche sei. Schnell holte er den Kantor. Die beiden horchten an der Kirchentüre. O, das grunzte und schnaufte. Ganz vorsichtig schlossen sie auf. Den Augenblick hatte sich das Schwein abgepaßt. Mit einem Satze schoß es raus und dem Pastor durch die Beine. Der saß wie ein Reiter auf dem Tiere. Der Kantor brachte nur raus: „Herr Paster, Herr Paster, wo geht's denn hin?“ Und aus der Ferne hörte er Antwort: „Lebt wohl, Herr Kantor, mich holt der Teufel!“

Der geprellte Teufel

Wer das Herz auf dem rechten Fleck hat und einen guten Mutterwitz, wird auch mit dem richtigen Teufel alleine fertig. Der Müller von Guttu hatte mit dem Schwarzen ein Bündnis geschlossen. Aber als der seinen Lohn haben wollte, lockte ihn der Müller aufs Mühlenrad. Das fing an sich zu drehen und richtete den Bösen übel zu. Seine Hosen waren ganz zerrissen. Da schleppte er sich lendenlahm auf die drei Blöcke bei Kleinbautzen und flickte sein Zeug.

Die Westlausitzer betrügen den Teufel auf ihre Art. So ist ihr Rat: Nimm eine schwarze Katze, an der aber kein weißes Härchen sein darf, stecke sie in einen Sack und binde neunundneunzig Knoten hinein. Damit gehe um zwölfe an das Kirchhofstor, aber so, daß du mit dem ersten Schlage dort bist. Dann mußt du dreimal um die Kirche laufen und gerade mit dem letzten Schlage wieder am Tore sein. Dann erscheint der Teufel und fragt, was du im Sacke hast. Antworte darauf: „Einen Hasen.“ Da nimmt der Teufel den Sack und gibt einen Taler dafür. Den mußt du aber eiligst nach Hause tragen, ehe der Teufel die neunundneunzig Knoten gelöst hat. Ist er damit fertig, ehe du die Haustürschwelle betreten hast, dreht er dir den Kopf um. Nach dieser Vorschrift hat einmal eine junge Magd gehandelt, die Geld brauchte, weil sie heiraten wollte. Aber weil die Katze einige weiße Haare hatte, ist der Teufel gar nicht gekommen.

Einst besuchte der Teufel in der Großenhainer Gegend einen Schmied, um seine Seele zu fangen. Er sah ihm bei seiner Arbeit zu und wartete einen günstigen Augenblick ab. Eben hatte der Schmied ein Stück Flach-



Mönch bannt einen Teufel
Miniatur aus: Hartlieb, Joh. Dr., „bůch aller verpoten kunst vnglaubens vnd der zauberey", XV. Jahrhdt. Dresden, Landesbibliothek

eisen im Schmiedefeuer, und es kam ihm der arglistige Gedanke, den bösen Feind auf den Besen zu laden. „Höre," sagte er, „du sollst Gewalt über mich haben, wenn du erraten kannst, was aus dem glühenden Eisen in meiner Zange werden soll. Errätst du es aber nicht, so mußt du dich verpflichten, mir einen Sack Dukaten zu stiften. Gilt die Wette?" Damit langte er schon ein weißglühendes Eisenstück aus dem Feuer heraus. „Jawohl," rief schnell der Teufel, denn ihn freute der Handel, bei dem er nur gewinnen konnte. Das Eisen lag auf dem Amboß, und der Schmied hob den Hammer. „E Pflugrödel", rief schnell der Schwarze. „E Dreck, enne Deesenscharre", schrie der Schmied, und indem er geschwind das Eisen an den Amboßrand zog, schlug er das überstehende Ende zu einem Haken um. So war der Teufel geprellt und mußte das Gold schaffen.

Schwarzkünstler und Hexenvolk

Auf obersächsisch-thüringischem Boden hat nach der Historie der größte deutsche Teufelsbündner seine Heimat gehabt, der Dr. Faust. Ist eines Bauern Sohn gewest, zu Rod bei Weimar bürtig. Hatte zu Wittenberg eine große Freundschaft, und sein Vetter war wohlvermögender Bürger dort. Dieweil er ohne Erben war, nahm er Faustum zu einem Kind und Erben auf, ließ ihn auch in die Schule gehen, Theologiam zu studieren. Er aber ist von diesem gottseligen Fürnehmen abgetreten und hat Gottes Wort mißbraucht. Dr. Faust

Nahm Faustus an sich Adlers Flügel, wollte alle Gründ am Himmel und Erde erforschen, sollte ihm der Teufel helfen dabei. Ging darum in den dicken Wald bei Wittenberg, der Spesserwald genannt, hat dort in einem vierigen Wegschied den Teufel beschworen. Hub sich im Walde ein großer Tumult an, daß sich die Bäume bis zur Erde bogen, war es drauf, als renneten lauter Wagen mit Rossen vorüber, kam eine feurige Kugel und zersprang, hat es im Walde geklungen und gesungen, schwebte ein Drach über dem Kreise, fiel ein Stern herab, sprang ein Feuerstrom auf mannshoch, kam ein feuriger Mann, ging um den Kreis herum eine Viertelstund lang. Kam zuletzt der Teufel in eines grauen Mönchs Gestalt, hat nach Fausti Begehr gefragt. Ist der Geist am nächsten Morgen in des Fausti Behausung kommen, forderte Faustus, daß er käm in Gestalt und Kleidung eines Franziskanermönchs, mit einem Glöcklein angetan, hat er sich dem Mephistopheles, dem Diener des höllischen Prinzen im Oriente, mit Blut verschrieben. Hat nun Faustus mit Mephistopheles jeden Tag disputieret, hat von ihm alle Geheimnisse Himmels und Erden zu erfahren getrachtet.

Damals studierten zu Wittenberg drei fürnehme Grafen. Sie wollten gerne sein zu München bei des Bayernfürsten Hochzeit, die große Pracht zu sehen allda. Die hat Faustus auf seinen großen Mantel gesetzet, hat sie durch die Lüfte entführt an des Bayernfürsten Hof.

Und eines Nachts schlugen sich Studenten vor Fausti Hause, sieben wider fünf. Verblendete Faustus ihre Augen, daß keiner den andern sehen kunnt. Bläueten also blinder Weis aufeinander ein, bis es allen genug war.

Hat einst Faustus den Studenten und fürstlichen Personen Hectorem, Ulyssem, Herculem Aeneam, Simson, David und andere gezeigt, die mit grausamen Gebärden und ernsthaftigem Gesicht herfürgegangen und wiederum verschwunden sind.

Einst kam Faustus zum Herrn Philippo, der las ihm einen guten Text, schalt und vermahnet ihn, daß er von seinem Ding bei Zeiten abstünd, es würde sonst ein bös End nehmen. Er aber kehrete sich nicht daran. Nun war's einmal um zehn Uhr, daß der Herr Philippus aus seinem Studorio hinunter ging zu Tisch, spricht Faustus zu ihm: „Herr Philippe, Ihr fahret mich jedesmal mit rauchen Worten an. Ich will's einmal machen, wenn Ihr zu Tisch gehet, daß alle Häfen in der Küche zum Schornstein hinausfliegen, daß Ihr mit euern Gästen nichts zu essen werdet haben." Antwortet Herr Philippus drauf: „Das solltu wohl lassen. Ich sch... auf deine Kunst." Und ließ es Faustus auch.

Ein andrer alter gottfürchtiger Mann vermahnete ihn auch, er sollte sich bekehren. Dem schickte Faustus zur Danksagung einen Teufel in seine Schlafkammer in Gestalt einer Sau. Aber war der Mann wohl gerüstet im Glauben, spottete: „Ei, wie eine feine Stimm und Gesang hat der Engel, der im Himmel nicht bleiben kunnt, gehet jetzt in der Leut Häuser, verwandelt in eine Sau." Da ziehet der Geist heim zum Faust, klaget ihm, wie er empfangen und abgewiesen sei.

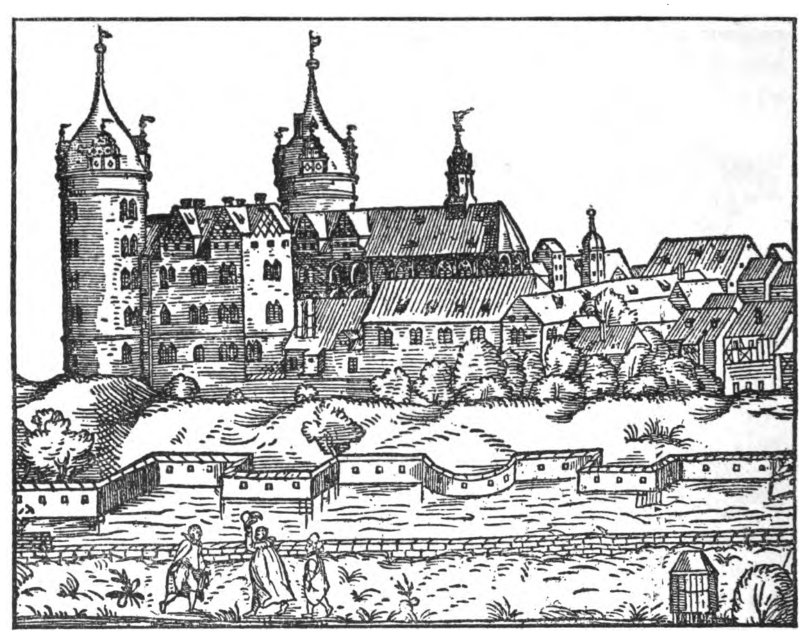
Im Dezember um Christtag war viel adligen Frauenzimmers gen Wittenberg gekommen, ihre Brüder, welche dort studierten, zu besuchen. Da diese jungen Herrn von Adel zu Doctor Fausto gute Kundschaft hatten und er etliche Mal zu ihnen berufen worden, wollte er dies vergelten und berief die Junker nebst dem Frauenzimmer zu sich in seine Behausung zu einer Nachmittagszeche. Als sie nun erschienen und draußen noch großer Schnee lag, begab sich in Doctor Fausti Garten ein herrlich und lustig Spectakel, denn es war in seinem Garten kein Schnee zu sehen, sondern ein schöner Sommer mit allerlei Gewächs, daß auch das Gras mit allerlei schönen Blumen grünte und blühte. Es waren da auch schöne Weinreben, mit allerlei Trauben behängt, desgleichen rote, weiße und



Schwabe — Leipziger Ratsherr — Vornehmer Sachse — Kaufmann aus dem Meißnischen

Kupfer aus: A. Bruin, Imperii ac sacerdoti ornatus, Cöln 1578. (Stadtgeschichtliches Museum, Leipzig)

Das Schloß in Wittenberg 1691



Holzschnitt

fleischfarbene Rosen und viel andere, schöne, wohlriechende Blumen, welches eine herrliche Lust zu riechen gab.

Kam Dr. Faustus auch mit seinen Studenten gen Leipzig. Als sie nun dort hin und wieder spazieretten, die Universität, die Stadt und die Messe besahen, gingen sie von ohngefähr vor einem Weinkeller vorüber. Da waren etliche Schröter über einem großen Weinfaß. Das fassete etwa sechszehn bis achtzehn Eimer, und sie wollten es aus dem Keller schroten, konnten es aber nicht herfürbringen. Das sah Doctor Faustus und sprach: „Wie stellt ihr euch so läppisch; euer sind so viele und einer allein könnte das Faß herfürbringen, wenn er sich recht dazu zu schicken wüßte." Die Schröter wurden solcher Rede unwillig und warfen mit unnützen Worten um sich, weil sie ihn nicht kannten. Als aber der Herr des Weins solchen Zank vernahm, sprach er zu Fausto und seinen Gesellen: „Wohlan, welcher von euch das Faß allein herausbringt, dem soll es sein." Da ging Faustus alsbald in den Keller, setzte sich auf das Faß wie auf ein Pferd und ritt es also schnell aus dem Keller, worüber sich jedermann verwunderte. Des erschrak der Weinherr, mußte aber doch dem Fausto das Faß mit Wein überlassen. Der gab es seinen Wandergesellen zum

besten: Die luden ihre guten Freunde dazu und hatten etliche Tage lang einen guten Schlampamp davon und wußten von Glück in Leipzig zu sagen.

Doktor Faust zu dieser Frist
Aus Auerbachs Keller geritten ist
Auf einem Faß mit Wein geschwind,
Welches gesehen viel Menschen Kind.
Solches durch subtil Kunst getan,
Und des Teufels Lohn empfing davon.

Ein andermal zur Messe war Faustus mit seinen Gesellen wiederum in Leipzig. Es kam aber eben damals auch daselbst an ein vornehmer Kardinal mit Namen Campegius. Dem tät der Magistrat der Stadt alle Ehre an. Er fuhr des andern Tags aus der Stadt mit seinen Leuten an einen nahegelegenen lustigen Ort, frische Luft zu schöpfen. Und Faustus, als er solches erfuhr, ging mit seiner Gesellschaft zu Fuß an selbigen Ort. Und in Ermangelung anderer Kurzweil stellte er dem Fürsten zu Ehren eine gar seltsame Jagd an. Ging Faustus einher wie ein Jäger, und Mephistopheles zog mit vielen Hunden des Wegs. Setzte Faustus sein Jagdhörnlein an und blies. Zur Stund sah man in der Luft daherfahren bald einen Fuchs, bald einen furchtsamen Hasen. Die Hunde ängstigten und trieben die Füchse und Hasen so weit in die Höhe, daß man sie kaum mehr sehen kunnt, und Faustus und Mephistopheles waren hinterher. Und währete das Jagen fast bei einer Stunden, alsdann verschwanden die Jäger, die Hunde, Füchse und Hasen, und Faustus fuhr gleichsam aus der Luft herab an den Ort, wo seine Gesellen stunden und zuschaueten. Hatte der Kardinal an dem Spiele eine sonderliche Freude, da er dem Jagen sehr ergeben war, ließ er Faustum durch einen Edelmann bitten, auf den Abend sein Gast zu sein, hat er ihn zu großer Würde befördern wollen, hat Faustus nicht gemocht, hat gesagt, er habe Hohheit genug, da ihm der höchste Potentat der Welt untertänig.

Zu Wittenberg hat Faustus die Fastnacht mit seinen Studenten in gar wollüstiger Weis gefeiert. Ist am Montag in des Bischofs zu Salzburg Keller gefahren, hat des Bischofs Kellermeister auf eine hohe Tanne gesetzet, hat ihn sitzen lassen allda. Hat am Dienstage seine Gäste tractieret mit Wein und Schüsseln von der Potentaten Tafeln. Hat am Aschermittwoch nach einem herrlichen Mahl mancherlei Instrumenta musica erschallen lassen, Gläser, Becher und Häfen zum Tanzen bracht, einen Gokkelhahn pfeifen, ein alten Affen artig spielen lassen, war Faustus drauf mit einer Stangen ein gar glückseliger Vogelsteller, sind dann alle zur Mum-

merei gegangen in einem weißen Hemd. Und war am Donnerstage das letzte Fest. Trieben dreizehn Affen ihre Gaukelspiel, schrie ein Kalbskopf Mordio (der wurde alsdann gegessen), fuhr Faustus auf einem Drachenschlitten einher. Er selbst ist auf dem Kopfe gesessen, die Studenten mitten innen, und auf dem Schwanze gaukelten lustig vier Affen.

Als sich nun die Zeit mit Doctor Fausto enden wollte, berief er einen Notarius zu sich, desgleichen etliche Magister, die oft um ihn gewesen, und vermachte seinem Famulus das Haus samt dem Garten, neben des Gansers und Veit Rödingers Haus, bei dem eisernen Tor in der Schergasse an der Ringmauer gelegen, und dazu alles, was er an Geld und Gut noch besaß. Nicht lange, etwa einen Monat darnach, als des Fausti 24 Jahre verlaufen waren, erschien ihm der Geist, brachte ihm seine Verschreibung, sagte, er wolle ihn holen die andere Nacht. Geht Faustus mit seinen Gesellen in das Dorf Rimlich, eine halb Meil von Wittenberg, zur letzten Zehrung. Bekennet dort in einer Oratio seine Übeltat, warnet seine Gesellen vor solchem teuflischen Fürnehmen, wünscht ihnen eine gute Nacht. Will dann beten, kann's aber nicht. Kommt der Teufel mit großem Ungestüm und holt den betrübten Faustum. Da springen die Studenten aus dem Bette und der Wirt fleucht aus dem Hause, denn sie hören ein greuliches Pfeifen und Zischen, als ob das Haus voller Schlangen, Nattern und anderer schädlicher Würmer wär, hören Faustum Hilf und Mordio schreien. Und als sie am Morgen in Fausti Stube gegangen, sahen sie keinen Faustum mehr, sahen nichts denn die Stube voll Blut gespritzet, das Hirn an die Decke geklebt und Fausti Augen und etliche Zähne. Aber draußen auf dem Miste fanden sie seinen Leib. Den haben sie in Rimlich begraben. —

Als Faust hundert Jahre tot war, war der große Krieg im deutschen Lande. Da geschah es, daß ein Schwarm Soldaten auf ein Dorf an der Elbe zutrabte und beim Schulzen sich einquartieren wollte. Der Schulze sagte, er wolle solche Gäste gern annehmen, nur sein Haus wäre im üblen Rufe, deswegen, weil der Dr. Faust darin umgekommen sei, zeigte ihnen auch eine Wand, mit Blut bespritzet. Da mochten die Soldaten nichts von dem Quartier wissen und zogen weiter.

Manche der Faust-Historien sind in den Lebensbildern anderer volkstümlicher Zauberer lebendig geblieben. Sie sind aus dem Faustbuche ins Volk gedrungen, vielleicht bewahren sie mitunter eine ältere mündliche Überlieferung, aus der auch die Bearbeiter des Volksbuches schöpften.

Der falsche Friedrich

Schwarzkünstler haben schon vor Faust auf obersächsischem Boden ihr Wesen getrieben. Der Pirnsche Mönch erzählt: Ditterich Stol, ein Dew-



Torgau um 1650

Kupfer von M. Merian. Ausschnitt

czser, warf sich MCCLXXXV auf in Person Keiser Friederichs, der vor XXXVI jar tot war, brachte durch schwarcze kunst und gaben vil von den großen Hanssen in glowben, sagte, was er in landen getan, geredt vnd gehandilt, efte Fursten vnd Hern, schickte nach Margrafen Fridrich vnd Ditterich czu Meisen, seiner schwester söne. Er verczerte XX M marg silbers vnd VC in einem jar, wart durch Kunigen Rudolf, Bischofen czu Cölen etc. gefangen, bekante, swarcze kunst wer ym louftig, hette ein mechtiger her verhoft czu werden.

Der zauberkundige Knecht

Anno 1461 soll sich folgende Historie mit Thösen, einem Edelmanne zu Wesenig (Weßnig bei Torgau) zugetragen haben, dem sein Knecht, namens Schort, das Pferd auf einen Turm geführt (das scheint er zum Possen getan zu haben, weil ihm der Herr anbefohlen, das Pferd wohl zu verwahren), den Feinden die Hufeisen abgebrochen, und den Edelmann, als er zu Eilenburg wegen eines Todschlages gefangen gesessen, mit dem Stock und allem durch die Luft aus dem Gefängnis geführt, weil er sich aber, wider sein Vermahnen, mit dem heiligen Kreuz bezeichnet, in den Bennewitzer Teich fallen lassen, doch solches seiner Frau angezeiget (vielleicht war dieser Knecht ein Teufel, denn der trägt im Böhmischen und Wendischen einen ähnlichen Namen wie der Knecht).

Der falsche Böhmenkönig

Im Jahre 1467, als der König zu Böhmen gestorben war, warf sich ein Schreiber, der sich Schürlen rufete auf und gab für, er sollte König zu Böhmen werden. Demselben wurde von den Vürnehmsten zu Pirn Glauben gegeben, denn er ein Schwarzkünstler war. Machete mit seiner Zauberei, daß alle Abend viel Diener mit herrlichen Kleidern höflich für

ihn traten mit köstlichem Speis und Getränk. Er zog ein mit ein Geschmügs (?) Pferde, hielt groß Gepränge. Die Bürger hofften vergeblich seiner Wiederkunft. Er blieb außen. Ward nachher Stadtknecht zu Kottbus in Laußnitz, da man ihn gespürt und gekannt hat.

Mönch Bruno

In Meißen, Bautzen und Leipzig hat der schwarze Bruno, ein Mönch, sein Zauberunwesen getrieben. Er wurde zur Strafe von einem noch größeren Zaubermeister in eine Kristallflasche gebannt.

Der Wunderdoktor

Vor langer Zeit schon muß sich auch die Geschichte mit dem Wunderdoktor zu Permesgrün in Böhmen zugetragen haben. Der Doktor war in seiner Jugend Hirt. Als er einst bei Permesgrün die Herde weidete, fand er unter einem Steine, der an einer Eiche lag, ein altes Buch. Darauf stand: „Wende den Inhalt wohl an, und du wirst der Menschheit nützen." Das tat der Hirte, und bald war er in der ganzen Gegend als Wunderdoktor bekannt und gesucht. Da erkrankte der Sohn des Herzogs so schwer, daß der Vater in seiner Verzweiflung dem Retter seine Tochter zur Frau versprach. Der Wunderdoktor ging an den Hof des Herzogs und versuchte die Heilung. Und siehe, bald war der Prinz gerettet. Aber nun hielt der Herzog sein Versprechen nicht. Der Doktor ärgerte sich so darüber, daß er sichtbarlich hinsiechte. Da las er in seinem Buche, und hierauf befahl er seinem Diener, ihn zu zerstückeln, die Stücke in eine Kiste zu legen und alles unter der alten Eiche zu vergraben, wo er das Buch gefunden hatte. „Nach einem Jahre öffne die Kiste wieder, aber nicht eher, dann werde ich gesund und frisch auferstehn!" Der Diener tat, wie ihm sein Herr geheißen, aber er konnte die Zeit nicht erwarten und öffnete die Kiste schon nach dreiviertel Jahren, um nachzusehen, wie es mit seinem Herrn stünde. Da war die Zauberkraft vernichtet, und der Herr blieb tot.

General Sybilsky

Ein schlimmer Zauberer war der königlich polnische und kurfürstlich sächsische General Johann Paul Sybilsky von Wolfsberg. Er schlug am 13. Dezember 1745 die preußische Nachhut bei Zehren und Lommatzsch, ohne einen Mann zu verlieren. Das machte er so: Am Tage vor der Schlacht ließ er sein Regiment zu dreien über einen schwarzen Mantel marschieren und rief den Soldaten zu: „Burschen, wenn ihr ins Gefecht kommt, vergeßt nur meinen Namen nicht. Es bleibt kein Mann, aber der Feind verliert einen Großen." Das war der General von Röhl.

Vor der Schlacht bei Kolin ging Sybilsky die Reihen seiner Soldaten ab. Allemal beim neunten Mann jedes Gliedes blieb er stehen und murmelte einige unverständliche Worte. Dann verhieß er laut den Sieg. Und wie er gesagt hatte, so wurde es. Sein Regiment zeichnete sich besonders aus und erbeutete neun Fahnen.

Einst kam zum General Sybilsky Pumphut, ein wandernder Mühlknappe. Von diesem listig trägen Burschen, dem gut Essen und Trinken über alles geht, wissen die Leute von Sachsen bis Westfalen zu erzählen. Von seiner seltsamen Jugend und von den Taten, die er in der Wendei und mit dem alten Dessauer verübte, ist in den wendischen Sagen zu lesen. Als sich die beiden Meister der schwarzen Kunst gegenüberstanden, warf der General schwarze Haferkörner in einen Kacheltopf. Sogleich verwandelten sie sich in Fußvolk. Das kletterte aus dem Topfe heraus, sammelte sich auf dem Schloßhofe, manövrierte, begab sich wieder zurück in die kupferne Kaserne, und in dem Topfe lagen wieder nur Haferkörner. Pumphut langte aus einer Mulde, die am Fenster stand, einige Erbsen heraus und warf sie ebenfalls in den Kacheltopf. Da kamen wohlausgerüstete Reiter hervor. Aber Pumphut wußte das Wort nicht, sie wieder in den Topf zu bringen, und sie ließen ihre Klingen auf des Zauberers Buckel tanzen. Da kam ihm der General zu Hilfe. Er ließ die Reiter Kehrt machen und dahin gehen, woher sie gekommen waren.

Dieser Denkzettel hat dem Pumphut nichts geschadet. Auf seinen weiten Wanderungen zog er dem Wasser nach von Mühle zu Mühle. Wo es ihm gefiel, da blieb er, und für einen Schnaps und ein Stück Brot machte er den Leuten allerlei ergötzliche Schwänke und spaßige Dinge vor. Nur wo man ihm absichtlich schlechte Kost vorsetzte oder ihn gar hungern ließ, spielte er den Leuten arge Streiche. Sonst war er ein harmloser Gesell. Pumphut

Wenn Pumphut an einen größeren Fluß kam, machte er sich einen Papierkahn und fuhr hinüber. Elbe, Saale und Mulde hat er so überquert. Zuweilen ritt er auf einer großen Heuschrecke durch die Luft. Einst wanderte er müde auf der Landstraße einher. Da kommt ein Roßtäuscher mit Pferden geritten. Den bittet Pumphut: „Laß mich ein Stück mitreiten, Kamerad.“ Aber der grobe Kerl hört gar nicht auf die Bitte des Wegemüden. Dafür fand er am nächsten Morgen im Stalle statt seiner Pferde — Strohwische. — Bei Dresden setzte Pumphut einmal bei großer Windstille alle Windmühlen in Bewegung, indem er durch ein Nasenloch blies, während er das andere zuhielt. In Leipzig ließ er im Gasthof zum goldenen Sieb am hellichten Tage zur Meßzeit eine Menge Hasen aus dem Kacheltopf heraus- und wieder hineinspazieren. Einige Müller an der Saale verweigerten ihm das übliche Handwerksgeschenk. Denen leitete er das Wasser ab. Wer ihn aber freundlich aufnahm, dem fehlte es nie an Wasser.

Im Jahre 1745 kam Pumphut nach Khaa bei Schönlinde in Böhmen, wo Meister Palme die herrschaftliche Brettmühle zu einer Mahlmühle



hatte umbauen lassen. Pumphut verguckte sich in die Müllerstochter, aber auf geradem Wege konnte er ihre Gunst nicht gewinnen. Die gehörte dem Mühlknappen Thomas. Da erbettelte sich Pumphut von Thomas ein Haar seiner Liebsten. Aber der war klug: er gab dem Schlimmen ein ganz ähnliches Haar aus einem Mehlsiebe. Als die Müllerstochter eines Abends an ihrem Spinnrocken steht, fällt plötzlich das Mehlsieb von der Wand herab, rollt zum offenen Fenster hinaus und kollert den Mühlgraben entlang, bis es verschwindet. Pumphut hatte statt des Mädchens das Mehlsieb verhext. In der Nähe der Mühle liegt heute noch ein eigenartiger Sandstein. Der heißt zur Erinnerung an Pumphut der „Mülschnerstein".

Einst wanderte Pumphut im Vogtland an der Burkhardsmühle vorüber. Drin waren viele Gäste und es ging gar lustig zu, denn ein neues Rad sollte gehoben werden. Das kam dem Pumphut gerade recht, denn einen guten Schmaus und Trunk hatte er allzeit gern. Er trat auch gleich in die Stube und setzte sich in eine Ecke. Der Müller dachte: „'s ist nur ein wandernder Mühlgeselle", und trug ihm ein Stück Brot auf und ein Glas Branntwein, nicht eben vom besten. Pumphut verzehrte es auch ohne Mucken und trollte sich gemächlich. Wie nun aber das Radheben losgehen sollte, o weh, da war die Welle viel zu kurz und hatte doch erst aufs Haar gepaßt. Da fiel den Gästen der wandernde Geselle ein, und es ging ihnen ein Licht auf. „Das wird der Pumphut gewesen sein! Lauft, was ihr könnt, und bringt ihn wieder her!" Ein paar machten sich auch gleich auf die Beine und sahen bald den Pumphut von weitem einherwandern. Sie liefen, was sie konnten, keuchten und schwitzten. Doch sie kriegten ihn nicht ein, obwohl der Geselle ganz langsam lief. Endlich blieb er stehen und hörte, was sie wollten. Er wollte aber durchaus nicht wieder umkehren. Schließlich ließ er sich doch erbitten. Ehe er aber in der Mühle ans Werk ging, aß und trank er sich einmal tüchtig satt. Dann ließ er sich zum Rade führen. Er besah die Welle von allen Seiten, klopfte mit seinem Hütlein dran und, siehe da, auf einmal saß sie in den Zapfen und paßte wie vorher. Darüber war große Freude in der Mühle. Mein Pumphut aber wanderte still von dannen.

In Wallengrün guckte Pumphut mal bei einem Bauer zur Tür hinein, als der grad' mit seiner Familie beim Mittagessen saß, umschwärmt von einer Unmenge Fliegen. Der Bauer lud ihn auch gleich zum Mittagessen und die Frau legte ihm einen großen Kloß auf den Teller. Pumphut wollte ihn zerteilen. Da, hast du nicht gesehen, sprang er unterm Messer fort, schlug wie eine Kanonenkugel durch die Stubentür, fuhr über den Flur durch die Stalltür und spießte sich auf dem Horn eines gescheck-

ten Ochsen auf. Dann nahm sich Pumphut einen Kloß um den andern und aß, als wäre nichts geschehen. Aber die Fliegen störten ihn. Er sagte zum Bauern: „Jag Er doch die Fliegen zur Tür hinaus!" „Ja, wenn ich's nur brächte," erwiderte der, „und wenn sie nur draußen blieben." „So lass' Er sie wenigstens solange auf einem Fleck, bis man gegessen hat!" Der Bauer lachte: „Versuch's nur, Pumphut, bist ja so ein Hexenmeister!" Der fletschte auch gleich mit den Zähnen, legte sein Hütlein auf eine besondere Stelle und befahl den Fliegen, sich hineinzusetzen. Die kamen angeschwärmt und füllten den Hut bis zum Rande. Nach dem Essen wischte sich Pumphut seinen großen, breiten Mund und bedankte sich fein. Er nahm sein Hütlein mitsamt den Fliegen unter den Arm und ging zur Tür hinaus. Draußen schüttelte er alle Fliegen der Bäuerin in die Milchtöpfe. Dann zog er lachend davon.

Pumphut ist eine Gestalt, die in allen Landschaften Obersachsens bekannt ist. Meist aber hat ein engerer Bezirk, gewöhnlich das Dorf oder die Stadt, einen besonderen berühmten Zauberer oder Hexenmeister.

In den Dörfern um Trautzschen war der alte Gr. der letzte große Hexenmeister. Ihm gehörte ein Gut in Costewitz und die Untermühle in Pegau. Einst hatte eine Frau aus Elstertrebnitz im Frühjahr Gras auf seinen Feldern gerupft. Sie gab es ihren Ziegen, molk sie und setzte die Milch für ihr kleines Kind in den Ofen. Als sie in den Topf sah, war Jauche drin. — Der alte Gr.

Die Kirschbäume Gr.'s hingen eines Jahres über und über voll Kirschen. Als einige Knechte abends dort stehlen wollten, waren die Bäume leer. Aber früh hingen die Kirschen wieder drauf. Mal las ein Knabe auf dem Felde des Hexenmeisters Ähren. Dabei zog er aus den Mandeln. Er stach sich an einer Stoppel, und davon wurde sein Bein so böse, daß kein Doktor helfen konnte. Das Bein mußte abgenommen werden. Besser kamen ein paar Diebe weg, die vom Felde eine Schubkarre Getreide stahlen. Die Karre wurde immer leichter, denn der alte Gr. schob unsichtbar selber mit. Aber auf dem Wege ward er sichtbar. Er donnerte die Diebe an, und sie mußten das gestohlene Gut wieder aufs Feld fahren.

Eine Magd aus Costewitz hatte beim Gr. ein Knechtbett gestohlen. Der Alte versammelte alle Leute und sagte: „Jetzunder alleweil und so (das war seine Redensart), wer mir das Bett gestohlen hat, der soll so voll Läuse werden, daß er sich nicht lassen kann." Da wurde die Magd so voll Läuse, daß sie es nicht mehr aushalten konnte. Sie brachte das Bett dem Hexenmeister wieder und bat ihn, die Läuseplage von ihr zu nehmen. — Kriesche Karl

Auch die Bewohner des angrenzenden Sudetendeutschlands haben ihre Zauberer. In Nordböhmen ist Kriesche Karl gewesen. Er war im Dörf-

chen Ugest geboren. Kaum hatte er die Schule verlassen, schnürte ihm die Mutter sein Bündel, und er wanderte in die Fremde, um sich einen Dienst zu suchen. Unterwegs traf er einen Fuhrmann, der nahm ihn mit. In des Fuhrmanns Hause saßen schon zwölf andre Jungen. In der Mitte der Stube war ein Rad mit zwölf Speichen flach aufgelegt. Nun drehte der Fuhrmann das Rad in wirbelnder Geschwindigkeit, und jeder Junge mußte versuchen, eine der zwölf Speichen zu fassen. Der Langsamste, dem es nicht gelang, wurde sofort vom Teufel geholt. Aber Kriesche Karl war ein gelehriger Schüler der schwarzen Kunst.

Pater Hahn In Platten im böhmischen Erzgebirge lebte der Pater Hahn, der allda und in der ganzen Gegend trotz seiner geistlichen Würde viel Zauberei und Schabernack mit den Leuten trieb. Einmal war er in Seiffen im Gasthaus, und dort waren viele Gäste. Er machte verschiedene Kunststücke. Auf einmal ließ er ein ganzes Regiment Soldaten aus der Ofenröhre herausmarschieren und auch den Teufel, daß allen die Haare zu Berge standen. Wie sie heimgehen wollten, sagte Hahn: „Ihr könnt jetzt nicht heimgehen, es hat soviel geregnet, daß alles unter Wasser steht." Wie sie vor die Haustür kamen, war vor dem Haus ein ganzer See. Das war ein Schrecken! „Wie wird es denn da bei mir daheim sein," rief jeder. „Jesus, steh nur unsern Weibern und Kindern bei." Nun zogen alle die Stiefel aus und wateten. Die Weiber und Kinder schliefen indessen zu Hause ganz gut. Wie die Männer eintrafen, weckten sie ihre Weiber und Kinder und erzählten von dem großen Wasser. Die Weiber schüttelten die Köpfe und sagten: „Wir haben uns ja erst niedergelegt, und bis jetzt haben wir nichts von Regen und Wasser gehört und gesehen." Eine sprach: „Ich muß nur einmal hinaussehen." Und wie sie vor die Haustür kam, da war sternreicher Himmel, und Wasser war keins zu sehen. „Ich denk' mir, du hast einen Nachtnebel," schmollte sie und kroch ärgerlich in ihr Bett. Eine andere sagte zu ihrem Manne: „Nu hä, wenn du so gewaten bist, so mußt du ja naß sein, und bist kein bißchen naß." Da überzeugte sich der Mann selbst und sprach: „Das hat uns der Pater Hahn angetan."

Die Kameraden Hahns hatten sich einmal besprochen, ihn in die Ecke hinter den Tisch zu lassen, und wenn er um zehn Uhr nach Hause wollte — er blieb immer nur bis zehn Uhr aus — wollten sie ihn nicht vorlassen. Wie er gehen wollte, sagten sie: „Bleib nur noch ein wenig, bleib nur noch." „Laßt mich fort," sagte Hahn, „es ist meine Stunde, ich gehe heim." Aber sie blieben sitzen und ließen Hahn nicht vor. Schließlich wurde einem um den andern not, Wasser abzuschlagen. Sie wollten aufstehen, es ging nicht. Das Bedürfnis wurde immer heftiger. Wie er sie

lange genug hatte sitzen lassen, sagte einer: „Lassen wir ihn gehen." „Ihr werdet mich nicht mehr necken," sagte Hahn, „ihr werdet mich schon zur Zeit gehen lassen."

Wie Hahn in Platten war, ging er mit dem alten Link, dem Vater des Wenzel Link, zu Bier nach Johanngeorgenstadt. Dort waren viele Sachsen, und da wurde Hetz gemacht. Link sagte: „Ihr mit euerm Pastor, was wollt ihr?" Und Hahn bemerkte: „Unser Glaube hat mehr Kraft. Verlaßt euch drauf, euer Luther ist in der Hölle und frißt eingebrannte Dorschen (Rüben). Kommt am Sonntag her, da werd' ich den Luther zitieren." Den nächsten Sonntag gingen Plattner Herren mit Hahn in die Stadt. Die Sachsen waren schon da. Man unterhält sich. Auf einmal klappert es im Vorhause. „Geht jetzt hinaus, dort ist euer Luther!" sagte Hahn. Sie gingen hinaus. Da stand ein großer Mann. Er war an einer Stange mit Ketten angehängt und hatte eine Dorsche in der Hand. Wie die Sachsen so den Martin Luther sahen, wurden sie wild und wollten Hahn durchhauen. Da kam aber Militär und nahm Hahn in die Mitte. In der Verwirrung, die unter den Sachsen durch das Militär entstand, entkam Hahn, und er konnte sich in der Klausmühle in Breitenbach verstecken.

Hahn machte sein Testament und sagte: „Nichts, nichts, nichts!" Die Leute, die da waren, wollten nämlich seine Bücher haben. Aber er gab ihnen keins. Vor seinen Augen mußten die Bücher, die er gehabt hatte, in den Ofen geworfen werden. Da zerriß es den Kachelofen in tausend Splitter. Die Leute mußten sich aber, ehe die Bücher verbrannt wurden, aus dem Zimmer entfernen. Überallhin wurden die Stücke des Ofens geworfen.

Besonders Jäger und Schützen sind oft im Besitze der schwarzen Kunst. Freischützen
In Awrtham war dr alte P. a Raubschitz. Amol isr a wiedr schießen gange; da siehtr da Forschtpoartei (Forstpersonal) un verwannelt sich innara altn Stock. Dr Revierferschtr wußte nu, daß in dara Gengd ka Stock gastandn is. Do hotr sein Stemmtowak, denn domols hots noch Stemm gam (festgewickelte Rollen), raus gazugn un sei Massr und fängt a, of dan Stock sein Towak zo schneidn. Wenn er hot in starkn Schnit gamocht, hot dr Raubschitz schu gamant, ar mißt schreia; spetr hotr 's seina Kameradn su drzehlt. Endlich war der Ferschtr fertich un do war dar Alte fruh, daß das Schneidn za End war. Dr Ferschtr is donoch ganga. Wie nu dr alte P. hamkimmt, socht r za seinr Fra: „Sah ner amol of mein Kop har! Mer is, als wenn lautr klana Leis drauf sei." Sie sieht na un schreit: „Wos hosta denn gamocht? Du host ja ka ganz Flackl me." Do sacht ar: „Ich waß salwr net. Es beßt a racht." „Nu alla mei Toch,"



hot sie wiedr gasocht, „lautr Schnitla, ans naman andrn. Soch mer ner eichentlich, wos da su gamocht host.“ Desmol hotrs obr (aber) net gasocht. Sie hot na obr ka Ruh gam, bis rs endlich drzehlt hot. „Wenn der Ferschtr hett noch in Schnit gamocht,“ mant r drbei, „hett ichs missen aufgam, ich hetts kenna nimmer aushaltn.“

Hin und wieder ist ein Jäger oder ein Wilddieb zum Freischützen geworden. Seine Kugel trifft jedesmal. Wer ein Freischütze werden will, muß beim heiligen Abendmahl die Hostie aus dem Munde nehmen, sie in der Nacht an einem Baume befestigen und darnach schießen. Da ist es, als ob er auf den Heiland ziele.

Aber trotz dieses Gottesfrevels ist ein Weigsdorfer (bei Reichenau) ein Freischütze geworden. Er wohnte in der Sandgasse und hatte es nicht nötig, sein Wild im Walde zu holen. Die Hasen kamen ihm bis unter die Stubenfenster gelaufen, und er brauchte nur zum Fenster rauszuschießen. Ein Jäger im Gebirge hatte von seinem Treiben erfahren, und gar zu gerne hätte er dem Wilderer den Garaus gemacht. Zu diesem Zwecke ließ er sich auch mit dem Teufel ein. Als eines Sonntags die Weigsdorfer zur Kirche gingen, kam der Freischütz aus dem Hause gerannt: „Wer hat nach mir geschossen?“ Die Kirchgänger blieben verwundert stehen: „Wie sollen wir nach dir schießen? Wir haben doch nur ein Gesangbuch bei uns, aber keine Flinte.“ Während sie so redeten, fiel wieder ein Schuß. Der Freischütz fuchtelte wild mit den Armen in der Luft rum, zeigte den Leuten eine Kugel und sagte: „Na guckt nur, der hat's gerade auf mich abgesehen. Wart nur ein biß'l, ich werd' dir schon deine Schießerei vertreiben.“ Dabei drehte er sich rum und schoß nach der Richtung, aus der die Kugel gekommen war: „Na, der hat genug,“ sagte er, „der schießt nimmer!“ Und richtig, die Tage drauf wurde erzählt, daß im Gebirge ein alter Forstmann auf ganz geheimnisvolle Weise erschossen worden sei. Er war mit ein paar Freunden im Wirtshause gewesen und hatte erzählt: „Vor einer halben Stunde habe ich einen alten Wildfrevler um die Ecke gebracht!“ Doch als er dies gesagt hatte, ist durchs Fenster eine Kugel gekommen und hat ihn mitten ins Herz getroffen, so daß er keinen Laut mehr von sich geben konnte. Ein junger Freund dieses Jägers wußte von dieser Freischützgeschichte und schwor dem Mörder Rache. Nach einem Vierteljahr hatte er wirklich einen gefunden, der stärker war als der Freischütz in der Sandgasse. Und richtig, am St. Michaelistage genau zur Mittagsstunde, erhielt der Freischütz einen Kopfschuß und war sofort tot. Nachbarn und andere Bekannte wollten sich nun dessen Schießgewehr aneignen, denn sie meinten, daß die Kraft im Gewehre stecke. Doch konnten sie

das ganze Haus absuchen, sie fanden weder Gewehr noch Kugeln oder Pulver, sondern hinter dem Ofen hockte eine Gestalt, ähnlich einer Katze, mit Flügeln und feurigen Augen. Die sprühte jedesmal Feuer aus ihrem Rachen, sobald jemand in ihre Nähe kam. Es durfte auch niemand im Hause schlafen. Die es versuchten, wurden stets aus dem Bett geworfen. So war niemand mehr zu bewegen, in diesem Haus zu wohnen, denn nachts war dazu in allen Ecken und Winkeln ein Hämmern und Klopfen.

Einstmals kam ein Handwerksbursche zugereist. Der konnte nirgends ein Unterkommen finden. Ihm wurde das Haus zur Verfügung gestellt. Wenn er die Geister bannen könne, sollte es sein Eigen sein. „Na, will mal sehen, ob ich es mit guten oder mit bösen Geistern zu tun habe," sagte der Gesell. Dann ließ er sich den Schlüssel zum Hause bringen und ging hinein. Am nächsten Morgen war das ganze Dorf gespannt, wie es um den Handwerksburschen stünde, denn bis um Mitternacht war ein Heidenlärm im Hause. Das krachte und prasselte ununterbrochen. Zuweilen war es, als stände das ganze Haus in Flammen. Um zwölfe nachts hörten die Nachbarn ein gräßliches Gekreisch. Eine Tiergestalt, in Flammen gehüllt, fuhr die Esse heraus und verschwand in der Luft. Von der Zeit an war alles ruhig. Doch von dem Handwerksburschen war früh nichts zu hören noch zu sehen. Jedermann glaubte, den hat gewiß der Teufel geholt. Auf einmal gegen zehn Uhr vormittags geht die Tür auf. Ganz verschlafen und dehnig kam der Handwerksbursche heraus. „Ja," sagte er, „das war ein hartnäckiges Ding. Aber in der größten Not kamen mir zwei gute Geister zu Hilfe, die haben den Kerl zur Esse rausgeschmissen." Von der Zeit an blieb der Bursche im Hause. Er richtete es reinlich und schön her und brachte in kurzer Zeit ein freundliches Mädchen aus seiner Heimat mit. Das ganze Dorf war zur Hochzeit geladen, und der junge Eheherr lebte nun als fleißiger und geschickter Schreiner fröhlich bis ins hohe Alter und hat seinen Einzug in das Haus gerne und vielmal seinen Kindern erzählt.

Große Zauberer und Hexenmeister und bekannte Freischützen gibt es nicht allzu viele. Aber Hexenvolk ist fast in jedem Dorfe zu finden. Als Herr Julius Bernhardt um 1908 die Dörfer der Leipziger Pflege abging, konnte er fünfundvierzig zum Teil noch lebende Personen feststellen, die im Rufe der Hexerei standen. Das sind heute freilich weniger geworden, aber auch in der Lausitz kenne ich viele Dörfer, in denen der Hexenglaube noch in aller Lebendigkeit wuchert. Erst vor einigen Wochen sah ich, wie ein Mann seinen Stall ausgrub und alles unter die große Hexenvolk



Linde vor dem Dorfe fuhr. Er mußte es machen, sein Vieh war verhext, der kluge Mann aus S. hatte es ihm geraten. Draußen unter der Linde fliegen Vögel über das Zeug, und dadurch verliert es seine böse Kraft.

Erkennen Es gibt verschiedene Mittel, die Hexen zu erkennen. Siehst du die erste Schwalbe, so hebe ein Stückchen Erde auf. Damit gehe am ersten Pfingstfeiertage zur Kirche, und du siehst die Hexen sitzen mit Milchgelten auf den Köpfen. Oder grabe in der Karfreitagsnacht Liebstöckelwurzeln in den drei höchsten Namen. Zu jeder Zeit, wenn du die Wurzeln bei dir hast, siehst du die Hexen mit Melkgelten rumlaufen.

Dem heutigen Volksglauben ist die Melkgelte zum fast unveräußerlichen Werkzeug der Hexe geworden. Schon dadurch wird offenbar, daß im Hexenglauben der Gegenwart der Melkzauber einen breiten Raum einnimmt. Das war nicht immer so. Es gibt Hexengeschichten aus älterer Zeit, in denen die Hexe nicht nur die selbstsüchtige Milchdiebin ist. Sie trägt wildere Züge an sich, sie ähnelt einem Naturdämon.

Wetterhexe Da man zalt 1440 wurden ezliche Weiber gen dem Lande zu Sachsen und nämlich zu Wittenberg gefangen, die da konnten Hagel und Donnerschläge machen in welchem Lande oder welcher Mark sie wollten. Sie taten Leuten und Früchten großen Schaden. Sie konnten auch machen, daß es im Sommer gefrieren mußte. Die wurden alle verbrannt.

Eine Wetterhexe war auch die alte Rederin in Augustusburg. Sie machte Wetter, die dem Bauer das Getreide zerschlugen. Wenn's stürmisch war, besänftigte sie den Wind, indem sie eine Handvoll Weizenmehl und geweiht Salz zum Fenster rausstreute und dabei murmelte: „Ei du lieber Wind, du himmlisches Kind, sieh, da hast du Mehl und Salz; zeuch hin in dein Land und backe dir einen Kuchen, im Namen des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes." Und dann ward's stille ringsum. Als ihr der Mann ausgerissen war, hat sie ihn zurückzwingen wollen. Sie trat über den Bach vor ihrer Mutter Hause, goß Wasser über eine Hand, beschwor die Mutter Gottes und flehte das Wasser an, daß er zu ihr laufe „wie der Fohle nach der Stut, wie der Bär nach dem Blut, die Henne nach der Brut, der Hirsch nach der Hinde." Dann nahm sie „Widderthan" (ein Moos), hat davon in ein Wagengleis gelegt und durch eine Wagennabe geseufzet: „Hans, komm auch wieder anheim!"

Anno 1599 in einem dürren Jahre hatte eine Wittfrau zum Klösterlein ihre zehnjährige Tochter zur Viehhut verdingt. Als sie neben andern Knaben austreibt und die liebe Sonne so brennt, läuft das Vieh hin und wieder, und die Hirten können vor Hitze im Felde kaum bleiben. Da fängt das Mädchen an: „Ich muß doch Wind und Wetter machen." Die an-

dern Hirten lachen und fragen, wo sie's hätte gelernt. Sie bekannte geradezu: „Von der Mutter," und auf ihr Anhalten tut sie eine Probe. Es wird windig, donnert und regnet, daß das Vieh heimläuft. Die Hirten erzählen ihrem Herrn, was sie gesehen und gehöret. Das wird dem Senat angezeigt, und derselbe läßt die Mutter unter dem Tore verbrennen. Sie war eine arme Frau, dennoch eine arge Hexe.

Auch der hochgelehrte vogtländische Bauer Nikolaus Schmidt, gewöhnlich Künzel genannt, der von 1606 bis 1671 in Rothenacker lebte, hat die Kunst des Wettermachens verstanden. Er benutzte ein Wetterhorn dazu. Das wird heute noch wie ein Heiligtum im Hause des Gutsbesitzers Ferdinand Himsel in Rothenacker aufbewahrt.

Will man windiges Wetter haben, muß man ein paar Besen verfeuern. Das ist ein altes Hausmittel der Windmüller wie auch der Hausfrauen. Droht der Wind zu einem Unwetter auszuarten, muß man in die Hosen lachen, die man eben trocknen will.

Das Kernstück des mittelalterlichen Hexenglaubens ist die Überzeugung, daß die Hexen mit dem Teufel buhlen. Zu der Meline in Leisnig und zu ihren zwei Töchtern ist der Volant in Gestalt eines kleinen, schwarzen Männchens gekommen „wie ein Esel groß". Oft erschien er als Bauersmann, ließ sich Hans rufen und hatte „rauche Latschen" an. Wenn er die Weiber berührte, war es ihnen nicht anders, als wenn er ein kalt Hörnichen dazu gebrauchet. Mit der einen Tochter der Meline hat der Teufel auch zwei Kinder gezeugt, die wie der böse Volant gestaltet gewesen. Es war aber kein Leben noch menschliche Gestalt an ihnen zu spüren, derowegen sie ins Wasser geworfen worden. Die schwarze Matthesin zu Großenhain zeugte mit dem Teufel einen Molch. Teufelsbuhlschaft

Im heutigen Hexenglauben ist die Vorstellung von der Teufelsbuhlschaft im Verklingen. Melkzauber und Antun beschäftigen heute vor allem die Gemüter.

In der Langebrücker Gegend hatte eine Bäuerin eine Dienstmagd. Das war eine ehrliche und fromme Person. Die Frau jedoch, na, bei der war es nicht richtig, trotzdem sie fleißig zur Kirche ging und vor den Leuten sehr fromm tat. Aber das machen die Hexen zumeist. Sie sind fleißige Kirchgänger. Als sie sich wieder einmal Sonntags zum Kirchgange rüstete, sagte sie zur Magd: „Du mußt buttern. Sprich dabei immer: aus jedem Haus ein Tröpfelchen." Die Magd aber hatte nicht richtig drauf gehört, und bei der Arbeit sagte sie: „Aus jedem Haus ein Töpfelchen." Da begann die Sahne im Butterfasse zu steigen, höher und höher, bis sie überlief. Doch die Magd butterte unentwegt weiter und sagte ihr Sprüchel. Als Melkzauber



die Bäuerin aus der Kirche kam, schwamm die ganze Stube, und sie mußte durchwaten. Sie schalt die Unachtsame, ließ sie aber fürderhin Sonntags nicht mehr buttern und auch bisweilen zur Kirche gehn.

Auf einem Dorfe bei Großenhain war eine Bäuerin schon lange neidisch, daß ihre Nachbarin stets viel mehr Butter fertig brachte als sie selbst, obgleich sie ebensoviel Vieh hatte. Da schlich sich mal die Tochter hinter die Tür und paßte auf, wie die Nachbarin butterte. Sie nahm ein kleines Büchsel vom Tellerbrett und schmierte die Reifen ihres Butterfasses damit ein. — Eine andere Bäuerin hatte einen Melkschemel, den nur sie allein benutzte. Als sie verreiste, sagte sie zu den Mägden: „Nehmt meinen Schemel nicht.“ Aber die Kleinmagd setzte sich doch drauf. Da war sie plötzlich im Stalle des Nachbars und molk. Als sie vom Schemel aufstand, war sie wieder zu Hause.

Meist aber gehen die Hexen gar nicht selber in den fremden Stall. Sie binden zu Hause an die Wand ein Handtuch oder einen Strick und melken hier die Kühe des Dorfes. Das haben gelegentlich auch Männer gemacht, die das Hexengewerbe verstanden. Ein alter Fechtbruder, der alle Jahre ein paarmal nach Freudenberg in Böhmen kam, hatte stets beim alten Deutsch Janzen Anton sein Standquartier. Brot und Suppe brachte er mit, und etwas Milch dran gab ihm die Hausfrau. Einmal aber war keine Milch da. „Vetter Thüringer, heut müßt ihr schwarz essen,“ sagte die Frau. „Noch lange nicht,“ erwiderte der Handwerksbursche. Er nahm ein Tüppel vom Topfbrett und ging damit hinter die Hölle, nahm die Axt, hackte sie in den Hackklotz und begann dran zu melken. Nach einer Weile kam er wieder vor und hatte das halbe Tüppel voll. „So, die langt für heute und morgen früh!“

In Großnaundorf bei Kamenz, als einmal Holzmacher an einem heißen Tage im Busche Bäume fällten, da hat der eine auch seine Axt in einen Baum geschlagen, einen Strick darum gebunden und aus den Strickenden gemolken.

In Kaltenberg bei Oberhasel im Böhmischen kam ein reisender Bräuerbursche zu ein paar durstigen Holzmachern. „Ach,“ sagten die Holzmacher, „wenn euer Bündel lieber ein Fässel Bier wär!“ „Wenn ihr Durst habt,“ sagte der Bräuerbursche, „ich könnt euch schon helfen, wenn man von hier ein Bräuhaus sehen könnt.“ „O ja, das Kamnitzer Bräuhaus kannst du gut sehen, wenn du ein bißl weiter rein kommen willst.“ „So brauch ich auch nichts als ein Böhrel und ein Töpfel.“ Man gab ihm beides. Er bohrte einen Buchenstamm an, und du magst es glauben oder nicht, das beste Bier floß heraus. Als alle satt waren, spündete der



Eine Hexe melkt Milch aus einem Axtholm

Holzschnitt aus: Geyler v. Keisersberg, Die Emeis. Straßburg 1517

Brauburſch das Loch mit einem Pflöckel zu. Die Holzhauer fragten: „Warum machſt du das?" „Ich kann doch dem Kamnitzer Bräuer nicht das ganze Faß Bier auslaufen laſſen", war die Antwort.

Ja, die Männer geben ſich nicht wie die Weiber mit Milch zufrieden. Doch das Sinnen und Trachten der Hexenbäuerinnen geht nur auf Viehnutzen. Aber nicht über jeden Stall haben ſie Gewalt. Die alte Rederin zu Auguſtusburg, von der wir vorhin erzählten, lehrte den Weibern, wie ſie den Viehnutzen haben könnten: Nehmt Teufelsdreck und Kreſſe, ſtoßt das untereinander, tut es in ein Töpflein und vergrabt es auf dem Viehwege. Andere Hexen bringen ihre Zaubergewalt durch irgendeinen anderen Gegenſtand in den Stall hinein. In einem Stalle fand man unter der Schwelle beim Nachgraben eine Heringsgräte, in andern eine Blechbüchſe, Knochen, Haare, Blut. Ganz gefährlich iſt es, den Hexen etwas zu borgen, beſonders am Walpurgistage. Mit dem Gegenſtande geht der Viehnutzen fort.

Wenn du's ſo machſt, wie der Leipziger Stadtſoldat, von dem Prätorius erzählt, kannſt du merken, ob du Hexenbutter ißt oder nicht. Der Soldat kaufte bei einer Bäuerin auf dem Markte etliche Stückel Butter. Er ſteckte ſie auf ein Meſſer, das mit drei Kreuzen gezeichnet war. Die Bäuerin ſah es: „Auf ein dreikreuziges Meſſer darfſt du die Butter nicht ſpießen!" „Das geht dich nichts an, ich hab es immer ſo getan!" erwiderte der Soldat. Als er bis an die Hauptwache beim Eſel kommt, merkt er, daß ſeine Butter zu Kuhfladen geworden iſt. Schnell rennt er zum Zauberweibe zurück, doch die iſt über alle Berge.

Das Vieh ist verhext

Ist das Vieh verhext, buttert die Sahne nicht. Sie geht nicht zusammen. Es wird nichts als Schaum, Brausch, Zodeln, lange Fäden, Zeug wie blutige Federn, als hätte man Vögel zerstampft. Da kann sich die Bäuerin selber helfen. Sie holt sich einen Nessel und spricht beim Holen: „Grüß dich Gott, Nesselstrauch, hast fünfzig Schlüssel und feinen Rauch, gib mir den besten. Laß mich aufschließen der Zauberin ihr Schloß, daß ich kann rausnehmen Butterkloß. Das helfe mir Gott †††.“ Oder die Bäuerin nimmt einen Kamm, legt ihn unter das Butterfaß, hebt die Röcke hoch und faßt unter den hochgehobenen Röcken den Stiergel. Dann wird richtige Butter.

Weise Männer und Frauen

Wird die Bäuerin mit der Hexerei nicht selber fertig, muß der „weise“, der „kluge“ Mann oder die „kluge“ Frau kommen. Deren gibt es noch viele. Der alte Schlächter in einem Dorfe bei Großenhain war auch so einer. Er nimmt eine Pfanne Wasser, drei glühende Kohlen vom Herde und geht damit zur Kuh. „Denk dir ein Mannsen, das die Kuh verhext haben könnte“, sagt er zur Bäuerin. Dann nimmt er eine feurige Kohle, läßt sie in die Pfanne zischen und spricht dabei ganz langsam und richtig feierlich: „Ist's gewesen ein Mannsen, mag's fahren in den Ranzen.“ Fährt fort: „Denk dir ein Weib, Bäuerin!“ Nimmt die zweite Kohle, läßt sie fallen und sagt: „Ist's gewesen ein Weib, mag's fahren in den Leib.“ Und sein dritter Spruch heißt so: „Ist's gewesen ein Kind, mag's fahren in den Wind.“ Nun wäscht er mit dem Wasser die Kuh auf dem Kreuze und sagt wieder einen Spruch dabei. Doch den weiß ich nicht. Den Rest des Wassers muß die Kuh saufen.

Gewöhnlich lassen die weisen Männer den Stall ausgraben, damit der Gegenstand, dem die Hexe ihre Macht verdankt, dabei mit herauskommt. Einmal fanden sie einen Nagel. Der kluge Mann sagte zum Bauer: „Poch ihn in den Türpfosten, aber nicht ganz rein.“ Und immer, wenn der Mann pochte, war's der Hexe, als kriegte sie Keile. Der Sohn sagte: „Komm, wir pochen ganz rein“, aber der Vater machte nicht mit.

Manchmal halten die klugen Leute das Ausgraben nicht für nötig. In Imnitz bei Leipzig riet der Scharfrichter dem Bauer: „Schütte die Milch mit den Zudeln in den Schweinstrog und schlage tüchtig mit dem Besen rein.“ Als er damit angefangen hatte, kam die alte K. und bat ihn flehentlich aufzuhören. Mit den Hieben hatte er ihr wehgetan.

In der Lausitz sagte die weise Frau zur Bäuerin: „Geh um Mitternacht bei abnehmendem Monde auf einen Kreuzweg, nimm einen Sack mit, mach drei Knoten hinein, lege ihn auf den Kreuzweg und haue ihn mit

Knitteln wacker durch, so lange du kannst. Dann lauf schnell zurück und guck dich nicht um." Die Bäuerin befolgte den Rat, ging auf den Kreuzweg und fing an den Sack zu hauen. Da erschienen von allen Seiten Irrwische, Nachteulen, Salamander, Werwölfe und anderes greuliches Ungetüm. Aber die Bäuerin ließ sich nicht erschrecken, hieb wacker drauf los und rannte dann eilig nach dem Dorfe, ohne sich umzusehen, obgleich es hinter ihr drein brauste wie die Wellen eines Meeres und rasselte wie von tausend Wagenrädern. Am andern Morgen gab die Kuh die schönste Milch. Die Nachbarin aber war plötzlich krank und hatte den ganzen Körper voller Wunden und Beulen. Niemand wußte warum, wir aber wissen's und die weise Frau und die Bäuerin auch.

In Trautzschen kam eine Magd um Mitternacht vom Tanze. Da sah sie im Kuhstalle helles Feuer. Sie dachte: es brennt! holte darum schnell Wasser und weckte den Bauer. Der Bauer aber wußte Bescheid. Er schlug mit dem Besen gegen die Stallfenster was er konnte und sagte: „Dir will ich eins auswischen!" Am andern Morgen kam eine Frau auf den Hof, die war im Gesichte furchtbar zerkratzt. Das war die, die in der Nacht die Kühe gemolken hatte und durch das Fenster entwischt war.

Wenn du einmal einen weisen Mann brauchst, dann laß dich einen Groschen nicht reuen. Auf einer Wirtschaft hatte er den Stall verspinnt (versprochen), aber die Bäuerin hatte ihm rein gar nichts gegeben. Als er kurz darauf bei der Nachbarin zu tun hat, sagt er der: „Freitag nach der Sonne gehst du nüber in den Stall und holst mir einen warmen Mist; es ist der Geizliese schon recht, wenn das Unglück wieder bei ihr einzieht. Nicht einmal einen Schnaps kann sie einem schenken!" Aber die Bäuerin hatte ein Einsehen. Sie erzählte es ihrer geizigen Nachbarin, und die wird wohl nun gewußt haben, was sich schickt.

Ein kluger Mann hatte bei einem Bauer in Brambach, der immer mit dem Vieh Unglück hatte, schwere Arbeit, ehe er die Hexe vom Gute brachte. Sonntag nachmittags kam er mit einem Sacke, kniete auf der obersten Stufe der alten wackeligen Bodenstiege und sagte seine Beschwörung. Da kam die Hexe aus dem schwarzen Winkel hinter der Esse. Sie trug einen roten Rock, ein schwarzes Mieder und weiße Strümpfe. Auf dem Kopfe hatte sie ein nach Hexenart gebundenes Kopftuch (wie das ist, weiß ich nicht) und Holzpantoffeln an den Füßen. Als sie vor dem Beschwörer steht, sagt der: „So will ich dich nicht haben, du bist nicht ganz!" Knurrend verschwindet die Hexe im finstern Winkel, um gleich darauf in demselben Aufzuge zu erscheinen. „So will ich dich nicht, du hast dein Bett vergessen, hole es." Nun kommt die Hexe wieder mit einem Strohwisch.



Der Beschwörer macht den Sack auf: „So, nun steig rein!" Mit leisem Brummen folgt sie. Der weise Mann bindet den Sack zu, verlangt von dem Bauer keinen Lohn, denn der ist selbst ein armer Kerl, und sagt: „Ich werde mich schon bezahlt machen." Er geht ins Wirtshaus am Markte, wo heute das Zollamt steht, und setzt den Sack unter die Geschirrbank. Die Gäste werden neugierig: „Na, was hast du denn heute zum Sonntage in deinem Sacke?" „Eine Hexe." „He, die mußt du mal rauslassen, die wollen wir sehen. Komm, wir binden selber auf!" „Ich rat euch, laßt sie drin, ihr könntet Schaden haben." Aber sein Mahnen hilf nichts. Die Gäste öffnen den Sack, und die Hexe springt mit furchtbarem Gemurr in den Geschirrschrank, daß Teller und Schüsseln wackeln und jeden Augenblick zu zerbrechen drohen. Nun wird den Leuten angst: „Du, steck deine Hexe wieder rein." Aber der Beschwörer tut gar nicht dergleichen. Erst als sie ihm seine tüchtige Zeche bezahlen und ein schönes Trinkgeld geben, fängt er die Hexe wieder, verschwindet in der dunklen Nacht und verschafft seine Hexe so, daß sie sich hat bis auf den heutigen Tag nicht wieder sehen lassen.

Eine kräftige Beschwörungsformel gegen verhextes Vieh hat auch ein Westlausitzer gewußt. Er sagte: „Meine fleckigen Kühe, euch hat beschrien ein Mann unter seinem Haupte. Meine fleckigen Kühe, euch hat beschrien ein Jüngling unter seinem Haupte. Meine fleckigen Kühe, euch hat beschrien eine Frau unter ihrer Haube. Meine fleckigen Kühe, euch hat beschrien eine Jungfrau unter ihrem Kranze. Beides haben sie, das Böse und das Heiligtum. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

Mitunter haben die klugen Leute den Bäuerinnen einen wirklich guten Rat gegeben. Zu der Blumberger Kartenlegerin kam eine Bäuerin aus Drausendorf und klagte über das Vieh. Die Kartenlegerin sagte: „Du mußt nachts um zwölfe nackt buttern. Da wird jemand durch das Fenster in die Stube gucken. Das ist die Hexe." Und gleich darauf kam eine andre, ich weiß nicht mehr woher. Zu der sagte sie: „Geh immer nach der und der Richtung. Da kommst du um Mitternacht in ein Dorf. Dort, wo Licht ist, guckste durch's Fenster in die Stube. Da wirst du eine nackt buttern sehen. Das ist die Hexe." Und wie die Kartenlegerin gesagt hatte, so war es. Da prügelten sich die beiden Weiber, und nun wußten sie, wer ihren Viehnutzen hatte. Der Hochkircher kluge Mann nahm die Bäuerin in eine Ecke, nachdem er den Schaden besichtigt hatte, und sagte leise: „Für deinen Schaden gibt's nur ein Mittel: Du mußt den Kleiesack tüchtig in die Siede (Häcksel) reinschütteln."

Die Nacht zum ersten Mai, die Walpurgisnacht, gehört den Hexen. In der Westlausitz und in der Leipziger Pflege versammeln sie sich auf den Kreuzwegen, in der Mittellausitz auf den sogenannten Gickelsbergen, im böhmischen Erzgebirge am Hexenloch, nicht weit von der Johanneskapelle bei Joachimsthal. Dort am Hexenloche tanzen sie, sie essen und trinken und spielen Karte um die Seelen der Selbstmörder. Hexenfahrt

Anno 1610 am Walpurgisabend reitet Paul Lange, ein Bürger aus Scheibenberg, spät abends von einer Hochzeit aus Crottendorf den Weg über die Heide nach Hause. Bei den Fichten begegnen ihm drei Weiber, die er fragt: „Wannen her so späte?" Sie antworten nicht, sondern schnattern zusammen wie die Gänse. Er reitet auf sie zu, eine zu ergreifen. Da stellen sie sich zur Wehr, ziehen Hölzer gleich den Flachsschwingen herfür und schlagen auf ihn los, und der Reiter entblößt seinen Degen und haut unter sie, verwundet eine, daß sie blutet und reitet spornstreichs heim und erzählt, was ihm begegnet. Weiset den blutigen Degen und spricht: „Wenn ich drauf schwören sollte, so war eins die Kaufhansin zum Scheibenberg." Damit war früh die Stadt voll. Und die Kaufhansin ist krank und hat zwei Wunden, spricht, sie sei im hohlen Wege also gefallen, droht den Paul Lange zu verklagen, daß er sie ins Geschrei gebracht, hat's aber nie getan, gab ihm noch gute Worte.

In der Walpernacht (Walpurgis) ging ein Wanderer bei Hermsdorf (in der Westlausitz) über einen Kreuzweg. Im hellen Mondschein sah er dort eine Hexe tanzen. Verwundert blieb er stehen und sah ihrem Spiele zu. Als ihn die Hexe gewahrte, schalt sie ihn: „Sieh, daß du heimkommst, du wirst noch eine Schale voll Därme zu sehen kriegen." Da ging der Mann. Mittlerweile aber war es so finster geworden, daß er nicht mehr die Hand vor Augen sah. Deshalb gewahrte er auch nicht den Wagen, der auf der Straße stand, sondern stieß sich die Deichsel so unglücklich in den Leib, daß die Eingeweide hervordrangen.

Wenn die Hexen zum Tanze reiten, fahren sie zur Feueresse hinaus. Ihr Reittier ist der Besen, ein Bock oder eine Katze. Sie sagen wie überall den Spruch: Oben raus und nirgend an.

Die Hexe in B. bei Großenhain ist auf dem Hasen, ihrem Kobelchen, zur Feueresse rausgeritten. Der Junge der Hexe schlief nicht, er tat nur so, und hat alles gesehen. Die Mutter nahm die Büchse vom Gesimse, rieb sich ein und bekreuzte sich. Kurz vor Mitternacht kam der Hase, nahm die Mutter, und fort ging's. Wie sie raus sind, springt der Junge aus dem Bette, nimmt die Büchse, reibt sich ein, bekreuzt sich, alles, wie er's gesehen hat, und gleich steht der Hase neben ihm und nimmt ihn auf den

Buckel. Auf einem Kreuzwege sieht er viele Weiber, darunter auch seine Mutter. Sie lachen, tanzen, singen und springen im Kreise rum. Da sieht die Hexe ihr Kind: „Junge, was willst du denn hier, wie bist du hergekommen?" Der Junge spricht: „Ach Gott, Mutter, war das ein Hopps durch die Esse." Kaum hat er „ach Gott" gesagt, da fallen alle Weiber über ihn her und prügeln ihn mit ihrem Besen.

Gerne reiben sich die Hexen vor ihrer nächtlichen Fahrt mit Krötenschleim ein. Kann eine aus irgendeinem Grunde nicht mit zum Feste, muß sie sich mit der Hexensalbe schmieren und sich stille auf die linke Seite legen. Da kann sie alles im Schlafe betrachten, was auf dem Tanzplatze vorgeht.

Am Walpurgisabend sucht die Bäuerin ihren Stall besonders gegen die Hexen zu sichern. Schon vor Walpurge sagt sie zur Magd: „Geh in den Wald und hole achterlei Holz, was nicht Baum heißt, das neunte aber muß ein Kreuzdorn sein. Und von jedem bringe drei Zweige." Da geht die Magd und holt Weide, Erle, Buche, Esche, Eiche, Birke, Hasel, aber nicht Birnbaum, Kirschbaum und ähnliches. Das Holz wird zu einem Bündel geschnürt und auf den Küchenherd zum Dörren gelegt. Zu Walpurgis wird vor Sonnenuntergang abgefüttert und am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang. Alle Türen werden fest verschlossen und mit schwarzer Kohle drei Kreuzchen innen an jede Türe gezeichnet. Unten an die Schwelle aber legt man eine Sichel, ein Beil und einen Holunderstengel übers Kreuz. Dann holt die Bäuerin eine Pfanne mit glühenden Kohlen, legt das Bündel achterlei Holz drauf und verräuchert es. Ist alles getan, sagt die Bäuerin nach Sonnenuntergang zur Magd: „Nun gehst du an drei Grenzen und holst eine tüchtige Schürze voll Gras." Das war das erste Futter, das die Kühe am nächsten Morgen bekamen. Ward das alles genau befolgt, so war der Stall gesichert, und die Kühe gaben das ganze Jahr über viel Milch.

Gestalten der Hexen

Die Hexen verwandeln sich gern in andere Gestalten. Auf dem Rittergute in Audigast wollte die Hexe als ellenlange Kröte in den Stall. Der Wächter konnte sich ihrer nur mit Mühe erwehren. Ebenso gerne verwandeln sie sich in Katzen oder in dreibeinige Hasen. Bei einem Müller lief jeden Mittag gegen zwölfe ein weißer dreibeiniger Hase im Hofe herum. Der Müller sagte: „Den schieße ich noch einmal tot." Seine Frau aber warnte ihn und sprach: „Laß doch das Tier laufen." Eines Tages ging der Müller heimlich auf den Boden, lud ein Gewehr, und als der Hase kam, schoß er nach ihm. Die Frau stand gerade am Tische und schnitt Suppenbrot. Als der Schuß krachte, war der Hase verschwunden, aber dafür fiel die Frau tot um.

Wenn die Hexen mit den Füßen nicht den Boden berühren dürfen, verlieren sie ihre Kraft zur Verwandlung. Darum wurde der Geyersche Totengräber, der Frau und Kind gemordet hatte, in einen Turm gesetzt, und er meinte: „Könnt ich nur die Erde oder einen Kreuzweg oder eine Dachtraufe erreichen, so wollte ich mir schon die Freiheit verschaffen." Darum wurde die Zwirn-Sabine in Zittau kreuzweis in Ketten gelegt und so im Stockhause aufgehängt. Nun mußte sie bleiben, wo sie war.

Der Bilmschnitter

Von Männern wird selten berichtet, daß sie den Viehnutzen an sich bringen. Aber die milchzaubernde Hexe hat ihr männliches Gegenstück im Bilmschnitter. Überall wo er ging, sind die Halme in 10—15 Zentimeter Höhe über dem Boden scharf abgeschnitten. 10—15 Zentimeter breit sind auch die Gänge, die er in das Getreide schneidet. Der Bilmschnitter nimmt die geschnittenen Halme nicht mit nach Hause. Der Nutzen kommt ihm so zu. Manche sagen: von den Feldern, auf denen er ging, erntet man keine Ähre, er behält alles für sich; andere: er nimmt nur die Hälfte des Ertrages; wieder andere: was von dem Getreide abgeschnitten wird, das kommt dem Bilmschnitter im nächsten Jahre zu gute. — Der Bilmschnitter ist auf den Erntesegen des Nachbars neidisch. Deshalb bindet er sich Sicheln an die Füße oder sichelförmige Scheren an die Zehen und geht so durch die Fluren. Im Vogtlande geht er in der Pfingstnacht (auch Walpurgis) durch die Wintersaat, in der Johannesnacht durch das Sommergetreide. Im östlichen Erzgebirge beschneidet der Getreideschnitter nicht nur die Getreidefelder: in der Mittagsstunde des Walpurgistages bringt er seinen Schnitt auch an Ebereschenbäumen und Heckenrosensträuchern an. — Kommt der Feldbesitzer zufällig dazu, wenn der Bilmschnitter durch sein Getreide geht und bietet er ihm zuerst einen guten Morgen, so muß der gefährliche Gast verderben. Man kann auch ermitteln, wer als Binsenschnitter durchs Feld gegangen ist: hänge die Halme, die er mähte, in die Esse, so muß er verdorren.

Manche wissen Mittel, um den Getreideschnitter von ihren Feldern fern zu halten. In Reichenbach schießen sie kreuzweis über die Felder. Andere machen an den vier Ecken des Feldes unter Segenssprüchen kleine Gruben und vergraben allerlei darin. All das muß vor Sonnenaufgang geschehen, und man wählt besonders den Karfreitag und den ersten Osterfeiertag dazu aus. Im Obererzgebirge taucht der Bauer den Finger in Liebstöckelöl (Levisticum officinale) und macht in der sechsten Abendstunde des Johannistages drei Kreuze an jede Ecke des Feldes auf der Erde. Ist der Getreideschnitter bereits dagewesen, so hängt der Bauer, bevor er das Getreide einfährt, ein Büschel Tannenzweige über das Scheunentor, drischt

sobald wie möglich und macht mit dem Reisigbündel den Anfang. Dadurch ist der Bann gelöst, und der Getreideschnitter zieht keinen Nutzen. In einer alten Beschwörungsformel der Großenhainer Gegend heißt es so: Gehe an einem heiligen Tage früh vor Sonnenaufgang hinaus und schneide von den Halmen, die der Pilmschnitter stehen ließ. Du mußt aber Handschuhe anziehen dabei. Schneide auch gleich Wachholderreisig mit ab im ††† und drisch es mit Getreide vor Sonnenaufgang. Den Ausdrusch wirf, sieb ihn und schütte ihn auf den Boden. Du mußt alles im ††† Namen tun und darfst nichts reden dabei. So wirst du Ruhe haben! Und der deutschböhmische Bauer sagt: säe das zweite Beet zuerst, dann kann der Bilmesschneider nichts holen.

Festmachen

Ja, die Männer stehen den Frauen in der Hexenkunst nicht nach. Besonders sind sie im Festmachen Meister. Räuber und Wilderer machen sich kugelfest. Dann helfen nur silberne oder gläserne Kugeln. Ein Bergmann in Seiffen machte bei einer Gesellschaft alle Speisen auf dem Tische fest, daß keins ein Stückchen abschneiden konnte. Das muß lustig gewesen sein. Aber gewöhnlich wird das Festmachen in einem andern Sinne verstanden.

In der Holzmühle zu Neudorf bei Sebastiansberg in Böhmen lebte ein Müller, der war so reich, daß er den Fußboden seiner Stube mit lauter harten Talern pflasterte und darüber erst die Dielen legte. Er verstand aber auch die schwarze Kunst. Als er einmal ganz allein in der Mühle war, drangen zwölf Räuber in das Haus und forderten sein Geld. Der Müller hieß sie niedersitzen und tat, als ob er das Geld holte. Bald aber merkten die Räuber, daß sie nicht aufstehn konnten. Nun baten sie: „Laß uns los!" Der Müller erbarmte sich, schnitt aber jedem ein Zeichen ins geschwärzte Gesicht und entließ sie. Als er am nächsten Sonntag seine Verwandten besucht, findet er in ihren Gesichtern das eingeschnittene Zeichen.

In Böhmen ist der Hubertus Müller gewesen. Er paschte aus Sachsen für sich und die Kninitzer allerlei Waren über Eulau herein. Als er wieder einmal mit seiner Hocke kommt und einkehrt, wird er in der Schenke von sechs Wegübergehern (Grenzwächtern) angehalten. Doch als sie sich mit an den Tisch setzen, malt er schnell sechs Striche unter den Tisch. Da schlafen die sechse ein. Und der Pascher sagt dem Wirte, ehe er geht: „Wenn ich weit genug bin, lösch die Striche weg, sonst müssen die Finanzer schlafen bis zum jüngsten Tage."

In Niedercunnersdorf in der Lausitz hatte gerade der alte Hexerich die schönsten Kirschen. Die Burschen sind raufgemacht und haben gepflückt.

Wie sie oben sitzen wie die Stare, klopft der Alte ans Fenster. Und da müssen alle oben sitzen bleiben wie auf Leimruten festgemacht. Dann holt er einen nach dem andern runter und gibt ihm eine Tracht über den Hintern. — In S. an der Elbe hatte ein Besitzer so unter Dieben zu leiden. Sie stahlen ihm die Weizengarben vom Felde. „Die Diebe werden wir erwischen," sprach ein Freund. „Du gehst abends um das Feld und sprichst den Diebesspruch dabei. Die eine Ecke, wo der Dieb das Feld betritt, läßt du beim Umschreiten offen. Da wirst du sehen, wie es dem Kerl geht." Der Besitzer ließ sich den Diebessegen sagen und machte es so. Der Dieb kam. Als er eine Garbe gefaßt hatte, konnte er sich nicht von der Stelle rühren, bis der Besitzer erschien. Der mußte den Diebessegen rückwärts sprechen, um den Gebannten loszumachen. Dann erst durfte er ihn prügeln, um ihm das Wiederkommen zu verleiden.

Doch den Diebessegen rückwärts zu sprechen ist nicht so leicht. Ich will ihn dir vorwärts aufsagen:

Maria ging in den Garten.
Ihr kamen drei Engel entgegen:
Der erste Engel Sankt Michael,
Der zweite Engel Sankt Gabriel,
Der dritte Engel Sankt Daniel.
Daniel hub an zu lachen.
So sprach Maria: „Daniel, warum lachest du?"
Daniel sprach: „Warum sollt ich nicht lachen?
Dort gehen drei Diebe,
Die wollen dir dein trautes Kindlein stehlen."
Da sprach Petrus:
„Die Diebe sind gebunden mit eisernen Wieden,
Mit eisernen Banden,
Mit Gottes Handen.
Sie müssen dastehn wie ein Stock
Und müssen schauen wie ein Bock.
Da geb ich ihnen die Welt zu einem Stab,
Den Himmel zu einem Hut,
Die Erde zu zwei Schuhen:
Da müssen sie alleweil stehen,
Bis ich sie heiße in Teufels Namen gehen.
Und als wenig der Dieb kann Himmel und Erde wegtragen,
So wenig soll er mir meine Sachen wegtragen.
Das gebeut ich ihm im Namen Gottes des Vaters und des
Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Einst sollte der alte Fuhrmann P. aus Gr. für seinen Fabrikherrn eine Fuhre Langholz aus dem Raschützwalde holen. In später Abendstunde fährt er von Gr. ab und gelangt bis auf den Kreuzweg beim Übigauer

Gasthof, der nach Strauch und Släßchen führt. Dort hüpft etwas vor seinem Wagen rum, und plötzlich bleibt das Geschirr stehen. P. steigt ab und treibt die Pferde an — sie bringen den leeren Wagen nicht von der Stelle, soviel sie auch anziehen. Der Fuhrmann geht in den Gasthof, und er hat Glück, er trifft in der späten Stunde noch Gäste. Denen klagt er seine Not und bittet um Hilfe. Da spricht der eine Gast, ein erfahrener Graukopf: „Hört, einer von euch hat sich hier einen schlechten Witz erlaubt. Er mag den Fuhrmann gleich wieder loslassen." Aber keiner rührt sich. „Ich sag's euch noch einmal, seht euch vor, damit keiner Schaden nimmt." Mit diesen Worten nimmt der Alte Laterne und Axt und geht mit dem Fuhrmann zum Wagen. Dort leuchtet er die Räder ab, und siehe, er findet eine Speiche mehr in einem Rade als hineingehört. Diese Speiche schlägt er mit der Axt entzwei. „Hüh," sagt der Fuhrmann, und der Wagen fährt. Im gleichen Augenblicke stürzt in der Gaststube ein Gast mit lautem Wehschrei vom Stuhle und greift nach seinem Beine. Er blieb zeitlebens lahm und war so für seinen Streich bestraft. Ein Mächtigerer war über ihn gekommen.

Schaden antun

Manchmal machen die Männer und Frauen, die im Besitze zauberischer Kräfte sind, den Dieb oder den, der ihnen sonst ein Leid getan hat, nicht fest, sie finden sich auf andere Weise bei ihm ab.

Zum Lomnitzer Rittergute gehörte früher ein Brauhaus. Dort diente einst ein Brauburschе. Der konnte etwas. Aber er war sehr eigenwillig. Darum geriet er oft mit dem Meister zusammen. Einmal waren die beiden wieder wie Kapphähne aneinander gefahren. Da schnürte der Bursche sein Bündel und zog weiter. Aber ehe er ging, sprach er ein Sprüchel über das Bier. Das stieg schwarz aus der Pfanne auf, stieg immer höher und schwebte wie eine dunkle Wolke über dem Brauhause. Wie hat da der Meister in die leere Pfanne und nach der schwarzen Wolke geguckt! Schnell ist er dem Burschen nach. Und er kriegte ihn ein. Und er hat gebettelt: „Komm doch mit zurück!" Und zu guterletzt ist der Bursche mitgegangen. Hat ein ander Sprüchel gesagt, und da ist die schwarze Wolke niedergetröpfelt in die Pfanne hinein. Und von der Zeit an ist der Bursche immer lieb Kind beim Meister gewesen.

Oft hexen die Zauberkundigen denen, die sie bestrafen wollen, einen Leibesschaden an: einen bösen Finger, ein böses (offenes) Bein, sie werden irre im Kopfe. Die Frau des Hexenmeisters, die alte G. in Friedersdorf bei Zittau, erzählte: „Mir hott'n su an gruß'n Kerbs (Kürbis). Dan hoan se uns naicht'n (gestern Abend) gestohl'n. Mei ahler Moan weeß schu, war'n hut. Ar hot ock luss'n 's Bich'l (Büchel) lof'n, do hot ar'n glei

raus. Nu, ar hut'n Diebe ja an schien'n bief'n Finger fürgeschirrt" (vorgerichtet). Der alte G. machte sich immer viel mit einem Manne aus der Schmalzgrube zu schaffen. Der wurde durch den Verkehr nach und nach ganz verwirrt im Kopfe. Die Frau G. erzählte davon: „Ich wellt ock wiss'n, woas ar imm'r mit'n ahl'n H. macht. Dan schnett ar immerfurt Lod'n (Haare) oab und steckt se a de Boalk'n a d'r Stube." — Manche Hexenmeister entwenden dem, den sie bestrafen wollen, ein Kleidungsstück und vergraben es. So wie das Kleidungsstück verwest, vergeht die betreffende Person. Oder sie stechen ihre Fußspuren aus und hängen sie in den Rauchfang. So wie die Fußspuren verdorren, welkt die Person hin.

Wie kriegen aber die klugen Leute die Diebe raus, die bei ihnen oder bei andern gestohlen haben? Sie machen es so: Sie nehmen ein Sieb mit Holzboden, das schon dreimal vererbt ist, und stechen in den Siebrechen eine dreimal vererbte Schere mit gespreizten Schenkeln ein. Nun steckt der Hilfesuchende den kleinen Finger der rechten Hand in den einen Scherenring, in den andern greift die kluge Person. Sie sagt ihr Sprüchel auf, schlägt ihre Kreuze und fragt das Sieb, wo die gestohlenen Sachen sind. Jetzt zählt sie die Namen Verdächtiger her. Hat sie den Namen des Diebes getroffen, dreht sich das Sieb. Der Dieb wird erkannt

Manche klugen Personen nehmen ein dreimal vererbtes Buch und einen dreimal vererbten Schlüssel. Der Schlüssel wird so in das Buch eingebunden, daß der Schlüsselring herausragt. Nun hängen die kluge Person und der Hilfesuchende je einen kleinen Finger in den Schlüsselring. Durch Drehen gibt das Buch wiederum jegliche Auskunft, die verlangt wird. Der alte G., von dem wir vorhin hörten, ließ das „Bich'l loof'n," aber wie er das gemacht hat, habe ich nicht erfahren können.

Der Sacherveit, ein arger Zauberer im böhmischen Erzgebirge zur Zeit Christian Lehmanns, hatte einen Kristall, in dem er die Diebe sah. Etwas ähnliches ist der Erdspiegel. Einem Manne in Lomnitz bei Radeberg war die Scheune weggefeuert worden. Aber alles Nachforschen des Geschädigten und der Behörden nützte nichts, man konnte den Brandstifter nicht finden. Da riet ihm ein alter, erfahrener Mann, er solle es doch einmal mit dem Erdspiegel versuchen. Da machte er sich auf nach Böhmen, in einen Ort unweit der Grenze. Dort hatte einer den Erdspiegel. Das ist eine blanke Metallscheibe, die gewöhnlich unter dem Rasen vergraben liegt. Sie wird bei Vollmondschein gebraucht und so gestellt, daß das volle Mondlicht darauf fällt. Als der Lomnitzer kam, machte der Böhmische den Erdspiegel fertig. Da sah er im Spiegel, wie der Teufel eine Mannesgestalt herbeischleppte. Als das Bild klarer wurde, erkannte er in

dem Gepackten seinen Nachbar, den er schon lange im Verdacht hatte. Auch sonst müssen allerlei grausige Dinge noch darin zu sehen gewesen sein; denn der Lomnitzer sagte: „Den Erdspiegel befrage ich nie wieder." Ähnlich ist es mit dem Erdspiegel in der Großenhainer Gegend. Er läßt den Spitzbuben ganz deutlich sehen, aber wer nur einmal hineinguckt, hat ein zweitel Mal nimmer Lust dazu, denn der Teufel steckt dahinter, und der ist schrecklich anzusehen.

Eine fein eingerichtete Zauberkammer muß der kluge Mönch zu Kamenz gehabt haben. Er besaß Geistersiegel, Kristallspiegel, Galgenmännchen, Wünschelruten und allerlei wunderliche Kräuter und Tiere.

Der Höllenzwang

Aber das Hauptzaubermittel aller zünftigen Hexenmeister ist auch in Obersachsen wie überall Dr. Fausts Höllenzwang. Da steht alles drin, wie die Geister zu zitieren sind, ja, wie man sich den Teufel selbst dienstbar machen kann. Ein Maurer in der Gegend von Pirna fand beim Einreißen eines Hauses unter dem Dache einen Höllenzwang. Er steckte ihn ein und konnte das Buch dann nie wieder los werden. Selbst in der Kirche hatte er es statt des Gesangbuches in der Hand. Zuletzt sagt ihm ein Schäfer, er solle es über ein Haus werfen. Das machte der Maurer, und nun war er es los.

Nicht weniger berühmt als der Höllenzwang ist das sechste und siebente Buch Moses. Wißt ihr, wo die „echten" zu finden sind? Fragt die Leute in Hartha. Die sagen: Sie liegen in Dresden im Japanischen Palais an einer Kette angeschlossen. Ich glaube es fast, denn dort ist die Landesbibliothek.

Einer aus der Großenhainer Gegend erzählt: Mein Großvater war Straßenwärter an der Chaussee von Großenhain bis Gävernitz. Er selbst war ein gottesfürchtiger Mann, hatte aber einen schlechten Freund. Der hatte an der Gohrsch-Heide ein Häusel. Die beiden besuchten sich bisweilen, und manchmal half der Freund meinem Großvater bei der Arbeit. War mein Großvater dort auf Besuch, ärgerte er sich jedesmal, wenn der Freund die alten Bücher hervorbrachte und anfing, drin zu lesen. Einmal, als er gelesen hatte, sagte er: „Weißte, heute geh mer Hechte haschen. Brauchst keine Angst zu haben, uns erwischt niemand." Sie gingen, und beide waren unsichtbar. Der Großvater hielt die Kienfackel, und haufenweise fingen sie Hechte. Aber meinem Großvater war ganz seltsam. Es war ihm, als wären es ihrer dreie, die fischten...

Bei einem andern Besuche bringt der Freund wieder die alten Bücher und spricht: „Du mußt ein biß'l herzhafter werden", und fängt an zu lesen. Meinem Großvater wird's eiskalt. Tassen und Schüsseln, das ganze

Geschirrbrett fängt an zu klirren. Der Gottlose liest weiter. Jetzt sitzt die Stube voller schwarzer Gaken. Laut fängt mein Großvater an zu beten: „Gott hilf mir, errette mich glücklich aus diesem Jammertale." Der eine liest, der andre betet. Da geht's weg. Es klirrt leiser und leiser, und die Vögel verschwinden. Mein Großvater steht auf und spricht: „Na, weeßte, Freind, ich geh jetzt nach Hause; von dir hab 'ch genug, zu dir komm 'ch nich wieder."

Ein Bauer in Lichtenberg bei Königsbrück hatte auch ein Zauberbuch. Einmal war in der Familie Kindtaufe. Viele Leute aus dem Dorfe waren dazu geladen. Das Essen war gut, das Trinken auch, und so ging es bald lustig her. Der Großvater wollte auch sein Teil zum Vergnügen beitragen. Er nahm das Buch und las. Da klapperte der Deckel des Waschkessels, und ein schwarzer Ziegenbock nach dem andern kam daraus hervor. Munter hüpften die Tiere unter den Leuten umher, daß alle ihre Freude hatten, namentlich die Kinder. Weil es aber immer mehr wurden und die Tiere drohend die Hörner senkten, als wollten sie stoßen, gefiel es den Leuten gar nicht mehr. Das bemerkte der Großvater. Lachend nahm er das Buch, las es rückwärts, und die Tiere verschwanden wieder in den Kessel.

Es ist nicht schlimm, wenn der Meister selber das Buch in den Händen hat, er weiß es zu handhaben, aber wehe, wenn es einem Unkundigen unter die Finger kommt. In dem Dorfe Werda bei Falkenstein lebte ein junger Mann. Der saß an einem Sonntagabende im Winter ganz allein zu Hause und hatte ein Buch aus einem alten Schranke zur Hand genommen, um darin zu lesen. In dem Buche waren verschiedene Zeichen und Figuren, die er sich nicht sogleich ausdeuten konnte. Deshalb zog er die Lampe näher heran, um besser sehen zu können. Wie er nun so eine Weile im Lesen und Ausdeuten vertieft ist, guckt er zufällig in die Höhe, fährt aber sogleich erschreckt zurück, denn zum kleinen Schiebefenster rein sieht ein rabenschwarzer Mann mit einem Grinsegesicht. Der Bursche fragt nach dem Begehr, kriegt aber keine Antwort. Endlich erholt er sich von seinem Schreck und liest weiter. Wieder guckt er auf, und nun sieht er, daß an jedem Fenster ein Schwarzer steht. Dabei ist er auf seinem Sitze wie festgebannt und kann kein Glied mehr regen. Er will das Buch zumachen, denn es flimmert und tanzt ihm alles vor den Augen. Aber ob er will oder nicht, er kann keinen Blick vom Buche wenden und muß weiter lesen. Da entsteht im Hause ein groß Getöse und Gepolter, die Tür fliegt auf, ein langer schwarzer Mann kommt rein und bleibt in der Mitte der Stube stehen. „Was willst du, was ist dein Begehr?" Doch der Schwarze antwortet nicht. Und der Bursche muß lesen. Wieder Gepolter, und ein

zweiter schwarzer Kerl tritt neben den ersten hin. Der Bursche guckt nicht rechts, er guckt nicht links, er liest und liest. Da tut es einen Schlag, daß das Haus in seinen Grundfesten schüttert, Fenster und Türen springen auf, ein blitzähnlicher Schein fährt durch die Stube, und eine dritte Gestalt tritt ein, länger als die beiden ersten und wild, und Raben, Eulen, Elstern und ander Getier mit ihr. Jetzt wird es dem Burschen himmelangst. Er ruft aus vollem Halse nach Hilfe. Aber er kann warten. Endlich kommt der Bruder mit ein paar Burschen aus der Nachbarschaft nach Hause, und sie sehen, was vorgefallen ist. Einer läuft gleich zum Pastor. Der kommt auch. Aber er hat nicht genug Kraft, die Geister zu bannen. Im Galopp reitet der Bote zum Pater nach Theuma. Der hat erst nicht viel Schneid, mitzugehen, kommt aber doch. Vor dem Hause steht schon das halbe Dorf und guckt. Der Pater beginnt sogleich seine Beschwörungen. Und es dauert nicht lange, weichen die Schwarzen. Nur der letzte hält stand und will nicht gehen. Als aber der Theumaische Pater ein großes Buch hervorzieht, entweicht er unter furchtbarem Gebrause durch den Schornstein. Und die Leute schnuppern alle, so stinkt es nach Schwefel. Doch ehe der Pater heimgeht, nimmt er dem Burschen das Buch und sagt: „Laß solch Ding, das du nicht verstehst."

Wenn der Zauberer noch lebt, dem das Buch gehört, merkt er, er mag sein wo er will, wenn sein Buch in unberufene Hände kommt. In Bernsbach hat der Gastwirt seinen Freund zu Besuch. Da Heuernte ist, gehen alle auf die Wiese, und der Wirt sagt seinem Freunde: „Heute machst du den Wirt." Aber es kommen keine Gäste. „Wirst ein biß'l lesen", denkt der Aushilfswirt. In einem Schranke findet er ein altes Buch. Aber als er liest, kommt eine Krähe ans Fenster. Dann immer mehr, immer mehr. Die setzen sich alle vor die Haustüre. Auf einmal kommt atemlos der rechte Wirt ins Haus gestürzt, und am liebsten will er seinen Freund ohrfeigen, daß er das Buch genommen hat. Er jappt nur so: „Sei froh, daß ich kam, in einer Viertelstunde wärst du tot gewesen. Die Krähen hätten dich umgebracht."

Zauberkundige sterben

Ein Zauberbuch haben und was können, das muß fein sein. Aber an den Tod darfst du nicht denken dabei. In Großnaundorf bei Kamenz hatte der Pfarrer das Buch in der hölzernen Lade verschlossen. Als es mit ihm zum Sterben ging, befahl er der Magd, die Kiste mit dem Zauberbuche zu verbrennen. Das hat entweder die Magd vergessen, oder sie hat es nicht tun wollen. Wie man den Sarg mit der Leiche des Pfarrers hinausträgt, erhebt sich ein so großer Sturm, daß das Pfarrhaus fast einstürzt. Ganz erschreckt denkt die Magd an ihr Vergehen und verbrennt das Buch sofort.

Da legt sich der Sturm, und es tritt bald völlige Stille ein. Die Leute beruhigen sich, und das Begräbnis kann seinen Fortgang nehmen.

Als die Obercunnersdorfer Hexe (bei Löbau) gestorben war, mußte der Vater der Frau H. als Nachbar mit tragen. Als der Sarg offen vor der Haustüre stand, das war früher so Sitte, ging ein Sturm los und pläderte die Röcke der Leiche in die Höhe. Die Männer konnten die Kleider halten wie sie wollten, es nützte nichts. Und der Sturm hätte die Röcke ganz weggerissen und die Leiche hätte splitternackt dagelegen, wenn der Vater der Frau H. nicht auf den Gedanken gekommen wäre, die Kleider mit Nadeln übers Kreuz festzustecken. Nun war's gut; die Nachbarn konnten die Leiche aufnehmen und forttragen.

Sturm und Unwetter mit Donnerschlag und Blitz begleiten fast immer das Hexenbegräbnis. Oder der Sarg wird schwer, ganz schwer, daß den Trägern der Schweiß nur so vom Gesichte trieft.

Aber nicht nur einzelne Menschen, sondern ganze Menschengruppen stehen in dem Rufe, im Besitze übernatürlicher Kräfte zu sein. Dazu gehören die Freimaurer. Eine Frau hatte einen gar liederlichen Mann, der war Freimaurer. Als sich die Frau nicht mehr zu helfen weiß, geht sie zum Obersten der Freimaurer mit der Bitte, den Mann für seinen schlechten Lebenswandel zu strafen. Der Meister ist sehr betrübt und verspricht, auf der Stelle abzuhelfen. Er führt die Frau in ein Zimmer. Dort hängen viele Bilder. Auch das ihres Mannes ist dabei. Der Oberste tritt vor das Bild hin und sticht mit einer Nadel hinein. Sagt zur Frau: „Geh nach Hause, du wirst dich nicht mehr ärgern!" Als die Frau heim kommt, ist der Mann gestorben, und zwar in dem Augenblicke, als der Freimaurer-oberste in das Bild gestochen hat. Die Freimaurer

Auf der Burg zu Meilitz bei Wünschendorf lebte der Ritter Koppy. Er war mit den Freimaurern einig und hatte darum immer viel Geld. Weil er aber alle Tage herrlich und in Freuden lebte, nahm das Geld doch ab, und bald war er verarmt. Als er sich nicht mehr zu helfen weiß, sagt er zu seinem Kutscher: „Geh in den Stall, spann die Pferde an und fahre mich über den Kreuzweg. Hau auf die Pferde ein, was du kannst und gucke dich nicht um, komme was mag!" Auf dem Kreuzwege gibt es einen Krach, als wenn die ganze Kutsche zusammenbräche. Aber der Kutscher fährt weiter und weiter. Dann hält er an. Der Ritter liegt tot im Wagen. Sein Gesicht ist zerkratzt und furchtbar entstellt. Der Teufel hatte ihn erwürgt und ihm den Kopf auf den Rücken gedreht. Aber auch im Grabe fand der Freimaurer keine Ruhe. Bald ritt er, bald lief er durch's Dorf. Und jedes Jahr an seinem Todestage zog in der Mitternacht sein

Leichenzug genau wie an seinem Begräbnisse vom Schlosse zum Kirchhofe. Na, die Leute haben sich's nicht zu lange gefallen lassen. Der Scharfrichter bannte den Geist in einen Sack, und Ruhe war.

Zigeuner

Aber einen viel tieferen Einfluß als die Freimaurer üben die Zigeuner auf das Denken des Volkes aus. Kommt das braune Volk ins Dorf, werden Türen und Tore verriegelt. Scheue Augen gucken durch die Fensterscheiben. Besen werden unauffällig vor die Schwelle gelegt. Die Zauberkraft der Zigeuner gilt als besonders wirkungsvoll. Sie sind anerkannte Meister im Aussprechen des Feuersegens und im Bannen.

Eine Zigeunerin hat in Bautzen über eine ärmliche Bude an der Mönchskirche den Feuersegen gesprochen, und der hat über hundert Jahre lang gewirkt. Sie sagte: „Kommt einmal ein Feuer, so deckt schnell einen Kuchendeckel auf den Schornstein." Das hat immer geholfen. — In Reichenbach ist des Rothen Schmidts Haus auf dem Anger durch den Segen eines Zigeuners, der dort Herberge fand, geschützt. In Zwickau wird nicht nur ein einzelnes Haus, sondern die ganze Stadt durch den Feuersegen einer Zigeunerin vor jedem größeren Brande bewahrt.

Manchmal können auch andre das Feuer bannen. Vor über hundert Jahren lebte in der Umgegend von Nossen ein Rittergutsbesitzer, der konnte es. War irgendwo ein Brand ausgebrochen, so kam er eilends angeritten, jagte dreimal um das Feuer herum und murmelte etwas dabei. Dann sauste er fort, ritt über ein fließendes Wasser, und darauf erlosch das Feuer. Wäre er nicht über das Wasser geritten, hätte ihn das Feuer verbrannt. — Zur Zeit, als die Leute ihr Brot noch selbst einteigten, trug man bei einem Feuer den Backtrog aus seinem eigenen Haus und lehnte ihn an die Wand, gegen das Feuer gerichtet. Dann wendete sich der Wind vom Hause ab. Auch schaffte man beim Retten niemals zuerst die Betten aus dem Hause, sondern irgendetwas andres. Sonst wurden die Kräfte gelähmt.

In manchen Dörfern, sie liegen meist in waldreicher Gegend und haben in ihrer Nähe wenig Fruchtfelder, haben die Zigeuner als Dank für irgendeine Wohltat die Sperlinge weggebannt. Nun kannst du durch Sohra, Lauterholz, Karlsfeld, Fürstenwalde und noch andre Siedlungen gehen, nimmer siehst du den frechen Graurock.

Aber wehe, wenn die Zigeuner den Fluch sprechen! Der Geizige verdorrt oder wird irre, das Vieh erleidet Schaden, die Frau bringt Mißgeburten zur Welt. In der Leipziger Gegend erbat eine Zigeunerin von einer Frau ein Hühnerei, erhielt es aber nicht. Ein paar Stunden später lag die beste Henne tot auf dem Miste: sie hatte ein legreifes Ei aus dem Hinterleibe



Frau aus dem Volke — Vornehmes Mädchen — Ältere Frau vom Stande — Kirchgangstracht der Leipziger Frauen

Trachten des Meißnerlandes

Kupfer aus A. Bruin, Imperii ac sacerdoti ornatus, Cöln 1578. (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig)

gehackt und sich dabei tödlich verletzt. Eine andre Zigeunerin verlangte einen Flederwisch. Als er ihr nicht gegeben wurde, fluchte sie: „Eure Gänse sollen aber nu auch nicht mehr geraten." Und so wurde es.

Nach Wachau in der Nähe des Seifersdorfer Tales kamen des öfteren Zigeuner mit ihren Karren gezogen und hielten sich dort längere Zeit auf. Anfangs ließ man sich den Besuch gefallen, aber als die Leute immer wiederkehrten und immer zudringlicher wurden, ja, als sie stahlen, was nicht niet- und nagelfest war, da wäre man sie gern losgeworden. Einmal riß dem Herrn, dem Grafen von Schönfeld, der Geduldsfaden. Er nahm kurzerhand die Reitpeitsche und trieb sie auf und davon. Da verfluchte eine alte Zigeunerin das Schloß: „Weil du uns keine Ruhe gönnst, sollst du auch keine haben, weder in der Stube, noch in der Kammer, noch im Bette." Da kamen eine Unmenge Frösche und Kröten aus dem Schloßteiche gestiegen, und hüpften und schlüpften überall hin. Das Vieh im Stalle schüttelte sich, wenn im Futter eine häßliche Kröte saß und mochte nichts fressen. Auf den Treppen des Schlosses glitten die Leute aus, wenn sie auf die schlüpfrigen Tiere traten. Selbst nachts im Schlafe wurden sie aufgeschreckt, wenn eine Kröte mit feuchtem Leibe über ihr Gesicht kroch. Keine Mahlzeit verging, ohne daß man nicht Frösche oder Kröten in der Suppe, im Salat oder in der Brühe fand. Kein Töten nützte etwas. Hatte man Hunderte erschlagen, so kamen dafür Tausende aus dem Teiche. In dieser Not wandte sich die gräfliche Familie an den Papst Pius. Der sprach den großen Bannfluch über die Tiere aus. Da verließen sie das Haus mit den Zwergen, die drin gehaust hatten.

Nun aber waren sie in so großer Zahl im Schloßteiche, daß kein andres Geschöpf darin aufkommen konnte, und ihr Gequarre hörte die ganze Nacht nicht auf. Kein Mensch im Schlosse konnte ein Auge zu tun, so laut scholl es durch die Nacht. Niemand aber ärgerte sich über die Ruhestörung mehr als die Gräfin. Und die konnte auch etwas. Sie hexte die Tiere aus dem Teiche, und siehe, alle zogen fort. Seitdem sieht man bis auf den heutigen Tag keinen einzigen Frosch mehr im Schloßteiche zu Wachau, mögen auch noch so viele in den Sümpfen und Gräben der Gegend quarren.

Kobold und Drache

Drache und Kobold in den sächsischen Landschaften

Vor allem in der Leipziger Gegend ist die Fähigkeit des Hexens an den Besitz des Drachens gebunden. Das ist in den anderen Landschaften Obersachsens nicht in diesem weiten Ausmaße der Fall. Je weiter du von Westen nach Osten, von Leipzig nach der Lausitz wanderst, desto

deutlicher treten Hexe, Hexenmeister und Drachenhalter auseinander. In der Lausitz gibt es viele Hexen und Hexenmeister, die den Drachen nicht haben. Ebenso gibt es viele Drachenhalter, die durchaus nicht in dem Rufe stehen, Hexen oder Hexenmeister zu sein. Ich glaube, daß diese Lausitzer Überlieferung älter ist als die Westsächsische, wenn auch die Überschneidung beider Sagenkreise sicher schon frühzeitig eingesetzt hat. Ein Sachverständiger in Hexenprozessen, Michael Freudius, erhebt noch die Frage: Können Drachenhalter mit Fug und Recht der Zauberei beschuldigt werden? Also auch für ihn sind Drachenhalterei und Hexerei nicht von vornherein dasselbe. Im südöstlichen Winkel der Lausitz ist der Drachenglaube sehr wenig verbreitet. Das gilt aber nicht für die übrigen Teile der sächsischen Oberlausitz. Hier nimmt er wie in Mittel- und Westsachsen gegenwärtig neben den Spuksagen den breitesten Raum des Volksglaubens ein. Eine ähnlich weite Verbreitung des Drachenglaubens ist aus dem östlichen und mittleren Erzgebirge bezeugt. Aus dem Westerzgebirge und Vogtlande liegen zu wenig Berichte darüber vor, so daß sich ein Urteil nicht fällen läßt.

In Westsachsen, ja bis in die Großenhainer Gegend, werden Kobold und Drache als völlig gleichwertige Namen für die gleiche Sache verwendet. Das gilt für die Lausitz und das angrenzende Sudetendeutschland wiederum nicht. Wenn dir ein Lausitzer eine Drachengeschichte erzählt, redet er stets nur vom Drachen, nie vom Kobold. Auch in der wendischen Sage zeigen sich dir Drache und Kobold als verschiedene Wesen. Auch in der früheren sächsischen Sage sind mit Kobold und Drache verschiedene Vorstellungen verbunden. Allerdings sind die beiden anscheinend schon frühzeitig in einander übergegangen. Das ist leicht erklärlich, da beide miteinander verwandt sind. Bei diesem Zusammenströmen ist der Koboldsagenkreis in Westsachsen der stärkere gewesen. Er hat die Drachensagen aufgesaugt. Wir haben im gegenwärtigen sächsischen Kobold- und Drachenglauben eins der großen Sammelbecken des Volksglaubens vor uns, in die zersagte Überlieferungen einströmen. Ein ähnliches Sammelbecken stellen die Teufelssagen dar.

Der Kobold

Der grüne Peter in Oppach hat den Kobold gehabt. Er war ein Fuhrmann und lebte zu der Zeit, da die Oberlausitz noch zu Böhmen gehörte. Weil er immer einen grünen Rock anhatte, hieß er der grüne Peter. Er hatte in allem, was er anfing, ein merkwürdiges Glück und war nach und nach ein reicher Mann geworden, hatte eine Menge Knechte und viel schönes Vieh in seinen Ställen. Aber das kam allein von den Däumlingen, die in seinen Ställen wohnten, den Knechten die Arbeit machten und alles



im besten Zustande erhielten. Wußte es auch alles Gesinde, wie's zuging, nur allein der Herr nicht. Der dachte bloß immer, das läge an seiner eigenen Klugheit und Geschicklichkeit. Einmal aber hat's ihm ein Knecht verraten, daß nur die Däumlinge alles so schön in Ordnung hielten, und ist der Herr zornig worden, denn es war ein stolzer, aufgeblasener Mann. Er hat auf die Däumlinge geflucht, er wolle nichts mit ihnen zu schaffen haben, und es wäre alles Einbildung, denn er hat an nichts geglaubt, hat nichts gehalten von dem stillen kleinen Volk. Als er des anderen Tages in den Stall kommt, begegnet ihm just ein Däumling. Das war der Liebling des Großknechtes und einer der fleißigsten, trug auch ein rotes Käpplein, das ihm der Knecht hatte machen lassen. Als den der Herr sah, ergrimmte er in seiner Torheit, und ob ihm auch der Däumling um Schonung anflehte und das ganze Gesinde für ihn ängstlich bat, zertrat er ihn doch mit seinem großen Stiefel. Da ist von dem Augenblick an die Wirtschaft hinter sich gegangen, ein großes Viehsterben gekommen und alles verwahrloset worden, denn die Däumlinge waren ausgewandert und hatten den grünen Peter verwünscht. Der hat sich auf's Saufen gelegt und ist ein wüster Kerl geworden, so daß alle Leute sagten, es würde mit ihm kein gut Ende nehmen. Und so war's. Denn als er einst am grünen Donnerstag mit seinem Gespann von Bautzen zurückkehrte, ist ein fürchterliches Donnerwetter über ihn hereingebrochen, daß die Pferde gescheut und gebäumt haben. Mein Peter aber ist trunken gewesen, hat bloß geflucht und gesagt, so wolle er doch gleich vom Donner erschlagen sein. Und siehe, ein Blitz, ein Schlag, da fuhr's hernieder und tötete ihn samt seinen Pferden und steckte den Wagen in Brand.

Das Grünkäppel in Kessel

Auch ein nordböhmischer Bauer in Kessel hat den Kobold gehabt. Er nannte ihn das Grünkäppel oder Büchsmännel. Das wohnte in der Scheune. Dort rumorte es bisweilen so, daß niemand von dem Gesinde sich nach Feierläuten in die Scheune getraute. Besonders gern warf es von den Hahnbändern Strohschütten auf die Großmagd herunter. Die keifte und schimpfte wie ein Rohrsperling und kreischte vor Ach und Weh laut auf. Aber diejenigen, denen das Büchsmännlein freundlich gesinnt war, blieben ungeschoren. Dem Hirten hielt es auf der Weide die Herde brav zusammen. Den Kühen zeigte es die besten Gräser und Räslein. Als der Bauer nach Münchengrätz ging, um auf dem Jahrmarkt zwei Rinder zu kaufen, sagte er zum Hauszwergel: „Du Grünkäppel, ich geh auf Gratz auf 'n Viehmarkt, gib du zu Hause hübsch auf alles acht, daß nichts wegkommt und auch sonst nichts Arges passiert.“ „Soll geschehen. Geh du nur glücklich!“ Als der Bauer abends heimgeht, sieht er auf seinem

Wege etwas angewackelt kommen. „Ob das nicht 's Grünkäppel ist?" denkt er. Und richtig, es war's. Außer Atem kommt es an: „Lieber Bauer, nur geschwind, geschwind, jetzt stehl'n se dir auf'n Felde 'n Flachs. Balde hab 'ch mich lang, balde kurz gemacht; 's half aber alles nichts. Komm selber! Komm, komm, komm!" Da übergibt der Bauer dem Büchsmännl die Kühe, läuft eiligst über die Quiere und sieht, wie die Diebe den Flachs zusammenraffen, der auf der Röste lag. Als sie den Bauer erblicken, lassen sie alles liegen und reißen aus.

Das Büchsmännel hat es auch gut gehabt. Von jedem Buk kriegte es das Vorbacken. Nach dem Feierabendläuten ließ der Bauer in der Scheune nicht mehr dreschen. „Das Grünkäppel soll Ruhe haben!" Aber früh hat das Gesinde Augen gemacht! Da war das Stroh hübsch in Schütten gebunden, das Korn gesiebt und stand in Säcken im hintersten Eck der Tenne. Die war ganz leer und sauber. „Das war 's Grünkäppel", sagte der Bauer.

Kobold im Weberschützen

Im Nordböhmischen sprach ein Webergeselle bei einem Meister um Arbeit an. Der sagte: „Ich habe keine." Doch der Geselle bettelte: „Behaltet mich nur wenigstens solange, bis mir der Schütze zum erstenmal herabfällt." Der Meister dachte: das wird nicht lange dauern, und gab ihm Arbeit. Aber obwohl der Geselle sehr flink und hurtig arbeitete, der Schütze fiel ihm doch niemals herab. Doch immer, wenn er fortging, nahm er den Schützen mit. Da geschah es, daß er ihn einst vergaß. Rasch nahmen die andern das Ding in die Hand, konnten aber nichts Auffälliges daran bemerken. Endlich fanden sie doch ein kleines Schieberchen. Sie öffneten es, und eine große Fliege kam raus, die ganz wild herumflog und sich nicht fangen ließ, da und dort an das Fenster stieß, daß alle Anwesenden ganz ängstlich wurden. Endlich kam der Gesell zurück und begann wieder seine Arbeit. Aber kaum war der Schütze einmal hin- und hergeflogen, so lag er auch schon am Boden unten. Da merkte der Gesell, daß der Spiritus raus war. Er zog das Schieberchen an dem Schützen auf, und die Fliege kroch von selber wieder hinein. Dann bedankte er sich für die Arbeit und wanderte weiter.

Wie man einen Kobold kriegt

Ja, aber wo haben die Bauern und der Webergeselle den Kobold her? Ob sie ihn gekauft haben? Zu Leipzig in Auerbachs Keller und zu Wittenberg sind Kobolde feil gewesen, das Stück um fünfzig Reichstaler. Vielleicht haben sie ihn auf ähnliche Weise gekriegt wie der Schäferjunge bei Dresden. Der hütete im Felde die Herde. Da hebt sich ein Stein in seiner Nähe in die Höhe, ein kleines Männel hüpft hervor und spricht: „Bis jetzt war ich gebannt, nun gib mir Arbeit." „Nun gut," sagt der

Junge, „hilf mir die Schafe hüten." Das hat das Kerlchen flugs getan. Als abends der Junge eintreibt, kommt der Kleine mit. „Zu mir kannst du nicht mitgehen. Bei uns ist kein Platz, ich habe einen Stiefvater und Geschwister", sagt der Junge. „Ja, so mußt du mir anderswo Herberge verschaffen. Du hast mich einmal angenommen." „So geh zu unserm Nachbar, der hat keine Kinder." Das ist richtig geschehen. Aber der Nachbar ist den Kleinen nimmer losgeworden.

Schrackagerl und Gütel

Im böhmischen Erzgebirge heißt der Kobold das Schrackagerl. Es sitzt im Stalle auf der Raufe und sieht aus wie ein kleines Kind. Wo es ist, gedeiht alles, das Vieh, das Geflügel. Aber du darfst nicht fluchen, sonst verwirrt das Schrackagerl den Pferden die Mähne, bindet die Kühe los und treibt sie durcheinander. Das Schrackagerl hilft den Mädchen arbeiten, daß alles rein im Hause ist, nur muß die Magd von ihrem Essen immer einen Teil aufheben und hinlegen. — In Heinrichsgrün heißt das Schrackagerl auch Strackagerl. Wenn die Kinder des Morgens früh mit verwirrten und verfitzten Haaren aufstehen, sagt die Mutter: „Über dir ist das Strackagerl gewesen." Es wird vom Strackagerl erzählt, daß es mitunter die kleinen Kinder vertauscht. Die vertauschten Kinder beginnen zu schreien. Läßt man sie ruhig weiterschreien, werden sie vom Strackagerl wieder umgetauscht. Berührt man jedoch das falsche Kind, so muß man es für immer behalten.

Das böhmische Schrackagerl gleicht ganz dem Erzgebirgischen Jüdel oder Heugütel (auch Hebräerchen). Das Heigidle ist klein wie ein vierjähriges Kind. Es macht alle Stallarbeit und spielt gerne mit den Kindern. Die Mutter sagt, wenn's Kind im Schlafe lacht: „'s Gidl tallt (tändelt) mit 'n."

Wenn die kleinen Wochenkinder während des Schlafes die Augen halb auftun, die Augäpfel in die Höhe drehen, als wollten sie was sehen, dabei zu lächeln scheinen und dann wieder fortschlafen, manchmal auch zu weinen anfangen, da ist es auch das Jüdel, das mit ihnen spielt. Damit die Kinder nicht mehr von ihm beunruhigt werden, kauft die Mutter ein kleines Töpfchen samt einem Quirlchen. Sie handelt nicht dabei, sondern zahlt den geforderten Preis. In das Töpfchen gießt sie Wasser vom Bade des Kindes und stellt es auf den Ofen. Nun plätschert das Jüdel in dem Töpfchen, bis kein Wasser mehr drin ist und läßt das Kind in Ruhe. Andere Frauen blasen Eier aus den Schalen in den Brei des Kindes und die Suppe der Mutter. Die hohlen Schalen hängen sie mit Kartenblättchen und anderen leichten Sachen an Zwirnsfäden an die Wiege, daß alles

fein frei schwebt. Wenn nun die Türe aufgemacht wird, oder es geht jemand in der Stube, daß die Sachen an den Fäden hin- und herschaukeln, da ist es das Jüdel, das mit dem Zeuge spielt. Und wieder andere legen dem Jüdel Bogen und Pfeile und andere Spielsachen in den Keller oder in die Scheune, damit es dort seine Beschäftigung habe.

Auch die roten Flecke, die die Kinder manchmal kriegen, sind vom Jüdel. Es hat sie verbrannt. Dagegen soll man das Ofenloch mit einem Speckschwärtlein schmieren.

Die Wöchnerin muß, wenn sie zum erstenmal wieder in den Keller geht, in einem Papier neunerlei Band oder Dorant und Dosten zum Schutze gegen den Kobold bei sich tragen.

Das Weib des Bürgermeisters Schröter auf dem Annaberge war in den Wochen gestorben. Der Vater ließ das Kind von einer Amme säugen und aufziehen. Als das Kind zwei Jahre alt ist, steigt's alle Tage im Hofe auf den Gang hinauf und spielt. Man hört es mit einem andern Kinde lachen, spielen, laufen und denkt, ein Nachbarskind ist dabei. Die Amme ruft oft, aber das Kind will nicht herunter, sagt immer: „Kinnerle, Kinnerle." Das Kind wird dick und fett, daß sich der Vater wundert, wie es so gedeiht, da es doch nichts im Kopfe hat als auf dem Gange zu spielen. Einmal schleicht die Amme nach. Da wird sie gewahr, daß das Kind mit niemand spielt, nur einen Schatten sieht sie. Nun erzählt sie die Geschichte dem Geistlichen. Der sagt: „Laßt das Kind nicht mehr dahin, es mag wohl des listigen Satans Betrug sein." Nun aber ließ sich das seltsame, fremde Kind oft hören und fragte nach seinem Spielgesellen. Dann fing es auf dem Gange zu weinen an und sagte: „Du darfst nun nicht mehr zu mir. Hier hast du einen Pfennig zum Gedächtnis." Von da an blieb das Kind aus. Die Münze war wie ein Heller groß, mit einem Drudenfuße gezeichnet, und die Erben haben sie lange gehabt.

Auch der Polterkobold zu Pausitz bei Riesa war der dreizehnjährigen Haustochter besonders zugetan. Er schenkte dem Kinde schöne Birnen und neue Spindeln. Er saß zuweilen in der Ofenhölle in einem weißen Hemde, das an Hals und Ärmeln mit roten Bändern geschmückt war, hatte graue Strümpfe an und alte Schuhe, große glänzende Augen im Kopfe und einen Busch gelber Haare im Genicke. — Meist hält sich das Jüdel auf dem Heuboden auf. Es bleibt aber nur bei solchen Leuten, die nicht zanken und fluchen. Und fangen läßt es sich nicht. Da kratzt es und rauft es. Läßt man es ungeschoren, ist es zumeist gutherzig.

Der Henner hat beim Riedelbauer gedient. Der hatte auf dem Boden das

Heigidl. Henner hat oft im Winter, wenn es zum Dache reingeschneit hatte, die Stapfen des Heigidls im frischen Schnee auf dem Boden gesehen. Als einmal die Bäuerin Heu in ihre Schürze raffte, um es auf den Boden zu tragen, wurde die Last unterwegs so schwer. Als sie aber ausschüttete, sprang das Gidl aus der Schürze. Es hatte einen mächtigen Bart und ein runzeliges Gesicht, war ganz dürr und barfuß. Es lachte und klatschte in die Hände, lief über die Balken und versteckte sich im Heu.

Aber seine Koboldnatur kann das Jüdel doch nicht verleugnen. Wenn es nachts mit den Kühen spielt, werden sie unruhig und bäumen. Striegelt es die Pferde, beißen sie und schlagen um sich. In Wiesenthal war bei einem Wirte das Jüdel. Kam die Viehmagd in den Stall, lag das Vieh ohne Kopf da und ganz in Stücke zerhauen. Lief die Magd schnell, es der Wirtin zu sagen, und kam sie wieder rein, war das Vieh allenthalben wohl beschickt. Und sie hörte oft, wie das Jüdel auf dem Boden Korn metzte und andre Verrichtung tat. Kam man dazu, lief's davon und lachte, daß man nichts außer kleinen Kinderfüßen im Staube sah. Um solchen Schabernacks willen ist wohl mancher das Jüdel gern los geworden. Da mußt du ein paar Pantoffeln hinstellen, da geht das Jüdel. Zum Abschied schmückt es die Kühe, gefüttert und geputzt stehen sie früh da, und geschmiert hängt das Geschirr an der Wand. Der Wiesenthaler Wirt aber ist anders verfahren. Er zündete Kümmelstroh an, da blieb das Jüdel weg. Im Vogtlande, wo sie das Heugütel auch kennen, ist es so gewesen: Die Leute, die das Heugütel hatten, sagten: „Wir wollen doch dem Kleinen auch was zum heiligen Christ schenken." Da gaben sie ihm ein Röckchen und ein Jäckchen. Das Heugütel sagte: „Nun habt ihr mir ein Röckchen und ein Jäckchen gegeben, das ist zuviel. Nun muß ich ausziehen."

Die Leute im Erzgebirge und im Vogtlande sagen: Die Jüdel sind die Geister ungetaufter Kinder. Drum werden im Vogtlande die Neugeborenen schnell getauft, damit sie nicht zu Heugüteln werden. Aber hört, was die Magd in einem erzgebirgischen Erbgericht erlebt hat. Dort war das Jüdel im Hause, und die Magd hatte gute Zeit. So oft sie in den Stall kam, war alles fertig. Nun hätte sie doch ihren Gehilfen gar zu gern einmal gesehen! Als sie einmal in den Keller ging — sie hatte eine Kanne Wasser mit, ein wenig Salz und ein Lichtlein — leuchtete sie hinter die Tür. Da erblickte sie ein ermordetes Kind, dem ein Messer im Halse stak und der Kopf umgedreht war. Darüber erschrickt sie, daß sie umfällt. Das Jüdel steckt ihr das Salz in den Mund und begießt sie mit dem Wasser. Sie ermuntert sich wieder, aber das Jüdel ist von da an ausgeblieben.

Einen solchen Kobold scheint auch ein Bäckergeselle in der Großenhainer

Gegend im Keller getroffen zu haben. Er soll unten Eier zum Backen holen. Als er wieder heraufsteigt, hört er was hinter sich herkommen wie mit Holzpantoffeln. Aber auf der Treppe bleibt's vor ihm halten. Da greift er vor sich in die Luft hinein und schüttelt etwas ab. Plötzlich bekommt er von unsichtbarer Hand eine Schelle, daß er noch am andern Tage einen geschwollenen Backen als Andenken hat.

In der vorletzten Sage ist deutlich ausgesprochen, was schon aus vielen Zügen der vorhergehenden Überlieferungen zu entnehmen war, daß der Koboldglaube aus dem Glauben an die fortwirkende Macht der Toten hervorgegangen ist.

Kobold als Poltergeist

Manchmal nimmt das Wilde im Kobold so überhand, daß von seiner Gutmütigkeit nur noch wenig zu spüren ist. Er wird zum schrecklichen Poltergeist. Seine Lust zum Arbeiten und Helfen verliert er aber oft nicht. Zugleich nimmt er in der westsächsischen Überlieferung Wesenszüge an, die dem Drachen eigentümlich sind.

Wenn H. in S. (Großenhainer Gegend) abends um elf Uhr nach Hause kam, kehrte ein graues Männchen den Hof. Während der Nacht rasselte es mit Ketten, daß niemand schlafen konnte. Kam der Knecht frühmorgens in den Pferdestall, fraßen die Pferde schon; sie waren eben gefüttert worden. Das Kobelchen war nicht bloß ein Männchen, sondern es hat sich verwandelt, bald war's eine Katze, bald eine Henne oder ein Schippchen, bald ein Hase oder ein Kalb. „Es is ein Tier, wie du's ham willst." Aber die schwarze Farbe hat es am liebsten. — Ein Mann erzählte: „Als ich in meiner Jugend in F. diente, war dort der Kobold. Einst kam ich zeitig aus der Schenke. Mit mir kam was ins Haus rein, das rasselte wie mit Ketten. Ich ging ins Bett, da wollt es mich am Halse fassen, als würgt's mich. Schon am ersten Abend warf's mich aus dem Bette. Da kam der Alte an die Treppe und fragte: „Was haste denn oben?" „Nu, 's Koboldchen!" Das ging drei Tage. Da sagt'ch zur Frau: „Nu geh'ch aber. Ich bleib nicht mehr hier, ihr hatt's Kobelchen, die Leute sagen's ooch!" „Nu, mir hoams nich," sagte die Frau, „der Alte hoats!" — In einer andern Wirtschaft hauste auch das Kobelchen. Niemand hatte im Bette Ruhe. Die Leute wollten's darum gerne raushaben. Der Scharfrichter sagte: „Schafft es auf den Berg, aber bleibt nach Sonnenuntergang nicht mehr dort auf dem Felde." Das war dem Gesinde eingeschärft worden. Aber ein neuer Knecht wußte von nichts. Der spannte auf dem Felde an, als die Sonne unterging. Gleich stand ein altes Männel da: „Darf ich mitfahren?" und saß auch schon auf. Wie der Wagen in den Hof fuhr,

sprang ein Hund runter. Und von der Zeit an hat das Kobelchen wieder gewirtschaftet. Einmal brannte es auf dem Gute. Schuppen und Scheune waren gefährdet. Da rannte das Kobelchen über den Hof, fuhr vom Schuppen auf das Dach hinauf, und von der Stelle an, wo es saß, hat es nicht weiter gebrannt.

Auch in der Coswiger Gegend ist das Kobelchen bekannt. Bei Gr.'s in Coswig hat es herausgeguckt. Es hatte rote Hosen und eine blaue Jacke an, war dürr und hatte rote Augen. Aber in der Mitternacht polterte und sauste es im Hause herum. Auch dort konnte es sich in jede Gestalt verwandeln.

Eine ganz erschreckliche Geschichte hat sich in Talheim im Erzgebirge zur Zeit Christian Lehmanns zugetragen. Dort war Hans Weigel aus Lauter seit siebzehn Jahren Förster. Er hatte mit seiner Frau ein gutes Auskommen. Plötzlich stellte sich in seinem Hause ein Ungetüm ein, vor dem niemand sicher war. Es ließ sich als Schwein, als Katze, als Hund, als Spinne sehen. Es nahm allen Viehnutzen, stahl Geld und Geschmeide, auch die Kurfürstlichen Holzgelder, die der Förster eingenommen hatte. Nun kam eine Kurfürstliche Kommission, die tat Haussuchung im ganzen Dorfe, durchstöberte Kisten und Kasten, aber es war nichts aufzufinden. Da glaubten alle, die Försterin sei eine Hexe und ihre vierzehnjährige Nichte auch, denn mit der machte sich das Ungetüm am meisten zu schaffen. Das Mädchen wurde auf dem Schloß zu Stollberg achtzehn Wochen eingesperrt, sollte sagen, was sie mit dem Ding habe. Aber das Kind hatte vor Schreck vier Wochen lang die Sprache verloren und konnte nichts sagen. Unterdessen hatte das Spektrum frei Spiel. Es zündete an einem Tage wohl vier-, fünf-, sechsmal Feuer an, das Pech im Hofe, die Streu im Pferdestall. Einen alten Schuppen, vierhundert Meter von der Försterei entfernt, brannte es ganz weg. Nun wurde das Haus von sechs Mann bewacht. Die löschten das Feuer immer wieder, hatten aber viel auszustehen. Das böse Ding schlug und warf nach ihnen, stahl ihnen das Brot aus dem Korbe und steckte Steine und Pferdedreck hinein. Als des Försters Schwester Hochzeit feierte, verdarb es viel Essen, zerriß die Kleider, und dem Präzeptor zerschnitt es einen Rock für sechzehn Taler. Zuletzt zündete es die ganze Försterei an, daß sie bis auf den Grund wegbrannte. Und als die Hormersdorfer hinzu liefen und wollten sehen, wo das böse Ding hinkäme, und wollten löschen, da kam eine Krähe geflogen, setzte sich einem Kammschneider ins Haar und riß ihm etliche Büschel aus, daß er acht Tage krank lag. Nach dem Brande zog der Förster nach Hormersdorf zum Richter. Wie er alle Sachen aufgeladen hatte, will der Wagen

nicht von der Stelle, wieviel Pferde sie auch vorspannten. Als sie doch endlich fahren konnten, zogen die Pferde wie an einer Last Blei und schwitzten und troffen. Im Wegfahren gedenkt der Förster des Ungetüms, das er nun endlich losgeworden ist. Auf einmal spricht's hinter ihm: „Wenn wir nicht so wären gerannt, so wären wir mit verbrannt." Als der Förster zu Hormersdorf ankam, sagte er: „Mir ist mein Lebtag kein Weg saurer zu fahren angekommen." Da gab ihm das böse Ding einen Backenstreich und sprach: „Mir ist's auch sauer worden, hierher zu ziehen." Der Förster baute sein Haus an einem andern Fleck auf und hatte von nun an vor dem Ungetüm Ruhe.

Manchmal halten sich die Kobolde draußen in Feld und Wald auf. Auf dem Czorneboh gibt es eine Koboldkammer, bei Pfaffengrün einen Koboldstein. Dort sieht man die Kobolde am Ostermontag vor Sonnenaufgang tanzen, und die Sonne hüpft dreimal in die Höhe, ehe sie sich über den Horizont erhebt. Am Löbenberge in den Hohburger Bergen liegt ebenfalls ein Koboldfelsen. Als ein Zauberer die Kerlchen bannte und sein Sprüchel murmelte, sprangen sie vom Felsen, und als man nachguckte, fand man nichts als sieben Aschenhäufchen, die der Wind verwehte.

Aber die Koboldwiesen im Schraden haben mit den Kobolden nichts zu tun. Das ist ein Streifen (Kabel oder Gabel) einer Wiese, die ursprünglich zur Dorfhutung gehörte, später aber aufgeteilt wurde.

Der Kobold wird zum Drachen

Der Müller Julius schlenderte eines Abends den langen Rain bei Kesselsdorf hinauf. Da läuft neben ihm her ein ganz kleiner Kerl mit spitzem Hut. Als er stehen bleibt, wartet der auch, als er weitergeht, läuft der andre mit und fragt: „Wo willst du hin?" Die Stimme klang trocken und scharf. „Das geht dich Pinsel gar nischt an", erwidert der Müller Julius. Da fragt das Männel wieder: „Wie spät ist's denn?" „Hast's denn nich glei schlagen gehiert vom Turme riewer?" Da guckt sich der Julius seinen Begleiter genauer an: Nägel lang wie Krallen an den Händen, Nägel spitz wie Hühnerkrallen an den Füßen. Dann hebt sich das Männchen einer lodernden Flamme gleich vom Boden, und in die Luft saust's wie ein feuriger Drache.

In M. kam der Kobold als schwarze Katze vom Boden herunter. Der Bauer erschrak darüber und prügelte das Tier; da verwandelte es sich in ein kleines Männchen.

In W. bei N. war mitternachts ein feuriger Drache über der Scheune. Alle fürchteten sich vor dem feurigen Ding. Das fuhr zum Dachfenster hinein und verwandelte sich in einen Kobold.



Gestalten des Drachentieres

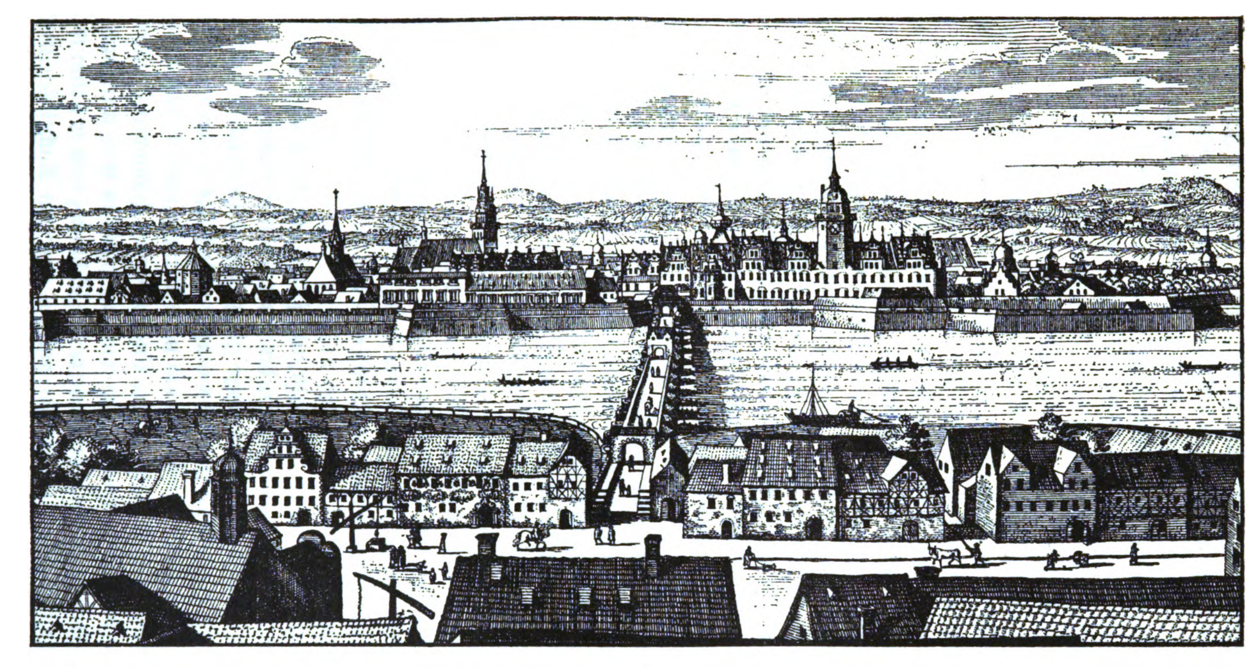
Die letzten Geschichten zeigen uns deutlich, wie in der Großenhainer und Coswiger Gegend die Gestalt des Kobolds in die des Drachen übergeht. Auch in der Leipziger Gegend läßt sich der Kobold neben vielen Tiergestalten gelegentlich als schwarzes Männchen sehen. Wir hörten schon, welche Tiergestalten der Drache annehmen kann. Davon wollen wir jetzt noch mehr erzählen.

Der Bauer in Kunnersdorf bei Glashütte hatte nur schwarzes Vieh: stattliche Rappen, schwarze Kühe, schwarzgefleckte Schweine und eine schwarze Katze. Das Kobelchen aber sprang als dreibeiniger Hase um die Bauersfrau, die auf dem Krautacker arbeitete.

Nach Trautzschen kam Einquartierung. Ein Soldat hatte ein gutes Quartier erwischt. Wurst, Speck und Schinken standen auf dem Tische. Doch über den Teller hüpfte ganz vergnügt ein Heupferd. „Na warte, du Grashüpfer", dachte der Soldat und wollte ihn fangen. Aber da sprang ihm das Tier mit einem Satz an die Kehle, strampelte mit den Beinen und biß, als wollte es den großen Menschen erwürgen. Da griff er hart zu, und er hätte es zwischen den Fingern zerdrückt. Aber da ging die Tür, und die Wirtin kam herein. Behutsam nahm sie ihren Liebling in beide Hände und trug ihn hinaus.

In Großkagen mußte der Bauer ein paar Tage fort. Er sagte zum Pferdejungen: „Räum' in der Scheune auf, aber das Dachsfell, das auf dem Balken liegt, nimm ja nicht runter!" Aber wie die Jungen einmal sind, gerade weil es der Bauer verboten hat, nimmt der Junge das Fell runter. Da fangen die Kühe an zu brüllen, die Fässer und Laden poltern, aber guckt der Junge in den Stall, sind die Kühe stille, guckt er in die Kammer, stehen Fässer und Laden auf ihrem Platze, aber kaum hat er sich weggedreht, geht der Lärm wieder los. Und das dauert solange, bis der Bauer heimkommt. Der legt das Fell wieder auf den Balken, und nichts rührt sich mehr. Das Fell war sein Kobold.

In der Gegend von Gorbitz haben die Leute den Drachen als feurigen Kater in die Feueresse fahren sehen. Da hat sich das Drachentier sein altes Aussehen bewahrt: es ist feurig. Alle älteren Berichte erzählen nur vom feurigen Drachen. Im Jahre 1551 ist zu Weinböhla nicht weit von Meißen ein groß Feuer ausgekommen, aus welchem gegen Abend ein großer Drach elbwärts gezogen und sich mit langen feurigen Strahlen hat wohl anschauen lassen. Feurige Drachen gibt es vorzüglich im Jahre 1533 in Leipzig die Menge, die meisten einen Finger lang, mit Kronen auf dem Haupte, zwei Flügeln und einem Saurüssel. Zweihundert bis vierhundert Stück fanden sich manchmal zusammen.



Die Residenzstadt Dresden um 1650
Kupfer von M. Merian. Ausschnitt

Am ersten Weihnachtsfeiertage 1643 hatte Kurfürst Johann Georg I. bis gegen elf Uhr an der Abendtafel im Dresdner Schlosse verweilt. Nun war das Hofgesinde zu träge, das kostbare Geschirr abzuräumen. Drei Pagen und ein Trompeter mußten wachen. Da hörten sie an der Decke ein Knistern, ein Blitz fuhr ins Gemach, daß es ganz licht und helle wurde, und an der Tafel sahen sie etwas sitzen mit ein paar großen, feurigen Augen wie ein Uhu. Das war der Drache.

Auch heute noch läßt sich der Drache gern als feurige Erscheinung sehen. In Raun im Vogtlande fliegt er feurig in ein Gehöft. In der Leipziger Pflege kommt er außerhalb des Hauses als feuriger Schwanz, wie fünfzehn Sternschnuppen, die vorderste von Faustgröße. Aus einem Dorfe bei Löbau sind ein paar in die Ölmühle gegangen. Da ist der Drache durch die Luft gekommen. Er fuhr in den Ästen rum, daß die Funken sprühten. Auf einmal war er weg. Der eine rief: „Drache, Drache, kumm no moal!“ Da war er wieder da und fauchte in den Wipfeln. Aber er hat keinem was getan. In dem gleichen Dorfe sind die Drachen vor allem in den Zwölfnächten geflogen. Wenn sie sonst im Laufe des Jahres gesehen wurden, sagten die Leute: „Es wird ander Wetter, der Drache fliegt.“

Herr M. erzählt: „Auf unserm Felde am Wohlaer Berge mußte ich als Schuljunge Milchdisteln stechen. Da kam der Drache geflogen, sah aus wie ein ganz langer feuriger Schwanz. Und das prasselte in der Luft. Da kam er tiefer und schlug in das Feld runter. Das klirrte wie mit vielen Ketten. Dort wird er sein Geld ausgeschüttet haben. — In Porschütz geht ein Knecht mit dem Nachtwächter, der ihm eben die Zahnangst versprochen hat, die Dorfstraße entlang. Da kommt ein feuriger Schweif wie eine Stube lang und fährt bei dem Bauer, bei dem der Knecht in Dienst stand, in die Feueresse. „Das war der Drache“, sagt der Nachtwächter zum Knechte. Der wollte nun nicht rein. Doch der Nachtwächter sagte: „Geh nur rein, den kriegste nich zu sehen, und der tut dir nischt! Das hab ich schon oft gesehn.“

Wie der Drache (Kobold) ins Haus kommt

Wie aber muß man es anfangen, um so ein nützliches Tier zu kriegen? Das kann der Schmied erzählen, der eines schönen Sonntags aus einem Dorfe der Westlausitz in die Pilze ging. Als er so durch den Wald am Keulenberge ging, denn nirgends wachsen die Pilze größer und besser als dort, guckte er unter einen Strauch nach Birkenpilzen. Aber da sah er zu seinem Erstaunen statt der Pilze ein schwarzes Hühnchen drunter. Das war über und über naß und sah aus, als hätte es wer weiß wie lange nichts zu fressen gehabt. Das dauerte den Schmied, und er nahm es in seiner Mütze mit heim. Unter dem großen, warmen Kachelofen machte er

ihm ein weiches Lager und reichlich Futter zurecht. Das Hühnel hatte sich auch bald erholt und pickte eifrig die Körner. Als der Schmied am andern Morgen in die Stube trat, hatte es zwei Eier gelegt. Das war ihm nicht geheuer. Er warf die Eier auf den Mist und jagte das Hühnel fort. Aber am nächsten Morgen war es schon wieder da und hatte sogar drei Eier gelegt. Da wußte der Schmied, wen er sich ins Haus getragen hatte. Er zertrat die Eier, legte das Tier in seiner Wut auf den Ambos und bearbeitete es mit dem schwersten Schmiedehammer. Das tote Tier warf er auf den Düngerhaufen und meinte, nun Ruhe zu haben. Aber am andern Morgen saß das Hühnel wieder in der Stube auf seinem alten Platz, als wäre nichts geschehen, und hatte vier Eier gelegt. In seiner Angst lief der Schmied zum Pfarrer. Der sagte: „Tragt das Tier wieder dahin, wo Ihr es hergenommen habt. Zeichnet ein Kreuz in den Sand und betet ein Vaterunser dabei." So machte es der Schmied. Als er vom Strauche fortlief, kriegte er einen derben Schlag, wie ihn sonst nur eine Schmiedefaust geben kann. Aber das Hühnel ist nicht mehr wiedergekommen.

Einmal ging ein Bauer mit seiner Frau vom Schlachtfest nach Hause. Unterwegs sieht er an einem Zaun eine Henne sitzen. „Mutter, die nehmen wir mit", sagt er zu seiner Frau. Die Henne ließ sich das auch gefallen. Daheim setzte er sie unter den Ofen in die kleine Hölle zu dem Holzgekrücke. Am andern Morgen guckte er gleich nach, ob die Henne noch da war. Da lag neben ihr ein Haufen Korn. Da wußte der Bauer gleich, daß es das Kobelchen war. „Na, will'ch dich nur glei wedder hintragen," sagte er und brachte die Henne wieder zum Zaun, wo er sie gefunden. Denn der Bauer wußte, wenn er das Kobelchen vierundzwanzig Stunden in seinem Hause behielt, wäre er's nimmer losgeworden.

Eine Frau trug Essen nach dem Diebesgrund bei Zwenkau. Auf dem Heimwege fand sie am Wegrand eine kleine Henne. Die nahm sie mit. Als sie bald heim war, rief's in einem fort aus dem Korbe: „Sin mer bahle heem?" Da merkte sie, daß sie nichts Gutes gefunden hatte und schaffte die Henne wieder an den Fleck zurück. Zuletzt wurde der Korb so schwer, daß sie ihn kaum noch schleppen konnte. Hätte sie das Hühnel vierundzwanzig Stunden behalten, hätte sie es nie mehr losgekriegt.

Mitunter kommt der Drache auf andre Art ins Haus. Du mußt zu einem Drachenhalter gehen und dir ein Junges bestellen. Sie hecken im Mai. Oder du siehst mal wo einen Dreier liegen. Hebst du den auf und legst ihn in deinen Geldsack, liegt morgen ein Sechser drin, nimmst du den weg, findest du am andern Tag einen Zwölfer. Und so geht das fort, bis der Taler voll ist. Dann hast du einen Hecktaler und damit den Drachen

auf dem Halse. Nun kannst du bezahlen was und wieviel du willst, immer ist der Taler wieder in deiner Tasche.

In der Rochlitzer Pflege hatte ein Pfarrer ein Pfarrkind, das wohl seine Abgaben regelmäßig leistete, aber kurze Zeit drauf war das Geld immer wieder verschwunden. Ein Mann aus dem Dorfe sagte zu ihm: „Sie müssen das Geld mit einem Glase bedecken. Es wird vom Hänsel geholt." Der Pfarrer tut's auch zum Spaße. Da sieht er, wie das Geld im Glase rumhüpft, aber nicht raus kann. In der Zschopauer Gegend hilft das Glas allein nicht. Man muß ein Gesangbuch zum Deckel nehmen.

Ein Hennersbacher Bauer war ein toller Kerl. Er hatte ein Achtgroschenstück, das vertrank er. Am nächsten Tage wollte er gerne wieder trinken. Er guckte in den Beutel und sieh, das Achtgroschenstück war wieder drin. Schnell lief er damit in die Schenke. Und so ging es Tag für Tag. Der Bauer wurde immer wüster und fluchte und lästerte das Blaue vom Himmel runter. Aber zuletzt kriegte er doch Angst. Als er eines Tages mit seinem Geschirr über die Brücke des Dorfbaches fuhr, warf er die Münze ins Wasser. Da dröhnte ein furchtbarer Donnerschlag. Die Pferde scheuten und rasten davon, und nur mit Mühe brachte sie der Bauer zum Stehen. Aber das Geldstück kehrte nicht mehr zurück.

Drache und Teufel

Der Bauer in dieser letzten Geschichte hatte wohl das Gefühl, daß mit dem Drachen doch irgendwie der Böse im Spiele sein müsse. Und das glauben die Leute oft. Als ich einer Bäuerin im deutsch-wendischen Gebiet der Lausitz anfing, vom Drachen zu erzählen, schüttelte sie sich vor lauter Gruseln, spuckte dreimal aus und schlug ein Kreuz dabei. Und ich sah, wie sie unauffällig nach meinen Füßen schielte. Sie glaubte dort einen Pferdefuß zu finden. Und in der Tat wird zuweilen in der Leipziger Gegend der Drachenpakt wie der Teufelspakt mit Blut abgeschlossen. In der Lausitz ist Hostienschändung ein wichtiges Mittel, um den Drachen zu bekommen.

Der Drache trägt zu

Drachenhalter sind heute noch über das ganze Land verbreitet. Wenn einer ein Brinkel mehr hat wie der andere, dann hat er halt den Drachen, der ihm alles bringt. Er hat das Eintragkobelchen. In einem Orte bei Leipzig an der preußischen Grenze soll es auf dreizehn Bauern vierzehn „Kubbelte" geben, den vierzehnten hat nämlich der „Herte" (Herr).

Kam der Kobold zu einem Bauern und fragte: „Herr, was soll ich fahren?" Sagt der Bauer: „Einen Sack voll Gold." Früh stand ein Sack Sch... dreck da. Am nächsten Abend und am folgenden Morgen war es wieder so. Beim dritten Male drohte der Bauer: „Wenn du mir kein Geld bringst, mußt du morgen naus!" Früh war das Geld da. Nachts aber war in allen „Bänken" eingebrochen worden, und die geraubte Summe

war gerade so hoch wie die im Sacke. Da meldete es der Bauer der Polizei. Und der Kobold zog aus.

Bei einem Bauer im Lomnitzer Oberdorfe ist auch das Köberchen gewesen. Als eines Sonntags die Jugend vom Tanz nach Hause gekommen ist, da haben sie in der Kammer des Bauern noch Licht gesehen. Weil sie neugierig gewesen sind, haben sie eine Deichsel angelegt und sind daran in die Höhe geklettert. Da haben sie gesehen, wie der Bauer Geld aus der Lade in die Backschüssel gezählt hat. Und neben ihm saß ein Hahn. — Wenn in Blumberg bei Ostritz der Drache als feuriger Wisch in den Schornstein fuhr, dann merkten die Leute bald, was sich zugetragen hatte: in der ganzen Gegend gab es rotgestempelte Hundertmarkscheine.

Aber nicht nur Geld bringt der Drache. Bei einem Bauer in Trautzschen durfte niemand anders beim Dreschen den Besen anfassen als die Frau. Als das letzte Viertel gedroschen war, kehrte sie mit dem Besen zusammen und sagte: „Immer noch ein bißchen kehre, immer noch ein bißchen kehre, kehre, kehre!" Und so kehrte sie noch zwei Fuder Körner zusammen, die der Kobold aus andern Scheuern zugeschafft hatte. Eine Magd in der Großenhainer Gegend sollte Hirse vom Boden holen. Als sie raufkam, war soviel oben, daß sie bis an die Knie darin waten mußte. Das hatte alles das Kobelchen gebracht.

In Westsachsen und in der Großenhainer Gegend wird infolge der Verknüpfung von Hexerei und Drachenhalterei naturgemäß auch das Tun des Bilmsschnitters und der Melkzauber mit dem Drachen in Verbindung gebracht. Bei Leisnig war eine Gutsbesitzersfrau, die ihre Butter ins Städtchen zu Markte brachte. Sie konnte aus ihrer Butterhose soviel Butter rausschneiden, wie sie wollte, die Butter wurde nie alle. Das war nicht zu verwundern, denn die Butterhose hatte einen doppelten Boden, und in dem Hohlraum saß eine Kröte. Zu Hause lief die Kröte frei im Garten rum. Die Bäuerin ließ niemand in den Garten und verbot ihren Leuten, dem Tiere irgendwie ein Leid zu tun. — Ein Knecht diente in E. bei alten Leuten. Die hatten den Kater, das Kobelchen, im Keller sitzen. Als ihn mal der Knecht sah und es der alten Mutter sagte, antwortete sie: „Ach, das Dunneraas!" In einer Kammer schlugen sie die Butter aus und machten Käse. Wenn dann ihre Kinder auf der Weide hüten mußten und ihre fetten Bemmen aßen, höhnten sie die anderen: „Ach, dei alter Kobelchenquark, ach, dei alter Kobelchenkäse!"

Von unschätzbarem Wert ist der Drache für die Bäuerin. Sie kann ruhig bis dreiviertel zwölfe auf dem Felde arbeiten, und um zwölfe steht doch ein gutes, reichliches Mittagessen fix und fertig auf dem Tisch.



Mancher Magd und manchem Knecht ist freilich die Eßlust vergangen, wenn sie gesehen haben, wie der Drache auf den Zuruf der Bäuerin: „Gäke, Hänschen, gäke“, Schweinefleisch und Klöße ausgespien hat. — In Trautzschen hatte ein Bauer den reichen Kobold. Der Knecht sah, wie das kleine Männel das Maul aufriß, die Augen verdrehte, und wie Kloß auf Kloß und Schwarzfleisch aus seinem Munde hervorquoll. Aber für sein Gucken hat der Knecht noch am selben Tage seine Strafe gekriegt: er brach beim Heuholen den Hals. Oft verließ das ganze Gesinde auf einmal den Hof, wenn es erfuhr, was es mit der Mahlzeit für ein Bewenden hatte.

Aber der Dienst des Drachen erschöpft sich nicht im Zutragen allein. Den Wassertrog bei Lommatzsch brachten viel, viel Pferde nicht fort. Aber als der Koboldhalter seine Rappen vorspannte, hui! ging's ab. In Keuern lief der Drache als dreibeiniger Hase um die Fluren seines Herrn. Soviel Jäger haben ihn schießen wollen, aber immer vergeblich. Trat jemand auf die Felder, lief der Hase heim und sagte es seinem Herrn. Der kam mit der Peitsche heraus.

Der Drache trägt weg

Seine Schätze stiehlt der Drache bei andern Leuten. Dann heißt er das Verschleppkobelchen. Schon Christian Lehmann schreibt: Diebische Drachen sind gar gemein in diesen wilden Gebirgen, die den Müllern und andern das Korn, Mehl, Brot und Geld aus dem Beutel stehlen, daß sie verarmen und zu Bettlern werden. Ja, sogar die Erze waren im Erzgebirge vor ihnen nicht sicher. Einer hat gesehen, wie in der Mitternachts- und Mittagsstunde viele Würmer kamen, die den Zinnstein aus dem Pochgestell wegtrugen. Als im 16. Jahrhundert der Bergsegen des Obererzgebirges jährlich sich verminderte, schrieb man dies dem Kobalt zu und man nannte ihn den Silberräuber. Seinen Namen aber soll das Erz von dem diebischen Kobold haben.

In Lenz bei Großenhain war ein Bauer recht wohlhabend, aber in seiner Wirtschaft ging es immer mehr bergab, bis er zuletzt der ärmste Mann wurde. Einst kam Einquartierung in das Dorf und auf sein Gut. Er nahm die Soldaten gerne auf und sagte: „Ich wollte euch schon mehr geben, aber ich kann nicht so, wie ich möchte. Wenn ich Getreide ausgedroschen habe und stelle es hin, so dauert's gar nicht lange, ist alles weg, auch wenn es fünf oder sechs Scheffel sind, und ich brauche nur zu räumen.“ Da sagte der eine Soldat: „Dem wüßte ich schon abzuhelfen. Schließ mich nur in die Scheune ein und gib mir ein paar recht zähe Weidenruten mit von der rauhschwarzen Haarweide. Wenn's soweit ist, rufe ich dich. Mußt Geduld haben, vor zwölfen wird's nicht werden.“

Nun versteckte sich der Soldat in die Pansel und guckte zum Trittloch heraus. Um zwölfe ging richtig das Scheunentor auf, und eine große Sau kam herein, das war der Koboldrache. Die Sau fraß im Handumdrehen die sechs Scheffel, die am Tage gedroschen worden waren, und wollte wieder ausreißen. Da sprach der Soldat einen Bannspruch, daß sie nicht mehr von der Stelle konnte und seinem Willen gehorchen mußte. Er führte sie vor die Haustür und rief den Bauer. Der schlug das Tier solange mit den Weidenruten, bis es das Getreide wieder ausspie. Dann sagte der Soldat: „Sperre die Sau über Nacht ein. Morgen nimmst du von dem Korn und gehst in alle Gehöfte. Bei welchem Bauer die Schweine die ausgespieenen Körner fressen, das ist dein Feind, der dich verderben will." So machte es der Bauer. Zu seinem Nachbar ging er zuletzt. Aber gerade bei dem fielen die Schweine wie die Wölfe über das Korn her, und der Bauer sagte: „An den hätte ich zuletzt gedacht."

Der Drache muß ausschütten

Fliegt nun der Drache mit seinen Schätzen heim, muß er das Zeug ausschütten, wenn du ihn dazu bringen kannst. Im Erzgebirge rufen sie ihm zu: „Kleck, Hansl, kleck!" Ein Hofmeister fuhr mit neun Geschirren von Leipzig nach Taucha zu. Unterwegs ließ er aus der Mitte des Zuges ein Geschirr nach rechts, eins nach links abbiegen. Gleich sahen die Knechte einen Drachen, der vor der ersten Wagendeichsel auspackte. Er mußte vor den in Kreuzform fahrenden Wagen niedergehen. Ebenfalls in der Leipziger Pflege sahen ein paar Hutmänner (Nachtwächter), die beisammen standen, einen Kobold kommen. Da meinte einer von ihnen: „Den wollen wir mal auspacken lassen," und machte seinen Hokuspokus. Nach langem Sträuben mußte der Kobold abladen, Milch, Quark und mehr. Aber keine Sau mochte davon fressen. In der Lausitz mußt du unter einem Kreuze stehen, unter dem Dachgebälk, wenn der Drache ausschüttet, sonst verbrennt er dich.

Wo der Drache haust

Bei seinem Herrn fliegt der Drache meist durch einen bestimmten Eingang im Hause ein und aus. Gerne benutzt er die Feueresse. In Herwigsdorf bei Löbau flog er durch's Giebelfenster. Dort war das Holz ganz verbrannt. Bei Borna war eine Mauerluke sein Flugloch. Der Gutsbesitzer H. machte sie zu, um den Drachen loszuwerden. Aber früh war sie wieder aufgebrochen, und der Bauer starb am Fieber. In der Leipziger Gegend kommt er gerne durch die Wetterfahne, oder der Drachenhalter nimmt einen Ziegelstein an der Giebelseite heraus. Auch im Hause hat der Drache seinen bestimmten Aufenthaltsort. Er sitzt hinter der Feuermauer, auf dem Boden, im Keller, in der Hölle hinter dem Ofen. Oft gibt's auf dem Gute eine Kammer, in die niemand hinein darf, das ist die Drachen-

kammer. Mancher macht einen Korb, aus Weidenruten geflochten, als Lager zurecht. Manchmal hockt er in der Mehlkiste, bei anderen in einem alten schwarzen Kasten oder in einer Tonne.

Der Drache wird gepflegt

Wer den Drachen hat, der muß auch gut für ihn sorgen. Er frißt gern Semmelmilch, Hirsebrei mit viel Butter drauf, und mancher hält sich Bienenstöcke, daß er dem Tier Honig geben kann. Der Gregorius Teufel auf der Johannisgasse in Leipzig hat den Drachen nicht gut gefüttert. Wegen dieses schlechten Tractaments hat er seinem Wirt das ganze Haus in Brand gesteckt. Ist geschehen am 23. November 1606. Meist ist es das Gesinde, das mit dem Drachen nicht umzugehen weiß. Die Mägde sind naschhaft, und wenn sie das schöne Essen sehen, langen sie auch mal rein. Aber das läßt sich der Drache nicht gefallen. Eine Bäuerin setzte die Semmelmilch oder die Eier auf Butter gebraten immer aufs Hausschränkel. Die Magd dachte: „Aha, die hat einen Kebsmann, der soll einen Dreck bekommen," und sie räumte täglich den Teller ab. Des Hungerns war der Drache überdrüssig. Eines Tages brannte er die ganze Wirtschaft ab.

Das Fressen des Drachen darf nicht zu heiß sein. Auch das versehen die Mägde immer, wenn die Frau fort ist. Sie setzen dem Tiere Hirsebrei hin, der noch plappert. Wenn sich der Drache das Maul verbrennt, wird er fuchsteufelswild. Eine Frau hatte auch ein Köberchen. Das hielt sie in einer Kammer eingeschlossen, und niemand kriegte es zu sehen. Die Magd mußte es alle Tage durch ein Fenster füttern. Wie sie wieder einmal die Eßschüssel hineinschob, wurde ihre Hand ganz feurig. Sie schrie: „Hilfe, Hilfe!" aber die Bauersfrau sagte bloß: „Das ist weiter nichts." Es blieb auch wirklich keine Wunde an der Hand. Eines Tages wollte die Bauersfrau dem Köberchen gerade eine Semmelmilch hintragen. Da kam ein Händler, und sie sagte zur Magd: „Geh du! daß du aber ja nicht naschst!" Die Magd konnte sich aber doch nicht halten und kostete davon. Das hat aber das Köberchen gleich gemerkt. Wie sie die Treppe raufkommt, sitzt dort ein großer Hund, größer als ein Kalb. Der rollt drohend seine feurigen Augen, daß die Magd vor Schrecken fast die Schüssel fallen läßt. Sie sagt's aber nicht der Bäuerin, weil sie sonst für ihr Naschen Schelte gekriegt hätte. Doch das Köberchen sollte es ihr büßen. Am andern Tag schiebt sie ihm kochendheiße Milch durch das Fenster, obgleich es ihr die Bäuerin streng verboten hatte. Dann rennt sie auf und davon. Das war ihr Glück. Denn hinter ihr schlugen Flammen auf, und das Haus brannte im Handumdrehen über und über. Die Leute aus dem Dorfe rannten zum Löschen herzu. Aber der Pfarrer sagte: „Laßt's brennen! Es ist ein Sündenhaus."

Auch sonst weiß sich der Drache für schlechte Behandlung zu rächen. Er zerkratzt seinen Herrn oder seine Herrin, er schlägt sie mit irgendeinem Gebresten. Besonders in der Rochlitzer Pflege gab es Bauernfamilien, über die der Drache ein Leiden gebracht hatte; manche waren blind, andre ausgewachsen. Eine Frau in einem Dorfe bei Glauchau hatte den Drachen, aber sie hatte kein Glück mit ihren Kindern. Zwei waren ganz mißraten. In Zadel war in einem Gute das Kobelchen. Wenn die Frau im Keller war, hörte die Magd sie immer sagen: „Laß mich nur gehn, laß mich nur gehn, du wirst schon kriegen!" Eine Magd diente in M. auf einem Gute. Da lag die Frau so krank, daß sie nicht alleine essen und sich auch nicht anziehen konnte. Oft in der Nacht rief der Bauer: „Mine, komm runter bei die Mutter!" Wenn sie in die Kammer kam, lag die Frau auf der Diele, splitternackt, Betten und Stroh alles auf ihr drauf. So ging das alle Nächte, bis die Frau tot war. Das ist aber niemand anders gewesen als das Kobelchen. Das hat sie so gequält, weil es von ihr fort zu einem andern Herrn wollte. Aber die Frau hat's nicht hergegeben.

Im Obererzgebirge wurde eine Frau bei allem guten Essen alle Tage dürrer, daß sie zuletzt nur noch Haut und Knochen war. Einmal morgens fand der Bauer weder seine Hexenfrau noch die Drachenkatze. Der Knecht sagte: Die Bäuerin liegt im Stübel auf dem Kanapee!" Als der Bauer hinkam, lag nur noch ihre Haut da. Der Drache hatte sie bei lebendigem Leibe abgezogen und war mit dem übrigen zum Fenster hinaus gefahren; das stand offen. Da ließ der Bauer zum Begräbnis seine Frau ausstopfen, damit die Leute nichts merken sollten, aber die wußten's alle.

Da dürfen wir uns nicht wundern, wenn mancher Drachenhalter das böse Tier gerne wieder los sein will. Dazu erwacht bei manchem doch die Angst vor der letzten Stunde.

Sie wollen den Drachen los sein

In Freitelsdorf beerbte einer seinen Bruder. Er wußte: mein Bruder hat das Kobelchen gehabt, und wenn ich das Zeug nehme, kommt auch das Kobelchen mit. Aber er war so geizig. Drum nahm er Zeug und Kobelchen. Eines Abends sitzt er auf der Ofenbank und raucht sein Pfeifel. Da kratzt es tüchtig am Fenster. Da schrie die Frau: „Christoph, Christoph, es schrabbelt und grabbelt am Fenster! Trag die verflucht'gen Lodden (Kleider) in den Teich. Der Teufel ist außen. Er geht um!" Und Christoph schlotterte vor Angst. Er trug den schönen Schafpelz, die Wäsche, alles trug er schnell hinaus und warf es in den Teich. Und draußen standen die Burschen und lachten. Sie hatten am Fenster gekratzt.

Im Vogtlande heiratete ein Mädchen. Als der Kammerwagen vor der

Türe stand, hörten es die Leute im Stalle weinen. Das war die Mutter, die zu ihrer Tochter sagte: „Nimm ihn nur, ich bin zu alt, und es wird doch mein Tod, wenn ich ihn behalte." Die Tochter willigte endlich ein: „Nun, da will ich ihn nehmen." Gleich darauf gab's einen Knall. Etwas fuhr zur Esse raus wie ein feuriger Besen und bei dem Hause des Bräutigams zur Esse rein. Das machen die Mütter gerne, daß sie ihren Töchtern am Hochzeitstage das Drachentier übergeben.

Aber mancher jungen Frau ist das übel bekommen. Einem jungen Bauern fiel es auf, daß seine Frau immer Sonntags früh butterte. Eine zeitlang ließ er sich's gefallen, dann dachte er: „Wirst doch sehen, was sie hat." Er tat, als ob er zur Kirche ginge, aber er kehrte um und trat unversehens in die Küche. Da sieht er neben dem Butterfaß den schwarzen Kater. „Aber nu raus mit Sack und Pack! Mach, daß du fortkommst!" schreit er gleich. Die Frau zog ab; ihre Leute kamen und räumten alles aus. Aber nun ging's dem verlassenen Ehemann schlecht. Binnen einem Jahr wurde er so arm, daß er vor Leutens Türe betteln gehen mußte.

Es muß nicht ein Familienangehöriges sein, das den Drachen übernimmt. Man kann ihn mit List auch einem anderen aufhalsen. Manchmal gelingt's, manchmal nicht. N. in Kleinzössen wollte den Drachen loswerden. Als ein Handwerksbursche zu ihm fechten kam, schenkte er ihm einen Keil Brot. Aber unter dem Ausschnitte saß der Kobold als Fliege. Als der Handwerksbursche über ein Wasser wollte, rief's aus dem Brote: „Wenn de mich nor schu drewer hättst." Da wurde es dem Handwerksburschen Angst, und er schaffte „de Gabbe wedder heeme."

Im Gasthofe zu A. hatte ein Mädchen lange gedient. Als sie abzog, gab ihr die Wirtin ein Stück Leinwand zum Geschenk. Die Mutter daheim maß das Stück ab, aber es wurde nicht alle. Auf einmal fand sie einen Frosch, der in der Leinwand saß. Da sagte die Mutter ängstlich: „Mädel, schaff nur deine Leinwand wieder heim, wir brauchen kein Kobelchen." Unterwegs wurde das Paket so schwer, daß es das Mädchen kaum noch vom Flecke brachte. Und die Wirtin hatte ihr Kobelchen nicht losgekriegt.

Aber daß den Koboldhaltern die List doch manchmal gelingt, können wir in Pausitz sehen. Den Pausitzer Kobold hat die Dörschnitzer Anna am kleinen Neujahr im Handkorbe mitgebracht. Ängstlich hielt sie bei ihren Pausitzer Bekannten den Handkorb zu, ja, sogar während des Essens legte sie die rechte Hand darauf. Als sie aber mal das Körbel nur ein wenig und ganz vorsichtig öffnete, hat der Pausitzer ein paar Stücke gelben Kuchen und ein paar Hemden gesehen, und da drunter hat zweifelsohne der Kobold gesessen. Und der hat lange bei ihm gewütet.

Gern versuchen die Drachenhalterinnen, auf dem Siechenbette ihrer Pflegerin den Drachen zuzustecken. Drum gehen die Frauen in solche Häuser nicht gern pflegen.

Kannst du den Drachen durch Übergeben nicht los werden, mußt du es auf andere Art versuchen. Im Anfang bringt man ihn leicht weg, wenn man sein erstes Geschenk nicht für sich nimmt. Oft haben die Drachenhalter versucht, den Drachen in der Scheune oder in einem Bund Stroh zu verbrennen. Aber fast allen ist es nicht gelungen. Da kam wie im Nordböhmischen das Drachenhühnel noch ganz außer Atem, und es rief hinter seinem Herrn her:

„L-l-lieber Meister, dein Haus brennt
U-u-und d-du bist fortgerennt!
S-s-sein m'r app'r g-g-gerannt,
S-s-sunst wär'n m-m'r v'rbrannt!
Br-br-brauchst jo nei su zu loufen,
K-k-konst d'r schun no a Hoif'l koufen!"

In Porschütz war ein Knecht noch spät abends in der Gesindestube. Da hört er in der Küche leise eine Tür gehen, und als er hinausguckt, sieht er die Bäuerin mit erhobenen Händen auf dem großen Steine vor der Gusse knien und beten. Leise schleicht der Knecht fort, denn er wußte gleich, was los war. Die Bäuerin verbetete den Kuwelt. Ob es geholfen hat, weiß ich nicht.

Umzubringen ist der Kobold überhaupt nicht, man kann ihn höchstens wegbringen. Da raten viele: „Trag das Drachentier auf den Friedhof und vergrab es lebendig zwischen die Gräber zweier Personen, die höchstens erst drei Tage beerdigt sind." Der Graf vom Seifersdorfer Schlosse hat es anders gemacht: Er befahl seinen Knechten, das Köberchen in eine Tonne zu sperren und die im Wachauer Teiche zu versenken. Nachts um zwölfe fuhren die Knechte vom Schlosse ab. Als sie die Tonne ins Wasser geworfen hatten, fuhren sie dreimal um den Teich. Das hat geholfen. Ist dir aber der Drache mit dem Hecktaler ins Haus gekommen, dann mußt du versuchen, einen zu finden, der dir den Taler unter seinem Wert abkauft. Der Käufer merkt dann schon, was los ist, und wenn er ihn nimmt, gibt er seine Einwilligung dazu.

Der Drachenhalter stirbt

Wehe aber dem Drachenhalter, der sein Tier nicht los wurde. Erst wenn er auf den Misthaufen gebettet oder ihm Mist unter das Kopfkissen gelegt wird, findet er sein Ende. Häufig dreht ihm der Drache dabei den Hals um. Und dann fliegt er feurig zur Esse hinaus. Aber trotzdem der Drache mit dem Sterbenden so gewütet hat, begleitet er mitunter den

Leichenzug bis zum Grabe. Bei einer Bäuerin ist ein Gänserich bis vors Grab getreten und hat hineingeguckt. Bei einem Förster marschierte ein Hase aufrecht vor dem Sarge her. Auf dem Grabe einer Bäuerin lag lange eine Katze und schrie. Es war ihr Kobelchen, das keinen Herrn mehr hatte. Nun sieh dich vor, mein Lieber, daß dir nicht mal unter einem Strauche hervor ein schwarzes, nasses Hühnel entgegenpiept.

Der Tod und die Toten

Der Tod erscheint

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als zur Winterzeit hoher Schnee lag, kam ein Bergmann zu Altenberg, der in der Nähe des alten Amtshauses wohnte, von der Schicht nach Hause und sprach zu seiner Frau: „Ist denn in der Nachbarschaft nichts passiert? Der Tod steht auf der Windwehe neben dem Amtshause; er stand schon heute morgen dort." Gleich darauf kam ein Schlitten gefahren, der mit mehreren Männern besetzt war, und schlug an der Windwehe um, und ein Mann wurde erdrückt dabei.

In einem Dorfe des oberen Kamnitztales in Böhmen, zur Zeit des Lichtanzündens, sah der alte Jank Posselt die Predigerin am Fenster vorübergehen und dachte: Sie wird zu mir kommen. Und sie kam auch wirklich ins Haus, und er hörte sie im Vorhause reden, verstand aber nichts, und war doch außer ihm niemand zu Hause. Gerade wollte er gucken gehen, da kam sie ganz erregt in die Stube und sagte: „Ihr könnt von Glück reden, daß ich kam. Draußen lehnte der Tod an der Treppe. Ich hab ihn aber verwiesen, daß er ein Haus weiter geht." Und richtig ist noch am selben Abende ganz in der Nachbarschaft bei Brenzen ein Junge gestorben.

In Bärringen im böhmischen Erzgebirge kennt man auch Töda, die Frau Tod. Wer sie gesehen hat, der kommt sterbenskrank nach Hause. Und wenn ihn die Freundschaft (die Verwandten) fragt: „Warum bist du gar so blaß?" dann darf er keine Antwort geben. Neun Tage lang muß er schweigen. Schwätzt er zu früh, dann muß er im Tode erbleichen.

Wie der Tod aussah, der an der Windwehe stand und an der Treppe lehnte, erfahren wir nicht. Ob er einem Riesen glich wie auf dem steilen Felsberge beim Kupferhammer unfern Neuenhofen? Dort auf dem Totensteine ließ sich der Tod im Frühjahr sehen, plätscherte mit den Füßen im Wasser der tief unten vorübergleitenden Orla, kehrte in der zwölften Stunde das Angesicht von Süden nach Westen, schritt über die gegenüberliegenden Berghöhen und verschwand zuletzt in dem großen Garten bei der alten Kapelle zu Grobitz.

Den Tod haben nur ganz wenige von Angesicht zu Angesicht gesehen. Er zeigt sich nicht selbst, wenn er jemand holt, er kündet sich durch Anzeichen an. Im Erzgebirge kommt die Klagefrau oder Klagemutter vor das Haus, wo ein Kranker liegt, und fängt jämmerlich an zu heulen. Da wirft man ein Tuch, das dem Kranken gehört, vor die Türe. Nimmt es die Klagemutter mit fort, wird der Kranke sterben, läßt sie es liegen, wird er genesen. Die Klagemutter

Ihr wollt wissen, wer die Klagemutter ist. In Waschleithe lebte ein Mann, dem war die Frau gestorben. Er brauchte aber für sein kleines Mädchen eine Mutter. So heiratete er, und die neue Frau brachte einen Sohn mit in die Ehe. Eines Tages kaufte die Frau Äpfel und versteckte sie in einer Kiste mit einem schweren eisernen Deckel. Ihrem Jungen gab sie Äpfel, dem Mädchen aber nicht. Das aber suchte solange, bis es die Äpfel fand. Gerade als es einen aus der Kiste nimmt, kommt die Mutter. Sie wirft den Deckel zu, und dem Mädchen wird der Kopf abgeschlagen. Nun hat die Mutter wegen des Mordes keine Ruhe. Sie sitzt an der Stelle, wo sie das Kind verscharrte, am Wege nach Waschleithe, und weint. Und die Grünhainer nennen sie die Klagemutter.

Manche haben nicht die Mutter gesehen, ihnen erschien das Kind. Ein alter Mann aus Grünhain war vorigen Sommer in die Pilze gegangen. Er kam dabei an die Stelle, wo die Frau das Kind verscharrt hat. Auf einmal steht vor ihm eine weiße Mädchengestalt ohne Kopf. Der Rumpf ist am Halse mit einem weißen Tuche verdeckt. Der Großvater reißt aus, läuft nach Hause und erzählt, was er gesehen hat. Am nächsten Tage lag er tot im Bette. Ein andermal ging ein Holzfäller nach dem Holzschlage. Da trifft er das Kind. Am gleichen Tage wird er von einem stürzenden Baume getroffen. Da lag er lange Zeit mit zerschmettertem Beine im Krankenhause. Ja, jedem, der das Kind sieht, begegnet ein Unglück.

Denn nicht nur den Tod kündet die Klagemutter an, auch vor jedem anderen bevorstehenden Unglück, besonders vor Feuersnot, läßt sie ihre Stimme hören. Die Elterleiner haben vor dem großen Brandunglücke, das am 15. April 1662 die Stadt traf, schon ein Jahr zuvor Warnung gehabt. Ein Schuster, der in der Nacht auf der Wache vor dem Gottesacker vorüberging, hörte einen seltsamen Ton. Er konnte nicht unterscheiden: war es gesungen, war es geklagt? Einige Leute sahen am Aschermittwoch des Jahres 1661, also auch allbereits ein Jahr vorher, im Oberstädtel zwei Schattenbilder, die riefen: „Ach das Städtel, ach die Kirche!"

Das alte Schloß in Plauen um 1650



Kupfer von M. Merian. Ausschnitt

In seltsamer Tiergestalt erscheint die Winselmutter im Vogtlande. Wenn in Plauen jemand sterben will, sieht man vor dem Hause ein Schaf liegen: das ist die Klagemutter. Oft kollert es fort, oft aber richtet es sich auf über Menschenlänge und fällt dann wieder zusammen. In Schöneck hauste die Winselmutter ebenfalls in Schafsgestalt in alten Häuserluken nahe dem Felsen. Sie ließ sich auch vor Feuersbrünsten sehen. Wurde sie geneckt, wuchs sie riesengroß auf, daß sie bis ins zweite Stock sehen konnte. In Brunn liegt sie vor dem Sterbehause auf der Gasse als Kalb mit roten Augen. Hängt sie den Kopf, so stirbt jemand, trägt sie ihn hoch, bedeutet es Feuer. Sie wohnt in einer Scheune bei der Schule. In Reichenbach an Schladebachs Bergel geht sie wieder als Schaf mit roten Augen um. Manchmal wälzt sie sich in Gestalt eines großen, weißen Ballen auf der Gasse fort. — In einem vogtländischen Dorfe war im Jahre 1912 nach vielen Jahren wieder einmal Feuer ausgebrochen. Drei Nächte lang hatten die Dorfleute von dem Dache des betreffenden Hauses ein Heulen gehört. Als darauf das Haus bis auf die Mauern niederbrannte, wußte man, wer geheult hatte: es war die Klagemutter gewesen. Sie hatte sich unter dem Dache versteckt.

In Zittau ist vor dem großen Brande nicht die Klagemutter gekommen. Dort ließ sich das Aschenweibchen sehen. Es fegte in der Neujahrsnacht des Jahres 1756 und um die Mitternachtsstunde der folgenden Tage vor der Johanniskirche und auf vielen Straßen mit einem Besen eifrig den frisch gefallenen Schnee zusammen. Sie war verkrüppelt und verrunzelt, sagte zu den Vorübergehenden: „Ich habe noch lange zu tun. Die Asche liegt berghoch auf allen Gassen, doch vor der Johanniskirche zumeist." Seht, am 23. Juli 1757 beschossen die mit den Kaiserlichen verbündeten Sachsen die Stadt, weil sie von den Preußen besetzt gehalten

wurde, und legten sie zum großen Teil in Asche. Eine der ersten Kugeln schlug in die Sankt Johanniskirche und zündete. Während des Brandes sah man eine graue Gestalt über den glühenden Trümmern schweben und mit einem Besen Wolken von Asche vor sich herfegen.

Auch die Leipziger haben in früheren Zeiten die Klagefrau gekannt. Den 20. April 1666 ward in einem Hause im Brühl zur Nacht eine Stimme gehört, die einige Mal nacheinander wehe! wehe! rief. Und fragte man: „Was ist los?" antwortete es: „Feuer!" Aber bald wurde offenbar, daß es nicht die rechte Klagefrau war. Ein frevler Kerl, der sich unsichtbar machen konnte, hatte sich in das Haus eingeschlichen und machte sich den Spaß, die Leute zu schrecken.

Tod und vorwiegend Feuersbrunst kündet die Klagefrau. Aber es gibt Anzeichen, die nur dem nahenden Tode eigen sind. In Oelsnitz und Umgebung zeigt sich das Erdhühnchen, wenn jemand sterben soll. Ein Knabe in Oelsnitz war mit seinem kranken Schwesterchen nachmittags allein in der Stube. Da lief auf einmal ein Vogel, grau, gerade wie ein Lachtäubchen, über die Stube unter das Bett, machte gück, gück, gück, gück ganz schnell hintereinander. Am folgenden Morgen war das Schwesterchen tot. Einem Einwohner in Freiberg bei Adorf erschien das Erdhühnchen vor dem Tode seiner Frau. Gleich zwei liefen über die Stube und ließen ihr lük, lük hören. Sie waren so groß wie Stare und etwas dunkler als Lachtauben. Auch im böhmischen Erzgebirge hat sich das todankündigende Erdhühnel sehen lassen. In der Lausitz, wo es früher auch bekannt war, hieß es das Leichhühnel.

Anzeichen

Der Hund sieht den Tod, wenn er sich dem Hause nähert. Er hört mit seinem langgezogenen Geheul erst dann auf, wenn er ins Haus eingetreten ist. Sogar die Pflanzen stehen mit dem Leben des Menschen in geheimnisvoller Beziehung. Bäume verdorren oder sie blühen im Herbste wie im Jahre 1761. Dann muß der Besitzer sterben oder eins aus der nächsten Verwandtschaft.

Im Erzgebirge (früher auch in der Lausitz) sagen die Leute, wenn man in der Nacht etwas fallen hört, müsse darauf ein Todesfall erfolgen. Man nennt das nächtliche Fallen das Leichenbrett. Aber du kannst die Gefahr abwenden, wenn du sagst: „Falle auf meine Henne," oder: „Falle auf meine Ziege." Diente vor Jahren zu Scheibenberg eine Magd, die sagte bei solch nächtlichem Fallen (weil sie glaubte, das Gütel sei der Urheber): „Gütchen, ich geb dir mein Hütchen; willst du den Mann, ich geb dir den Hahn. Willst du die Frau, nimm hin die Sau; willst du mich, nimm die Zieg. Willst du unsere Kinder lassen leben, so will ich dir alle

Hühner geben." Ist es auch zu Elterlein geschehen, daß bei solch gespenstigem Fallen eine Henne oder Ziege dem Ungetüm gegeben worden, hat man auch diese Tiere des Morgens tot aufgefunden.

Manche Ortschaften haben einen nur ihnen eigentümlichen Todankündiger. Durch die Gassen des Städtchens Stollberg rumpelt zur Nachtzeit der Kärrner mit seinem Wagen und seinem Hunde. In dem Hause, vor dem er anhält und Kränze abladet, wird jemand nach dreien Tagen begraben. Liegt jemand in der Stadt auf den Tod, so sagt man: „Hier hat der Kärrner abgeladen." Der Kärrner ist ein armer Verunglückter, der zu Lebzeiten mit seinem Karren und mit seinen Waren auf den Dörfern herumzog. Das Sumpfloch, in dem er sein Ende fand, heißt das Kärrnerloch. — Eine seltsame Bewandtnis hat es auch mit dem Bornkinnl zu Zwönitz gehabt. Mit dem Bornkinnl? So heißt das Christuskind im Erzgebirge. In Zwönitz steht es jedes Jahr zur Weihnachtszeit in der Vorhalle unter dem Turm, und neben ihm leuchtet der Hängelichterengel und der lichttragende Bergmann. Das Bornkinnl steht auf der Erdkugel, hält in der Linken den Reichsapfel, während das rechte Händchen leicht erhoben ist. Es trägt ein rotsamtnes Kleidchen mit Ärmeln und um den Hals eine Spitzenkrause. Die Mädchen, die im Laufe der Jahre dem Bornkinnl ein neues Gewand machten, sind alle Mal kurz danach gestorben. Da wollte niemand gerne dem Kinde ein neues Festkleid fertigen, und es mußte lange fadenscheinig gehen. Aber im Jahre 1874 hat sich die Tochter eines Holzschnitzers doch des Kindes erbarmt. Doch vier Monate später lag sie im Grabe.

Sterbende künden selbst ihren Tod

Manchmal erscheint der Sterbende selbst und kündet Verwandten und Bekannten seinen Tod. Im Jahre 1683 besuchte eine Gräfin Truchseß ihre Freundin, eine Frau von Gersdorf, auf dem Schlosse zu Baruth, um das Ende des Sommers bei ihr zuzubringen. Ihr Gemahl diente im österreichischen Heere gegen die Türken. Die Entsetzung Wiens wurde auf dem Baruther Schlosse mit einem großen Festmahle gefeiert. Da trat am hellen Tage ein österreicher Offizier ins Tafelzimmer und stellte sich hinter den Stuhl der Gräfin. Die erkannte sogleich ihren Gemahl, rief freudig: „Graf Truchseß!" sprang auf und wollte ihn umarmen. Doch verschwunden war der Ritter. Man hielt es anfangs für einen Scherz, womit er habe seine Gattin necken wollen, durchsuchte darum das ganze Schloß, fand ihn aber nicht. Die Gräfin wurde nach langem vergeblichen Harren gefährlich krank. Da traf die Nachricht ein, ihr Gemahl habe im Gefecht einen tödlichen Säbelhieb in den Schädel erhalten, an dessen Folgen er gestorben sei. Man rechnete nach; es war am nämlichen Tage

und zur nämlichen Stunde gewesen, als sich bei der Siegesfeier im Schlosse die Erscheinung zeigte. Der Besitzer des Baruther Schlosses ließ die wunderbare Begebenheit im Bilde darstellen, heute ist das Bild aber verschollen.

Manche Menschen haben die Gabe, an den großen Wendetagen des Jahres zu erkennen, wer im folgenden Jahre sterben wird. So einer war Tittebut'ch aus Lückendorf. (Er hieß Buttig, war Korbmacher, Glöckner und Nachtwächter, und weil er in dieser Eigenschaft das Horn zu blasen, zu titten hatte, hieß er Tittebut'ch). Einst war er im Holze gewesen, und käseweiß kam er aus dem Walde und ganz durchschwitzt. Als ihn seine Schwester fragte: „Na, was haste denn?" brachte er nur eins raus: „Ich hoa mit'm Tude gerung'n." Mehr war aus ihm nicht rauszukriegen. Aber von dem Tage an wurde er noch viel stiller als sonst. Vielleicht war es auch von der Zeit an, daß er sich in jeder Silvesternacht, wenn er die Glocken geläutet hatte, in der Kirche auf die hinterste Bank setzte. Da sah er alle, die im kommenden Jahre sterben mußten, den Mittelgang entlang nach dem Altare schreiten. Der Pfarrer hat es ihm zwar verboten, aber Tittebut'ch hat's nie gelassen. Einst drang ein Nachbar auf ihn ein, ihm zu sagen, ob er auch mit im Zuge gewesen sei. Der Todseher wies den Neugierigen ab. Als er ihm aber ein Viertel Schnaps versprach, erhielt er Bescheid: „Ja, du warst dabei." Das Jahr ging zu Ende, und schon hieß es im Dorfe: „Buttig hat gelogen." Aber am zweiten Weihnachtsfeiertage erkrankte der Nachbar, und am Tage vor Silvester war er tot. Endlich hat Buttig auch sich selbst zum Altare schreiten sehen. Zwar sagte er niemandem etwas davon, er war aber noch verschlossener und mürrischer als vorher und starb wirklich um Johanni. Todseher

Die gleiche Gabe war einem Pfarrherrn zu Crostau verliehen. Der trat alljährlich in der Christnacht um zwölf Uhr unter die Kirchentür. Da sah er alle Angehörigen der Gemeinde vorüberziehen, die im kommenden Jahre sterben mußten. Die selig Verstorbenen schwebten in langen, weißen Gewändern dahin mit Palmenzweigen in den Händen, die Verdammten schritten in schwarzer Trauerkleidung einher. Einst ging der Pfarrer mit einem Bekannten über den Friedhof. Bei einem Grabe blieb er stehen und sagte: „Hier ruht ein Verdammter." Aber als kurze Zeit darauf die beiden wieder an dem Hügel vorüberkamen, war ihm eine weiße Blume entsprossen. Nun wußte der Pfarrer, daß er sich geirrt hatte.

Der Schriftsteller Ernst Willkomm († 1886) aus Herwigsdorf bei Zittau hat einen solchen Todseher aus einem der lausitzisch-böhmischen Grenzdörfer gekannt. Der hat ihm die Sache so beschrieben: Wenn einer sterben soll,

den ich kenne, begegnet mir ein weißer Schein. Der geht oder kriecht wie eine breite Schlange vor mir her und bleibt vor dem Hause dessen stehn, der zum Sterben bestimmt ist. Der Schein hält sich mehrere Schritte von der Person entfernt. Legt er sich ihr vor die Füße, so steht ihr Tod nahe bevor; beugt er sich gar über sie dergestalt, daß er sie umarmt und gleichsam in sie verschwindet, so lebt sie keine vierundzwanzig Stunden mehr.

Der Balbierssohn Peter Bucher aus Pirna hat aus der Stimme der Menschen ihre Krankheiten zu erkennen vermocht. Als er einst mit dem Kaiser Albrecht am Rhein lustwandelte und in einem Hause einige Jungfrauen gar wunderschön singen hörte, hat er gewußt, daß die eine Sängerin noch im Laufe des Jahres sterben würde. Ihr lag der Tod in der Stimme.

Aber auch derjenige, der die wundersame Gabe von Natur nicht besitzt, kann ihrer teilhaftig werden. Tritt in der Neujahrsnacht unter einen Balken, der von Morgen zum Abend geht, tritt nicht aus der Linie des Balkens heraus und bete ein Vaterunser dabei, so werden die dunklen Schleier der Zukunft sich vor dir lösen. Hüte dich aber, vor dem Schlage der ersten Stunde herauszutreten, du magst sehen, was du willst, hüte dich, irgendetwas von dem zu erzählen, was du sahst, sonst dreht es dir den Hals um. In der Stadt Schöneck ist in der Neujahrsnacht ein ehrsamer Schneider unter den Balken geraten, ohne daß er es wollte. Da fängt es an zu läuten, und den Mühlberg herauf kommt ein langer, langer Leichenzug und hält vor des Schneiders Hause. Nachdem Schule und Geistlichkeit gekommen, nachdem zwei Lieder und eine Arie gesungen sind, zieht alles nach dem Kirchhofe. Der Alte kann alle Vettern, Nachbarn und Gevattern im Zuge erkennen. Er selbst geht weinend dicht hinter dem Sarge. Kaum ist der Leichenzug weg, da springen Flämmchen aus einem Hause, dann immer mehr, immer mehr aus fast allen Häusern. Ja, in diesem Jahre starb der Bockmüller, des alten Schneiders Bruder, und fast das ganze Städtchen brannte ab.

Auch am Andreasabende, wenn die Mädchen die Wäschestangen und Zäune rütteln und horchen, erfahren sie nicht nur Heiratsglück. „Ein Scheffele Därmer," raunte im Vogtlande eine Stimme. Da rissen die sechs Mädchen aus, aber eine verfing sich im Geäst, stürzte nieder und verwundete sich so, daß ihr das Gedärme aus dem Leibe herausdrang.

Aber heute weiß keiner mehr die Stunde seines Todes. Im Deutschböhmischen baute eines Tages ein Mann um seinen Garten einen Zaun aus den trockenen Stengeln der Brennessel. Da ging Gott der Herr vorüber und fragte: „Was machst du hier?" „Einen Nesselzaun," sagte der

Mann und setzte seine Arbeit ruhig fort. Der Herr verwunderte sich und fragte zum andern Male: „Aber warum bauest du den Zaun aus Nesseln? Übers Jahr wirst du ihn wieder bauen müssen." „O, das hat gute Wege," war die Antwort, „ich weiß, daß ich nach drei Monaten sterbe, und bis dahin wird der Zaun schon halten." Dabei lachte der Mann laut über seine Rede. Als Gott der Herr das Gelächter hörte, betrübte er sich und sagte: „Du weißt es, wenn du sterben wirst, aber du bist der Letzte. Hinfort soll kein Mensch mehr Tag und Stunde seines Todes wissen."

Im feierlichen Prunke wird der Tote zu Grabe getragen. Früher im offenen Sarge, die Frauen mit Kronen, die Jünglinge mit einem perlenen Kranze geschmückt. Acht Junggesellen trugen den jungen Fleischer Johann Nobis in Wiesenthal; alle hatten grüne Kränzlein mit weißen Flämmchen auf. Gleich nach dem Hinscheiden werden die Fenster geöffnet, Tische und Stühle gerückt; am Tage der Beerdigung werden Lichter angezündet, Tücher werden gewedelt. Ist die Leiche aus dem Hause getragen, wird sofort die Tür geschlossen. Die Bank, auf der der Sarg stand, und das Leichenbrett werden umgeworfen. Dem Verstorbenen gibt man allerlei Gegenstände mit ins Grab, zu Reichenbach selbst einmal Gummischuhe und Regenschirm. In Lückendorf wurde den verstorbenen Kindbetterinnen noch vor wenigen Jahrzehnten Löffel, Breinäpfchen, Milchschale, Mangelkaule und Mangelbrett mit ins Grab gegeben. Die Gegenstände waren im kleinen Maßstabe aus Holz hergestellt. Totenbräuche

Besonders gefährlich sind die Toten, deren Aussehen sich im Tode wenig verändert. Sie kommen bestimmt wieder und holen jemand aus der Familie nach. Dasselbe geschieht auch, wenn die Leiche im Sarge rote Backen hat, wenn beim Forttragen der Leiche die Bahre schwankt, wenn dem Toten Mund und Augen nicht ganz geschlossen wurden, wenn der Leiche ein Tuch oder ein Band an den Mund kommt. Eine Bautzner Chronik berichtet zum 25. Juli 1679, daß das Grab einer von Lützelburgk wieder geöffnet wurde. „Es sollte das Seil beim Einsenken des Sarges gerissen sein, und es möchte an ihrem Sarge was verrücket sein; dessen besorgte sich die Frau Geheimbde Rat von Friesen (auf Rittergut Putzkau am Valtenberge), es möchte eine ganze Freundschaft der Ursache halben nachsterben." — Aber du kannst verhindern, daß der Tote die Familie „nachleckt", wenn du ihm ein Geldstück in den Mund legst. Den Selbstmörder muß man durchs Fenster ins Freie schaffen, damit er den Weg nicht zurückfindet. Das Wiedererscheinen des Verstorbenen wird gewöhnlich am neunten Tage nach dem Tode erwartet. Aber für alle ist es gut, wenn das Grab bald mit Rasen bewächst. Einem Witwer er- Nachzehrer

schien seine tote Frau, um sich zu erkundigen, ob er sich wieder verheiratet hätte. Da ließ er ihr einen großen Leichenstein setzen, um sie „einzuschweren". Aber es hat nichts genutzt. Sie kam doch und erwürgte ihren Mann.

Im obersächsischen Gebiete finden sich ausführliche Nachzehrergeschichten auch bei älteren Schriftstellern verhältnismäßig selten. Nur das große Sterben zu den Zeiten der Pest wurde mitunter mit dem Nachzehrerglauben in ursächliche Verbindung gebracht. Im Jahre 1552 ist in den Dörfern um Freiberg die Pest gewesen. Sonderlich starb viel Volk zu Hermsdorf, Claußnitz und Dittersbach. Das Volk glaubte dabei, daß die toten Körper in den Gräbern anfingen zu essen und einer den andern nachholete. Etliche, die auf den Gräbern gestanden, erzählten, daß sie gehört, wie die Toten unter der Erde schmatzten. Deswegen hat man den Verstorbenen die Köpfe mit einem Grabscheite abgestoßen oder sie ganz verbrannt und dabei gemeint, so das Unheil und Sterben abzuwenden. Es hat aber nichts geholfen, denn die Pest hat als Strafe Gottes noch heftiger überhandgenommen, so daß einzelne Dörfer fast ausstarben. Ebenso war es im gleichen Jahre zur Zeit der Pest in Oschatz. Da grub man die Toten aus, riß ihnen die Kleider, daran sie taueten, aus dem Munde und stach ihnen mit einem Grabscheite den Kopf ab.

Häufiger werden Nachzehrergeschichten aus Böhmen berichtet. Da mag wohl slavischer Einfluß wirksam sein. Anno 1345 starb im Städtlein Lewin ein Töpferweib, und weil sie Zauberei getrieben, wurde ihr ein Hundsbegräbnis gehalten. Hierauf ging sie in mancherlei Tiergestalt um, erschreckte die Hirten, verjagte das Vieh, ließ sich im Städtlein und in den umliegenden Dörfern lebendig sehen, redete mit den Leuten, erschreckte sie und brachte auch etliche um. Nun wurde sie wieder ausgegraben, und es wurde befunden, daß sie die Hälfte des Schleiers, den sie um hatte, schmatzend in sich gefressen. Er wurde ihr blutig aus dem Halse gezogen. Nun ward ihr ein eichener Pfahl zwischen die Brüste geschlagen, daß das Blut dicke hervorquoll, und wiederum verscharrt. Aber kurz darauf ließ sie sich vielmehr sehen als je zuvor. Sie erschreckte die Menschen, brachte sie um und sprang auf sie mit den Füßen. Als sie wieder ausgegraben wurde, fand man, daß sie den in ihren Leib geschlagenen Pfahl in den Händen trug. Nun wurde sie verbrannt und die Asche mit der Erde ins Grab geschüttet und also verscharrt. Von der Zeit an nahm das Übel ein Ende.

In der Nähe der Stadt Kaaden kam anno 1537 alle Nächte ein Hirte aus einem Grabe hervor, ging in die Dörfer, erschreckte die Leute und redete

mit ihnen, als wenn er noch lebte, ermordete auch etliche, und wen er mit Namen nannte, der starb binnen acht Tagen. Da schlugen ihm die Nachbarn einen Pfahl durch den Leib. Dessen lachte der Hirt und sprach: „Ihr habt mir einen großen Dienst getan, indem ihr mir einen Stecken gegeben, daß ich mich desto besser der Hunde erwehren kann." Darnach wurde er von zwei Henkern verbrannt. Da zog er die Füße an sich, brüllte eine Weile wie ein Ochse und schrie wie ein Esel. Als ihn aber der Henker in die Seite stach, floß das Blut dick heraus, und das Übel hatte ein Ende.

Viele obersächsische Geschichten zeigen, daß der Verstorbene nach dem Tode seine Tage in gewohnter Körperlichkeit in seinem Totenhause verbringt. Zu Olbernhau war im Jahre 1719 eine hochschwangere Frau in gewöhnlicher Weise begraben worden. Als einige Tage darauf ein Student auf dem Kirchhofe die Grabsteine besieht, hört er eine Frau jammern: „Ach, daß Gott erbarm, ein Kind und keine Windeln." Da band er mitleidig sein Halstuch ab und warf es der Frau zu. Aber dann kamen ihm doch Gedanken, daß es mit der Frau möchte nicht ganz richtig gewesen sein. Er meldete die Sache der Obrigkeit. Das Grab wurde geöffnet. Da lag die Frau, zu ihren Füßen das Kind, in das Halstuch des Studenten gewickelt. Sie hatte im Grabe geboren. Nach dem Tode

Zu Herwigsdorf bei Löbau lebte der Rittergutsbesitzer mit dem Ortspfarrer nicht im besten Einvernehmen. Die gegenseitige Abneigung der beiden wuchs von Jahr zu Jahr, und an eine Versöhnung war nicht zu denken. Als der Gutsherr starb, ließ der Pfarrer seinen benachbarten Amtsbruder die Amtshandlungen verrichten. Der Ortspfarrer starb auch. Er wurde vor seiner Beisetzung die letzte Nacht auf dem Paradebette in der Kirche ausgestellt. Die Kirchenväter hielten die Ehrenwache. Gegen Mitternacht waren sie in ihren Ständen eingenickt. Plötzlich erwachten sie von einem gewaltigen Gepolter, das von den herrschaftlichen Logen herkam. Die Kirche war finster, und eilend verließen sie das Gotteshaus. Auf dem Kirchhofe hörten sie, daß im Innern der Kirche ein Kampf wie auf Leben und Tod gekämpft wurde. Als alles wieder ruhig geworden war, wagten sie es, die Tür zu öffnen und nach dem Pfarrer zu blicken. Da sahen sie alles in Ordnung. Die Kerzen auf dem Armleuchter brannten helleuchtend, der Pfarrer lag auf seinem Totenbette, und nur die große Perücke war etwas verschoben.

In Ottendorf-Okrilla stand ein großer Birnbaum. Der hatte so schöne Birnen. Das war was für die Jungen! Aber die alte Frau war geizig. Und wenn die Jungen mit Steinen schmissen, kam sie mit dem Stocke:

„Ihr Luderbengel!“ Als die Alte starb, lachten die Kinder. „Nun ist der Baum unser!“ Aber als sie mit Steinen schmissen, da hat es geschimpft: „Ihr Luderbengel!“ Da sind die Jungen fort. Ja, die Alte ließ sich auch im Tode die Birnen nicht mausen.

In Großnaundorf war ein Gutsauszügler gestorben. Sein lebenlang hatte er gerne Pfeife geraucht. Sie war früh sein erstes und abends sein letztes. Nun gab er auch im Tode die liebe Gewohnheit nicht auf. Jede Nacht kam er aus seinem Hügel, setzte sich auf die Bank unter dem Fenster, wo er zu Lebzeiten bei Tage gesessen hatte, und rauchte. Da konnten die Leute auf dem Hofe neugierig und heimlich gucken, er ließ sich nicht stören und rauchte seine Pfeife.

Und daß in Obersachsen viele, vor allem solche, die auch schon bei Lebzeiten etwas konnten, vom Oberboden oder vom Kammerfenster aus schmunzelnd oder höhnisch ihrem Begräbnisse zuguckten, das könnt ihr glauben.

Die Stärke der Toten

Wer sich mit den Verstorbenen freventlich einläßt, wird bald erkennen, daß sie stärker sind als die Lebenden. Die Knechte von Kleinradmeritz sind nach Löbau mit Spiritus gefahren. Auf dem Heimwege haben sie einen genehmigt. Als sie nach Kittlitz kommen, sagt der eine: „Ich fahr nicht um den Kirchhof rum, ich fahr gleich die Straße drüber, und wenn auch der Teufel dort wäre!“ Dort am Wege war das Grab des Schulmeisters, bei dem der Knecht zur Schule gegangen war. Auf dem Grabe hockte ein schwarzes Männel. Da nahm der Knecht die Peitsche, sagte: „Wart, du Luder, du hast mich genug geschunden,“ und schlug nach der Gestalt. Doch die kam auf ihn. Mit halbem Wagen und blutig zerkratzt kam der Knecht in Radmeritz an.

Auf einen Mann ohne Kopf, der am Leichenstege bei Grobsdorf zuweilen umgeht, hat einmal einer, der auf dem Anstand war, das Gewehr angelegt. Dem erlahmte der Arm, daß er ihn ganzer neun Wochen lang nicht hat brauchen können.

Eine Jungfer in der Westlausitz fürchtete sich auch vor nichts. Wenn sie aus der Spinnte ging, machte sie sich's zum Spaße, mit ihrem Spinnrocken über den Kirchhof zu gehen, mitten durch die Gräberreihen durch. Da sieht sie einmal auf einem Grabe ein kleines Männchen hocken. Gleich geht sie drauf zu und schlägt tüchtig mit ihrem Spinnrocken auf den Kleinen ein. Der sinkt lautlos hin. Aber als das Mädchen nach Hause kommt, erkennt sie niemand mehr, nicht ihre Verwandten, nicht ihre Bekannten. Da mußte sie in die Fremde und sich anderswo Unterkunft suchen.

Wir Lebenden müssen den Toten und alles, was ihnen gehört, die Ruhe lassen; das ist schon sehr alter Glaube. Die Vorfahren des Merseburger Bischofs Thietmar hatten das Kloster Walbeck gestiftet. Durch Simonie war Thietmar Propst dieses Klosters geworden. Er ließ das Grab seines Amtsvorgängers Willigis öffnen, um in dem Grabe seine Schwägerin beizusetzen. „Da hörte ich einst in der Nacht ein außerordentliches Getöse und fragte, wer das wäre. Alsbald antwortete mir eine Stimme: ‚Ich, Willigis, bin hier, der durch deine Schuld rastlos umherirrt.‘ Sofort erwachte ich und Schrecken erfüllte mich, und bis auf den heutigen Tag zittere ich ob dieser Tat im Gefühle meiner Schuld und werde nie aufhören zu zittern.“ Laßt den Toten die Ruhe

Im Schloßgarten zu Ragewitz steht ein alter Denkstein, die Mönchssäule genannt. Da kniet ein Ritter vor einer Christusgestalt. Wer mit dem Denkmal irgendwelchen Unfug treibt, wird nachts vom Ritter besucht und handgreiflich abgestraft.

In Striesen tritt ein Mönch alle Nächte Schlag zwölfe aus der Gruft vor dem Altare, zieht seine Kutte aus, kniet nieder und verrichtet seine Andacht. Ein Studiosus hat das von der Empore aus beobachtet. Leise schleicht er sich ran und nimmt die Kutte. Der Mönch sieht es, droht mit dem Finger hinauf, und wer weiß, was dem Tollkühnen zugestoßen wäre, hätte die Glocke nicht eben eins geschlagen.

G. Gotthelf war Läutejunge in Friedersdorf (bei Zittau). Da mußte er auch den Kirchseeger aufziehn. Einmal war er in Rustel (Rosenthal) zur Kirmst gewesen und hatte die Uhr darüber vergessen. Abends, als er heimkommt, fällt es ihm ein. „Mutt'r, ich hoa'n Seeger ne ufgezoin. Woas wird ock do murne d'r Schulmeest'r soin! Gib m'r öck ane Laterne, ich gieh glei no.“ „Junge, hinte (heute abend) giehst m'r nimieh,“ sagte die Mutter. Aber der Junge bettelte so und ging doch. Wie er das Werk aufgezogen hat und wieder vom Turme kommt, sitzt auf der Treppe ein kleines schwarzes Männel und läßt ihn nicht vorbei. Es wankt nicht und weicht nicht. Da macht der Junge in seiner Angst einen großen Sprung die halbe Treppe hinunter und rennt heim. Er legt sich stille ins Bett und sagt keinen Mucks. Aber am nächsten Tage erzählt er's der Mutter, und dabei fällt ihm ein, daß auf Pastor Z.'s Grabe ein junger wilder Apfelbaum gewachsen war, und den hatte er rausgerissen. „Wie koannst o siche Dinge mach'n,“ sagte die Mutter.

Keinen Spaß haben auch die vier Gehängten verstanden, die auf dem Doberschauer Galgenberge anno 1556 in Sonne und Wind bräunten. Zu denen trat ein Budissiner Futterschneider, toll und voll, denn er kam

von der Doberschauer Kirmst, wo es so gutes Bischofswerdisch Bier gab. Und er rief zu den dürren und schwarzen Brüdern hinauf: „Kommt zu Gaste zu mir. Ich hab etwas kaltes Gebratenes zu Hause, helft mir's verzehren!" Wie nun der Wirt heimkömmt und sein Weib sich mit den Kindern zu Bett begeben hat, findet er die vier dürren Brüder hinter seinem Tische sitzen. Ihre eisernen Ketten tragen sie am Halse und sagen: „Gib uns das Mahl!" Da ist der Wirt erschrocken, weiß nicht, was er machen soll. Und die Burschen stehen auf, reißen vom Gezähe (Handwebstuhl) das Garn, wickeln es dem Wirt um die Beine, hängen ihn mit den Füßen unter den Tisch und verlieren sich. Da hat er gar lange zappeln müssen, denn sein Weib hörte im tiefen Schlafe nicht, bis ihn die Nachbarn löseten.

Solche Einladungen scheinen früher im Schwange gewesen zu sein. Wurde am 9. August 1749 Anna Dorothea Ringehan aus Hartau wegen vorsätzlichen Kindermordes in Zittau mit dem Schwerte hingerichtet und ihr Körper aufs Rad gelegt. Eines Sonnabends geht der Bauer, bei dem das Mädchen früher gedient, von Zittau nach Hause, trägt einen Kalbskopf zum Sonntagsschmause in seinem Sacke, und als er am Galgen vorbeigeht, ruft er hinüber: „Dore, kannst morgen zu mir zum Mittagessen kommen!" Und als sich der Bauer mit seinen Leuten am nächsten Tage zum Essen niedersetzt, kommt die Dore, ißt drei Bissen Brot und drei Stückchen Fleisch, hält Messer und Gabel übers Kreuz, die Spitzen sich zugekehrt, und verschwindet nach getanem Mahl, ruft aber noch: „Sei nächsten Sonntag nachts elf Uhr mein Gast am Rabenstein!" Da lief der Bauer in seiner Angst zum Scharfrichter und fragte den um Rat. Der sagte: „Geh nur hin, bleibe aber nicht bis um zwölfe." Und der Bauer ging. Stand Brot auf dem Tische und ein gekochter Menschenkopf. Und der Bauer aß von jedem drei Bissen gleich der Magd. Als es aber noch nicht zwölfe geschlagen hatte und der Bauer doch ging, schlug die Dore in Wut die Tür des Rabensteins zu — es war ein steinernes Schaffot — und schrie: „Das hat dir der Teufel eingegeben!"

Ganz beherzt ist ein Mädchen in der Westlausitz gewesen. Sie hatten in der Spinnstube ausgemacht, jedes solle über den Kirchhof gehen und ein Unterpfand mitbringen, einen alten Kranz, ein paar Blumen oder so was. Das Mädchen ging und fand ein offenes Grab. Gleich guckte sie sich nach einem Unterpfande um. Da sah sie am Grabrande einen Totenschädel liegen. Sie hob ihn auf und wollte ihn forttragen, doch eine Stimme aus dem Grabe rief: „Der ist mein!" Da warf das Mädchen das Totengebein hin und sagte: „Wenn er dein ist, kann ich ihn eben

nicht mitnehmen!" Nun ging sie auf die andere Seite des Grabes und suchte dort. Da lag wieder ein Schädel. Den hob sie auf und wollte schon davongehen. Da rief's abermals aus dem Grabe: „Der ist mein!" Ärgerlich drehte sich das Mädchen um und sagte: „Nein, zweie brauchst du nicht," und ging mit dem Pfande heim zu ihren Freundinnen.

In ihrer Grabesruhe wurden auch der Schinderhans und der Schwabenkunert gestört, zwei Raubgesellen, die in der Gegend von Joachimsthal ihr Unwesen trieben. Beide wurden für ihre vielen Untaten am Galgenberge gehängt. Lange Jahre nachher brach man dort Steine, und da fand man die Skelette. Als man sie herausnahm, reichten sich die beiden Galgenvögel vergnügt die Hände.

Oft haben die Toten allen Grund, sich über die Behandlung durch die Lebenden zu beschweren. Denn ihren Gliedern und allem, was sie an sich haben, wohnt besondere Macht inne. Hexen, Zauberer, Diebe, weise Männer und Frauen, sind gar gierig nach Totenteilen. Die Schatzgräber, die am Hohen Steine das Geld heben wollten, schnitten dem Kinde des Pfarrers zu Schöneck, das ungetauft gestorben war, das linke Füßchen ab. Damit gelang ihnen die Schatzhebung. Aber das Geld brachte keinen Segen. Der Pfarrer verfluchte in der Kirche die Schänder seines Kindes. Und kaum hatte er den Fluch ausgesprochen, da fielen die drei Männer um vom Schlage getroffen. Und das Geld war zu gleicher Zeit weg.

Auch ein Unrecht, das dem Verstorbenen getan wurde, als er noch lebte, läßt den Toten nicht zur Ruhe kommen. Der Ermordete findet nicht eher Frieden, bis das Unrecht, das Verbrechen, offenbar ist, das an ihm begangen wurde. Seine Wunden bluten, wenn sich der Mörder nähert. Oft erscheint er selbst und wird zum furchtbaren Ankläger. Ermordete klagen an

In Hirschfelde war ein Fleischer. Dessen junge Frau starb ganz jähliche (jählings). Da wollten einmal ein paar Frauen in Hirschfelde übernachten. Aber nirgends kriegten sie Quartier, nur bei dem Fleischer. Die Nachbarn sagten: „Bei dem blieben wir nicht!" Aber die Weiber blieben doch. Ehe sie zur Ruhe gingen, baten sie um ein Licht. Bei dem Lichte haben sie munter gesessen, denn ihnen war wegen des Geredes der Nachbarn Angst geworden. Um zwölfe ist die Tür aufgegangen, und die Fleischersfrau ist reingekommen. Sie hat sich auf die Ofenbank gesetzt und hat nichts gesagt, hat aber die Weiber eine um die andere angeguckt. Da faßte sich eine ein Herz und fragte: „Was ist dein Begehren?" Da gab sie Antwort: „Schneidet mir doch den Zwirnsfaden auf dem Kopfe durch!" Und die, die gefragt hat, hat's gemacht. Da fiel ein Teil des Kopfes hierhin und der andere dorthin. Und dann war alles weg. Die

Weiber haben's den Leuten erzählt. Die haben die Frau ausgegraben. Da lag der Kopf in zwei Hälften im Sarge. Und so kam es raus: Der Fleischer hatte seine Frau mit der Axt erschlagen.

Offn Rittergute vun Batzdurf zwischn Siimeechn un Scharfnberch lach friher in Kurnhause e Totnkupp. 'r war mit ner Kette angebungn un lach in en Luche an dr Wand. Das war Se so gruß wie e kleenes Wandschränkl. 's war dr Kupp vun en Uchsnjungn, der de salt, wu'r no labte, manchma mit in dr Kiche halfn toat. Das ging o ganz gut. Aber emal, da war'n Koch e silwrner Läffel weggekumm. 'r duchte glei, sällt'n ni dr Uchsnjunge geklaut ham? Un 'r sacht's seim Herrn. Dr Junge wullt's ni gewasn sin. Da ham se'n de Daum'n eigespannt un 'n gezwiebelt (geschunden), daß 'r blau un rot angeloofn is. Da hat 'r 'sch zorletzt zugegääm. Wie se 'n ab'r ham käppn wulln, da hat 'r gesacht: „Beim liim Gutt, 'r kännt mersch wärklich gloom, iche bin 's ni gewäsn! Paßt off, mei Kupp bleibt off där Schtelle liichn. Laßt mich lääm!" De Leite ham 'n ni gegloobt. Abr 's is so geworn. Wie se 'n nu geklappt ham, liicht sei Kupp in dr Kiche. Se ham andrehn känn was se wulltn, dr Kupp is Se liichn gebliim. Se ham 'n in de Elbe geschmissn, un se ham 'n eigemauert. Allema am Tach druff tat dr Kupp wiidr dorte liichn. Nach Jahrn toatn de Leute de gruße Linde umhack'n. Da lach dr silwrne Läffel in en Neste. Ene Elster hat 'n stibiezt.

Und im Vogtlande erzählen sie so:

's war ämal a Kenig gestorbe, der hatt noch a Fra un zwee Kinner, an Gung un a Madl. Di ham ämal ir Mutter gefreit, war denn nu anglich vun 'ne Kenig warn selt. Do hot se zenne gesagt: „Gät naus 'n Wald un sucht di Blum, di ich eich itze weisen du. Warsche zuerst fint, der muß halt Kenig warn." Do sei se mit enanner nei'n Wald gange, un's Madel hot de Blum zuerst gefunne. Do is se imgekärt und wolt noch ä bil of ihren Gung warten. Se hat sich an Wag gesetzt un is eigeschlafe. Do derweile is der Gung a an den Platz kum, ower de Blum hat'r noch na nich gefunne. Wi ersch in der Hant vun sein Madl gesa hot, do is was annersch in 'ne aufgestanne; er wollt sei Madl tuet machen, de Blum nämme, ham gie un Kenig warn. Gedacht, geta. Er hat's tuet gemacht un in Walt verscharrt. De Blum hat er genomme un is Kenig wurn. Nach än ganzer gruesen Haufen Gare hat e Hirt a Ba von den Madel gefunne, hat Lecher nei gemacht un geblosen. Do hot's de ganze Geschicht derzahlt, wi der Kenigsgung sei Madel tuet gmacht hot. Speter hat emal ä Ritter den Hirt de Fliet ogekaft un is durchs Land gezuegn un hat geblosn. Do is er a vor de Kenigin kumme un hat gespielt. Wi se de



Bäuerliche Trachten aus dem Voigtland 1727
Kolorierte Zeichnung von J. A. Richter. Kreismuseum Plauen

Geschichte gehört hat, hat se iren Suen von Thron gestuesen un hat, so lang se gelabt hat, gegrinne.

Manchmal kommen die Toten wieder, weil ihnen ihr letzter Wunsch nicht erfüllt wurde oder weil sie eine Pflicht versäumten. In der Mitweidaer Kirche erschien lange ein alter Mönch, und zwar aller vier bis sieben Jahre. Er verlangte das sechste und siebente Buch Moses, das man ihm einst genommen hatte, als er darin studierte. Es war in der alten Sakristei unter dem Glockenboden des kleinen Turmes festgeschlossen. Bei der Erneuerung der Kirche ging das Buch verloren, und mit ihm verschwand auch der Mönch.

Der letzte Wunsch nicht erfüllt

Der Ostritzer Pfarrer G. ist ganz plötzlich gestorben. Da erschien er einigemal den Töchtern des Rektors, die gewöhnlich in der Schulstube arbeiteten. Endlich hat ihn die Große (älteste Tochter) nach seinem Begehr gefragt. Da hat er erzählt: „Ich habe vergessen, ein paar bezahlte Totenmessen zu lesen. Nun lassen mir die, für deren Seelenheil ich lesen sollte, im Fegefeuer keine Ruhe." Die Mädel haben's dem neuen Pfarrer gesagt. Der hat die versäumten Messen gelesen, und G. fand Frieden.

Einmal war in einem Dorfe der Westlausitz ein kleines Mädchen gestorben. Es hatte eine bunte Schürze so gern, die ihr einst die Mutter vom Markte mitgebracht hatte. Immer wenn es ins Bette ging, mußte es die Schürze haben. Aber als das Mädchen starb, vergaß man in aller Trauer, ihm das Schürzchen umzubinden. Da kam die Kleine jede Nacht, wimmerte und bat so kläglich, bis man ihr die Schürze aufs Grab legte.

In Leppersdorf war eine Frau, die hatte zwei Hauben, eine blaue und eine rote. Die Frau sagte immer zu ihren beiden Töchtern: „Wenn ich mal sterbe, so setzt mir im Sarge die blaue Haube auf, nicht die rote, die steht mir gar nicht." Nun war die Mutter tot. Jetzt wußten die Mädchen nicht genau, welche Haube sie wollte. Sie stritten hin, sie stritten her. Endlich kamen sie überein, ihr die rote aufzusetzen. Es dauerte aber nicht lange, da rief es jeden Abend unter dem Fenster: „Gebt mir meine Haube, gebt mir meine Haube!" Da hingen die Mädchen die blaue Haube aufs Grab, und seitdem kam die Verstorbene nimmer.

In Leppersdorf ist es üblich, daß nach einem Begräbnis die Angehörigen die Kranzspenden mit nach Hause nehmen und in einer Kammer aufbewahren. Nur Sonntags schmückten sie damit das Grab. Das ist dort alter Brauch, und niemand stößt sich daran. Ein Leppersdorfer aber, der immer schon seinen Kopf für sich hatte, sagte: „Das sollen sie bei mir nicht machen. Die Kränze bleiben auf meinem Grabe!" Als er gestorben war, dachte niemand mehr an diesen Wunsch, und die Angehörigen nahmen die

Kränze mit heim. Von der Zeit an gab's keine Ruhe mehr im Hause. Es polterte oben und unten. Alle Türen sprangen auf, selbst das schwere Scheunentor, man konnte sie so fest verschließen wie man wollte. Und es dauerte lange, bis es den Leuten einfiel, warum es so umging. Als die Kränze immer auf dem Grabe blieben, war Ruhe im Hause.

Die Strafe

Manchmal ist das nächtliche Umgehen Verstorbener der Lohn ihrer Taten. Eine Jungfrau in Ziegenschacht bei Breitenbach war wegen ihres Geizes weit und breit bekannt. Seit ihrer Verlobung kannte ihre Habsucht keine Grenzen mehr. Um ihr Heiratsgut zu vergrößern, maß sie beim Milchverkaufe so schlecht, daß alle drüber klagten. Da wurde sie von einer Milchkundin verwünscht. Nun geht das Mädchen bis heute auf dem Ziegenschachter Wege. In der Hand trägt sie ein Milchseidel und auf dem Kopfe einen grünen Kranz. — Die Wirtin in der alten Khaaschenke in Böhmen verfälschte Milch und Bier mit Wasser. Bettler kriegten nur Hohn und Scheltworte. Als sie begraben wurde, begleitete ein Rabe den Leichenzug, flog vom Straßenbaum zu Straßenbaum und rief: „Wu schofft ihr denn dan leer'n Kost'n hin?" Und als die Leute den leeren Kasten, den Sarg, in der Schönlinder Kirche beigesetzt hatten, hörten sie oft aus der Gruft rufen: „Ich gehör ne dohar!"

Einem Grafen von Wildenfels war während einer großen Teuerung das Getreide immer noch nicht teuer genug, und er verkaufte seine Vorräte nicht. Da kam ihm der Wurm hinein, aber auch jetzt gönnte der Graf das Getreide niemandem, sondern ließ es fuderweise in die Mulde schütten. Zur Strafe wurde er nach seinem Tode mitten in ein Pfund Hirse verbannt. Davon fällt jedes Jahr ein einziges Körnchen ab, und solange muß der Graf drin sitzen, bis alles verschwunden ist.

Ein Müllermeister in der Höckendorfer Mühle (Lausitz) war ein leidenschaftlicher Schnupfer. Ging er zur Kirche, vergaß er oft sein Gesangbuch, aber die Tabaksdose nie. Nach seinem Tode fand er keine Ruhe. Überall in der Mühle, in der Stube, in der Kammer, in der Küche und im Keller, selbst in der Radstube, hörte man nachts sein hatzie, hatzie! Kein Mensch wollte mehr in der Mühle bleiben, denn keins konnte ein Auge zu tun vor dem lauten Niesen. Einmal traf der Müllerbursche mit dem Alten zusammen. Und da er gerade nieste, rief ihm der Bursche zu: „Gott helf!" „Gottes Dank", antwortete der Müller, und von der Zeit an kam er nicht mehr.

In der alten Katharinenkirche in Großenhain hing neben der Heiligen, die mit dem Spinnrade und dem Flachsrocken dargestellt war, eine verdorrte Hand. Die hat einem ungeratenen jungen Manne gehört, der seine

alte Mutter schlecht behandelte. Für ihre Ermahnungen gab er ihr Schläge und solche Mißhandlungen, daß sie daran starb. Vor ihrem Ende sagte sie zu ihrem Sohne: „Du wirst noch an deine Mutter denken, dir soll deine Hand zum Grabe herauswachsen.“ Bald darauf starb der junge Mann auch, und die Worte der Mutter erfüllten sich. So lang wie der Arm streckte sich die rechte Hand aus dem Grabe empor. Dreimal mußte sie der Totengräber wieder vergraben, und dreimal erschien sie wieder. Zuletzt grub er sie aus und brachte sie in die Kirche. Dort hing sie als Wahrzeichen an der Wand.

Ein böser Mensch war auch der Michel aus Frauenhain. Sein Gerippe kam des Nachts aus dem Grabe, und wenn der Wind über die Gräber ging, klapperten die Knochen, und darum wurde er von den Leuten Klappermichel genannt. Einst spielten die Burschen und Mädchen in der Spinnte Pfänderverlosen. Ein Bursche war der Richter und bestimmte, was jedes Pfand schuldig war. Er hatte dabei seinen Platz in der Hölle neben der Großmutter. Da guckte er heimlich über die Kienplatte, um die Pfänder zu sehen und um seinen Richterspruch danach einzurichten. Jetzt wurde ein Tuch genommen. Das gehörte der früheren Liebsten des Burschen. Sie wollte nichts mehr von ihm wissen, denn sie hatte sich einen hübschen strammen Bauernburschen angeschafft, der eben vom Militär heim war. Und auf die Frage: „Was ist das Pfand schuldig?“ erwiderte er: „Es muß den Klappermichel vom Kirchhofe holen!“ Es half nichts, das Mädchen mußte gehen, und der Bursche ging mit. Nach einiger Zeit brachten sie richtig das Gerippe und stellten es in die Mitte der Stube. Da pfiff der Wind durch die Fenster, und das Gerippe klapperte. Wie auf Befehl fingen alle bis auf die Großmutter an zu beten. Da wurde das Gerippe ruhiger, nur die rechte Hand zitterte fort. Als das die Großmutter sah, sagte sie: „Seht, Kinder, mit dieser Hand hat er falsch gegen mich geschworen. Michel ist der Vater meines ersten Kindes, aber er hat einen Meineid geleistet. Dazu hat er später noch viele Schlechtigkeiten verübt. Nun mag er büßen!“ Da fing ein Handwerksgesell an zu reden von der Gnade Gottes und von der Vergebung der Sünden, und er forderte alle auf, für das Heil des Unglücklichen zu beten. Und als das geschah, ward die Großmutter weich, und sie sagte: „Michel, ich hab dir vergeben.“ Und nach dem Amen des Vaterunsers, das sie alle beteten, fiel das Gerippe in sich zusammen. Die Großmutter sammelte die Gebeine, und sie gingen alle und vergruben sie in Michels Grabhügel. Seitdem ist der Klappermichel nie mehr gesehen worden.

Andre Verbrechen, für die die Sage schwere Strafen kennt, sind Kindes-

mord, Ehebruch, Unehrlichkeit, Mißbrauch des Brotes. In Freudenberg in Nordböhmen sagen die Leute: Die Brotkrümel, die man bei Lebzeiten verstreut und nicht aufhebt, muß man nach dem Tode als arme Seele suchen. In dem Birkenwäldchen unweit Kittlitz begegnet dir zu gewissen Zeiten ein langer abgehagerter Mann mit kleinen Augen, die ganz scharf stechen. Er keucht mühsam unter einer Reisighocke einher. Das ist der Förster, der mit den Holzlesern so böse war. Nun hat er bis in die Ewigkeit zu schleppen.

Die Totenmesse

Am Weihnachtsheiligenabende oder auch sonst im Jahre halten die Toten ihren Gottesdienst. Eine Frau aus Kninitz, die Kuntn Oplouna (Appolonia Kunte) ging alle Tage zur Frühmesse in die Saubernitzer Kirche. Einmal hatte sie sich auf dem Felde so abgeplagt, und sie ging mit den Hühnern zu Bette. Als sie aufwachte, war's schon so hell. Die Oplouna denkt: „Schon ist es Morgen, nun mußt du aber schnell zur Messe gehn." Bis Saubernitz traf sie keine Menschenseele, aber in der Kirche waren schon alle Plätze besetzt; nur am Eingange war noch ein Bänkel frei. Und als die Oplouna ihr Gebet gesagt hatte, guckte sie sich um. Aber keinen Menschen kannte sie, auch den Priester am Altare hatte sie noch nie gesehen. Gleich war die Messe aus. Da zupfte eine Nachbarin die Oplouna sachte und wisperte: „Du, geh jetzt raus, wirf dein Kopptüchel dabei weg." Das war der Oplouna merkwürdig, aber sie ging raus und warf ihr Kopptüchel weg. Als sie über den Kirchhof kam, schlug es eins, und als sie auf die Gräber guckte, du, was sah sie dort? Auf jedem Grabe lag ein Stückel ihres Kopftuches. Nun wußte die Oplouna, daß sie mit den Toten zur Messe gewesen war. Schnell rannte sie heim, aber sie starb noch in selbiger Nacht.

Allerlei Spuk

Ohne Kopf

Die Vorstellung, daß die Toten nach dem Tode oft noch keine Ruhe haben, bildet den Nährboden für die vielen Spukgeschichten, die allüberall im Lande gehen. Manchmal, das ist wahr, gehen Gestalten um, von denen man nicht weiß, warum. Mönche in längstverfallenen Klöstern, Reiter ohne Kopf, die Unheil verkünden, Männchen, die Schätze bewachen, und von denen man doch keine schlimme Tat zu berichten weiß. Manche sind in Sümpfen versunken und finden in ungeweihter Erde keine Ruhe. Andre aber, ja, die haben doch etwas auf dem Gewissen gehabt.

Der Förster von Grünhain war mit der Tochter des Müllers aus Zwodnitz heimlich versprochen. Der Müller hatte auch noch einen Sohn. Den hatte er aus dem Hause gejagt, weil er unehrlicher Leute Kind geheiratet

hatte. Drum kannte der Förster seinen Schwager gar nicht. Einmal ging das Mädchen nach Grünhain zur Tanzmusik. Da war auch der Bruder da mit seiner Frau. Er tanzte mit seiner Schwester und umarmte sie brüderlich. Das sah der Förster, als er eben zum Saal hereintrat. Zorn und Eifersucht stiegen ihm zu Kopfe. Doch ließ er sich's nicht merken. Er führte seine Braut hinaus in den Wald, und auf dem Grünhainer Wege erstach er sie. An der Stelle sproß ein Rosenbusch aus dem Boden. Erst hinterher erfuhr der Förster, daß es der Bruder war, mit dem sein Mädchen getanzt hatte. Da stellte er sich selber dem Gericht und ward nach wenigen Tagen aufs Rad geflochten. Seitdem muß er um Mitternacht als Reiter ohne Kopf vom Rabensteine nach dem Rosenbusch im Walde reiten.

Gerne brausen die Reiter ohne Kopf die Grenzfluren entlang. Dort treiben auch andere gespenstige Leute ihr Unwesen. Der Ludschenmann zwischen Kolkau, Beedeln und Bernsdorf, der Windschmüller in Göppersdorf, die Frau Jähnchen im Rochlitzer Grenzgebiet nach Roßwitz zu. Da hat's sogar einmal der Herr Pastor zu Seelitz mit der Angst zu tun gekriegt. Da war a mal zu Lichtmaß a grußer Leichenschmauß in Kulke (Kolkau). Un der Bastr war oo dabei. Zr Drauermahltz gabbs Schweinebraden, hausschlachtne Wurscht, halles Bier und Schnabs. Un hingerhar sazt's Kaffee un Kuchen, Warmbier un Gruck. Un nu kam die Räde uff Leichen un Geister, uff Schatten un Gespenster. In Kulke salber war in letzter Zeit nischt mih bassiert, sist awr weit um breet war de ganze Gegend verruffen un nich geheuer. Allenk gabbs Kreuzwage, Deiche un Däll'n, wu's schechen un umgihn sullt. Vurnahmlich an der Mulde ungjt Ruchl'z, ungern Galgenbarge, bein Minchswinkel un annern Flecken bis Benne (Penna) un Weiz (Weiditz). Un itze war oo in Sielz (Seelitz) die Gegend im de huche ale Guttsackermauer nich mih sicher. Da hunse, wie wul dr Harr Bastr oo schun gehirt hat un nich ibel nahm' mächte, vurnahmlich zwee siche Unheemliche in der Geisterstunde gesahn: an schwarzen vun ungen un an grußn weißen vun ubn runger.

Dr Baster ging. Ha mußte lach'n, wie ha naus war. Un weil dar kale Wind su ark pfiff um heulte, zok ha seine Belzmitze weit ins Gesicht un knibbte sein Belz su feste wie nur meglich. Su dabste mei Bastr seelenvergnigt weiter, bis'r uff eemal was Halles im Munschein durch de Bische blitzen sak. War das wohl gar de Nixenwanne? (eine tiefe Drehe unter einem Felsen am Erlbach). Doch die ist ja zugefroren. Da wer'n die Nixen wohl das Tanzen lassen. Oo bein Murdkreuz an dr Arlbach giht ha ruhig ibers Eis. Uff emal blieb'r awr an dr Mauer stihn. Schlarft's da nich wie Menschenschritte? Sei Harz fängt a zu bowern. Uff eemal kam a

grußer Mann ohne Kubb im de Ecke. Dr Baster ging sachte um ruckweise a Stick weiter. Da sak'r awer den annern oo stihn bleim un warten. „S' ist doch zu butzig, wie man sich täuschen kann", dachte der Bast'r. „Jetzt sieht man deutlich, daß es ein Schneemann ist, den die Schuljungen dorthin gesetzt haben!" Doch halt, mei Bast'r, nich su fix. Dar Schniemann kimmt sachte die Karchenstuffen runger gewackelt. „Geht das denn noch natürlich zu?" denkt dr Bast'r. „Man muß doch sehen, wie man vorbeikommt, wenn man links ausweicht." Richtig! Genner (jener) weicht rechts aus. „In Gottes Namen vorwärts", un das Gesicht nach der Seite gedraht, bemarkt d'r Baster, wie dr Weiße an grußen Bogen macht un zeletzt ängstlich stuttert: „Alle guten Geister" — — „Loben Gott den Herrn", fällt harzhaft nu dr Bastr ei, wie in dr Litenei an Altar. Uff eemal nimmt dr Weiße heflich seine Budelmitze ab un rufft: „Ei, scheen gutn Abnd, Harr Bastr! Ich hätte mich beinahe gefurcht, weil ich ducht, Sie wärn dr Schwarze, der hie ungihn sull." „Ja, ja, so kommt's, wenn man an nichts als an Geister glaubt." Nu knibbte genner sein weißen Schafbelz uff. Ha hatte 's Rauche an dr auswendgen Seite. Un wer war's? 's war blus dr Schafer vum Kulker Rittergute. —

Ich glaube nicht, daß es immer Grenzfrevler sind, die hier umgehen. Die Grenzflur war in früherer Zeit von größerer Bedeutung; sie wurde in ihrer Abgelegenheit oft auch als Bannflur gebraucht; hier in dem meist buschigen Grenzgebiet halten sich auch Buschweibel und Zwerge gerne auf: ein Tummelplatz für alle die, die das grelle Licht des Tages und den geschäftigen Lärm der Menschen scheuen. Das gespenstige Volk, das hier umgeht, läuft meist ohne Kopf; manchmal bedeckt ein weißes Tuch den Halsstumpf, oft trägt es den Kopf unterm Arme. In allen diesen Spukgeschichten liegen zeitlich weit getrennte Glaubensschichten übereinander. Einmal uralte Anschauungen, die den Toten zu einer riesigen, feindlichen Ungestalt erschwellen lassen, zum andern das Streben einer späteren Zeit, die Körperlichkeit des Toten in Schatten, Schein, nicht faßbare Gestalt zu verflüchtigen. Mitunter sind beide Anschauungen ineinander gewachsen und erzeugen seltsame Zwitterbildungen. Erinnerungen an Hinrichtungen, die Jahrhunderte hindurch, bis weit über 1800 hinaus, fast Volksfesten glichen, mögen anschauliche Züge zur Ausgestaltung mancher Gespenster beigetragen haben. Überhaupt muß hervorgehoben werden, daß die Spuksagen in ganz besonders greifbarer Weise die Stilmerkmale ihrer Zeit an sich tragen. Die Gespenster des Scheibenberger Pfarrers Christian Lehmann sind so grausig übersteigert, lärmvoll und mit solchem Beiwerk ausgestattet, daß man sie geradezu barocke Gespenster nennen kann. Ein

Beispiel mag das veranschaulichen: Anno 16.. hatte dieses Fleischers Sohn (des Hans Tober im Oberstädtel zu Zwickau) Hans Fischers Gasthof in Unter-Wiesenthal. Und nachdem er nachts um neun Uhr sich mit seinem Weibe niedergeleget und sich vorgenommen, des Morgens frühe nach Elterlein zu reisen, da stehet er um Mitternacht bei hellem Monde auf, in Meinung, es breche der Tag an, geht fort von seinem Weib, so ihm Geld einmachen half, und die sich dann interim auf den Tisch schlafen leget. Als er eine halbe Stunde gegangen und auf den Platz kommt, packen ihn fünf Gespenster oder Geister an, schwärmen um ihn her, vertreten ihm den Weg, daß er weder hinter noch vor sich kommen kann. Der Fleischer erschrickt, segnet sich mit dem heiligen Kreuz, betet und singet, daß ihn vier Geister verlassen. Das eine Spektrum in der Gestalt des H. F. mit feurigen Augen und brennender Zunge verließ ihn nicht, daß er vor Furcht wieder zurückkehrt und singet; der Geist aber begleitet ihn in den Gasthof und gar in die Stube, stehet vor dem Tisch, bis es zwei schläget, und ist das ein Wunder, daß er seine Frau auf dem Tische weder mit Rufen und Rütteln erwecken kann, solange das Gespenst vor ihm gestanden. An diesem Gespenst hat er observieret, daß es eine ganze Kette voll Köpfe angehabt, darüber er so bestürzt ward, daß er morgens früh zum Pfarrer gegangen, die Sache erzählt und Trost geholt.

Ganz gefährliche Geister sind die Aufhocker. Sie springen dir auf den Buckel, werden immer schwerer, bis sie endlich am Ende ihres Bannkreises von dir lassen. Am Steinbruche, der rechts am Wege von Raun nach dem Raunerhammer liegt, huckt es auf. Und wem es auf dem Buckel sitzt, der kann nicht rufen, der kann sich nicht umdrehen. Und dann wird er gewöhnlich lange krank. Auf der Halbinsel im Eichholze bei Zwenkau ist es ein graues Männchen, das den Leuten aufhockt. Der Bauer Simon hatte in Weinböhla zu tun gehabt, und als er auf dem Heimwege an die Lockwitzbrücke kam, schwuppdich! saß es ihm im Genick. Er konnte nicht von der Stelle, bis er am Morgen von anderen gelöst und heimgeführt wurde. Im Masseneiwalde bei Seeligstadt und Schmiedefeld ist die Bornmatzin. Drei Männer kamen von Seeligstadt und trugen große Hocken. Als sie an die Spukstelle kamen, dort, wo die schönsten Himbeeren und Brombeeren der Gegend wachsen, rief einer: „Bornmatzin, huck auf!" Gleich kam das riesige Weib auf seinen Buckel gesprungen, gab ihm Ohrfeigen rechts und links und zerkratzte ihn. Aufhocker

Im Heimischen Busche bei Freiberg ist das Mützchen gewesen. Das hüpfte auf den Rücken, klammerte sich am Halse fest und ließ sich ein gut Stück Wegs tragen. Waren die Leute dann hundemüde, daß sie kaum noch Atem

schöpfen konnten, dann ließ es los, kletterte auf einen Baum, lachte und machte Grimmassen aller Art. Fand einst eine Butterhökerin einen feinen Käse dort im Busch. Schnell steckt sie ihn in ihren Tragkorb und rechnet aus, was sie daran gewinnen wird. Aber der Korb wird so schwer, daß sie von der Last in die Knie sinkt. Und da kollert ein Mühlstein aus dem Korbe in die Büsche, und aus den Büschen guckt Mützchen und lacht und lacht.

Das graue Männchen und das Rasiermesser

Zwei Männer gingen in der Mitternacht auf dem Elbwege von Niederwartha nach dem Elbschlößchen. Da lief ein graues Männchen hinter ihnen her. Das strich immer seinen Bart. Die Männer rissen aus und erzählten ihr Erlebnis zwei Bekannten. Die sagen: „Der will rasiert sein!" Sie gehen auf den Elbweg und nehmen ein Rasiermesser mit. Als das Männchen kommt, kriegen sie doch Angst. Sie machen fort und rufen: „Wir kommen morgen wieder!" Und am nächsten Abende gingen sie wirklich auf das Männchen zu. Das kam her, nahm das Rasiermesser weg und schnitt den beiden den Hals durch.

Andre Graumännchen gehen als Schatzmännel, kommen und betteln um Erlösung. Von ihnen haben wir bei den Schatzsagen erzählt. Auch als Lichter gehen Tote um. Davon war schon „beim nächtlichen Licht" die Rede.

Tote in Tiergestalt

Wieder andre irren in Tiergestalt rastlos umher. Unter der großen Eiche am Alten See bei Langenberg (bei Riesa) ist eine Jungfrau verbannt. Die kommt zur Geisterstunde als Schlange hervor, nimmt ihre frühere Gestalt an, schreitet im weißen Gewande um den Baum und wird wieder zur Schlange. Der schwarze Hund, der in Bautzen Feuer ankündet und der die Lauenstraße raufrennt, ist vor vielen Jahrhunderten ein polnischer Graf gewesen, wüst und wild, der Bürger und Bauern baß quälte und seine Froner nur Hunde nannte. Als er sich eines Tages voll auf sein Pferd schwang und zum Lauentore rausritt, fiel eine Feuerkugel vom Himmel. Der Gaul schäumte; der Reiter wollte ihn mit scharfen Hieben zur Ordnung bringen, aber das Tier warf ihn so heftig ab, daß man den Grafen am nächsten Morgen mit schwarzem Gesicht fand, und der Kopf war auf den Rücken gedreht. Nun kommt er als schwarzer Hund und kündet Feuersnot. Da sangen die Bänkelsänger auf den Märkten die Moritat:

Der schwarze Hund, den man hier schaut,
War böhm'scher Graf mit Haar und Haut,
Des Schicksals List macht ihn zum Hund,
Wau, wau! bellt er bis diese Stund.

Zu Brand unter dem Joachimsthale wohnte eine Müllerin, die Mühl-Adelin genannt. Bei der kauften die armen Bergleute und Zinnseifner zu

Gottesgab das Brot. Aber sie buk es so armselig, daß es fast eitel Spreu und Kleie war und in der Suppe zerschwamm. Da ihre Arbeiter sich über das ärmliche Brot beschwerten, sagte sie mit Trotz: „Ei, meine Gottesgäber Säue können's schon fressen!" Da endlich diese Geldhamsterin gestorben, ist sie nachher oft wieder gekommen, hat den Mann geplagt, und so oft der Müller seiner Säue gefüttert, ist allzeit eine fremde, gespenstische Sau mit zugelaufen und hat samt den anderen aus dem Troge gefressen.

Einst suchte in dem Wäldchen bei Mittelhöhe in der Nähe Pausas ein alter Mann Holz. Da kam der Förster. Was hast du, was kannst du machte der Holzleser fort. Der Förster konnte ihn anrufen wie er wollte. Da nahm er seine Flinte und wollte den Flüchtigen niederknallen. Doch das Gewehr entlud sich vorzeitig, und der Förster fand selbst den Tod. Nun geht er in dem Wäldchen als schwarzer Bär mit feurigen Augen um.

Wenn den Leuten ein Spuk zu arg wird, holen sie einen Geisterbanner, gewöhnlich den Scharfrichter oder einen Pfarrer, lieber den katholischen als den evangelischen, und der muß den Geist an eine abgelegene Stelle bannen. Der Scharfrichter Zipser in Zittau war in der Kunst des Bannens wohl erfahren und deswegen weit berühmt. Ihm passierte es nie, daß er den Geist entwischen und somit an einen Ort kommen ließ, wo er nicht hingehört. Aber wegen dieses falschen Bannens laufen so viele Gescheeche an ganz belebten Stellen. Sie sind dem Banner in einem unbewachten Augenblicke durchgebrannt. Die Bornmatzin war eine böse Frau. Sie wohnte in einem Hause am Seeligstädter Weg, der auch die Stolpener Straße genannt wird. Allen, die mit ihr zu tun hatten, machte sie das Leben sauer. Auch nach dem Tode belästigte sie noch die Nachbarn und Hausbewohner. Da mußte der Dresdener Scharfrichter her. Der warf eiserne Ketten von außen durch das offene Fenster des Hauses, und als sich die Bornmatzin darin verfangen hatte, schleppten sie vier starke Pferde hinaus in den Masseneiwald. Gebannt

Der Pastor Zenker in Friedersdorf bei Zittau war ein gestrenger Herr. Er hatte immer gesagt, er wolle unter der Sakristei begraben sein. Aber das ging nicht, und er kriegte einen andern Platz an der Kirchenwand. Ab'r doa hot'r Zenkern schlaicht gekannt, wenn'r denkt, doaß dar doamitte zefried'n woar. Amol Sunntch vur d'r Kirche sitzt d'r neue Poast'r L. a d'r Sakristei und gestudiert seine Präd'gt. Uff emol zisch'l'tn ees woas ib'r de Achs'l. Und war stieht do? Zenk'r, wie ar leibt und labt! L. fällt glei im, liegt do wie tut und is lange krank gewast. Auch viele andre Leute haben den Pastor Zenker gesehen. Hinten beim Kirchwegel rauf oder auf dem Bergel bei der Pfarre. Lange Zeit hat er's in der

Pfarre ganz schlimm getrieben. Da mußten zweie wachen. Mitten in der Nacht kam Zenker. Er sah aus wie ein Bär. Einer von den Wachleuten fiel um und war gleich tot. Nun half alles nichts, der Scharfrichter mußte kommen. Als der Zenkern zitierte, kam er als ganz großes Tier. Das wär gar nicht in den Sack gegangen, den der Scharfrichter hielt. Drum verwies er die Gestalt und zitierte sie von neuem. Das ging ein paar Mal so fort, und von einmal zum andern Male wurde Zenker kleiner. Zuletzt kam er als Rutkat'l (Rotkehlchen). Das steckte der Scharfrichter in den Sack und trug es fort. Manche erzählen, er habe es in den Bärwinkel bei der schwarzen Lache geschafft, andre sagen zum Klumpusch, wieder andere zur Pfarrlache. Und so wird es wohl sein. Denn immer, wenn die Leute an der Lache vorbeigegangen sind, hat auf den Weiden ein Rabe gesessen.

Die Kantorsfrau aus Gerlachsheim ist auf den Urberg verbannt worden. Der Pfarrer hat es gemacht. Aber ihm ist es übel ergangen dabei, er wurde lahm. Er legte der Verbannten ein Töppel hin und sagte: „Wenn du wirst das Börnl ausgeschöpft haben, darfst du wieder rein ins Dorf!"

Nicht weit vom Karlsfried im Zittauer Gebirge heißt eine Stelle Ziegenhagens Verbannung. Dort ist der Ziegenhagen hin gebannt, ein Zittauer Kaufherr. Da gib gut acht, daß du den Bannfleck nicht überschreitest. Sonst kriegst du vom Ziegenhagen ein paar Püffe auf den Buckel, oder er setzt sich dir auf deine Holzfuhre und läßt sich fahren, ist dabei schwer wie ein Eisenklotz. Auf andern Bannflecken kannst du nicht weiter, wenn du sie betrittst. Du mußt stehen, bis die Sonne untergegangen ist, und wenn es zwölf Stunden dauert.

Das Schloßgespenst in Mutzschen (es ist ein Edelmann, der seine Schwester mit einem Bunde Schlüssel zu Tode geworfen hat) ist aber ein ganz starker Geist gewesen. Er hat alle so mit Steinen geschmissen, hat nachts gerasselt und geprasselt, nahm den Verwaltern das Essen vom Tisch, und erst, wenn die Hungrigen wehleidig bettelten, brachte er die Schüsseln wieder rein, kurz, es war kein Aushalten mehr und der Beschwörer mußte kommen. Aber ob der auch seine stärksten Sprüche sagte, er konnte das Gespenst nur auf acht Jahre bannen. Dann ist es wieder gekommen. Und ein Pfarrer hat wiederum die Bannung versucht. Aber als er auf einem Balken das Gespenst mit einem Elefantenrüssel liegen sah, ist er gleich vor Schreck die Treppe runter gefallen.

Zu Frau Gr. in Ostritz ist ein Knecht aus einem Dorfe hinter Bernstadt gekommen, hat gesagt: „Der alte Bauer läßt mir gar keine Ruhe. Wo ich geh und steh, ist er neben mir. Ich soll das Mädel nicht heiraten, aber ich nehme es doch." Und Frau Gr. sagte: „Da hilft nur geweihte Kreide.

Ich hab immer ein Stückel im Hause. Nimm dir's mit und schreib über jede Türe die drei heiligen Namen." Der Knecht hat es gemacht, und es hat geholfen. Jetzt konnte der Bauer nicht mehr ins Haus und mußte dem Knechte die Ruhe lassen.

Die Erlösung

Aber der Spuk, der umgeht, will nicht gebannt, er will erlöst sein. Auf der Landstraße, die am Zetten, einem Höhenzuge, hinführt, traf eine alte Mutter die Schloßfrau von Döben. Sie kommt langsam vom Schlosse und trägt ein Handkörbel am Arme. Unten an der Mulde macht sie das Körbel auf, nimmt ein blutiges Hemde raus und hebt an, es in den Fluten zu waschen. Aber wie sie auch spült, das Blut bleibt. Da packt sie alles wieder ein und geht auf der Landstraße auf und ab. Gerade bei der Feueresse, das ist ein seltsam geformter Felsen, trifft die Mutter mit der Schloßfrau zusammen. Sie bietet ihr den ortsüblichen Gruß: Gott grüß Euch! Und die Schloßfrau antwortete: „Nicht Gott grüß Euch, sondern Gott helf Euch, hättet Ihr sagen müssen, da wäre ich erlöst gewesen."

Wer etwas lösen will, muß das Herz auf dem rechten Flecke haben. Der alte Huß in Joachimsthal wohnte dort im Talgrunde, wo jetzt die große Zigarettenfabrik steht. Zu dem kam eines Abends ein alter Kriegskamerad aus Tirol und sagte: „Du, mir hat geträumt, ich soll nach Joachimsthal gehen und das verwünschte Grausteiner Schloß lösen. Du bist doch hier bekannt. Zeig mir doch den Weg hin!" „Den Freundschaftsdienst will ich dir tun," sagte Huß, und um elfe gingen sie fort. Als sie auf den Kuhplatz kamen, hörten sie in der Ferne Musik. Hier blieb Huß stehen, aber der andere stieg weiter bergauf. Gegen Mitternacht kam er am Grausteine an und sah auf einmal vor sich das verzauberte Schloß, strahlend im Lichterglanze, wie er sein Lebtag noch keinen gesehen. Da hüpfte sein Herz vor Freude, aber je näher er dem Schlosse kam, desto größere Schweißtropfen traten auf seine Stirn. Schon stand er am offenen Tore, aber da wuchs die Angst so groß in ihm, daß er Hals über Kopf umkehrte. Und hinter ihm donnerte es und krachte es, und alles war weg.

Auf der alten Ronburg im Leitmeritzer Gau trieb ein verwunschener Ritter sein Unwesen. Blieb jemand über die Mittagsstunde dort oben, den äffte er sicherlich. Da brauste es daher wie Sturmwind, trotzdem ringsum alles still war, da fuhr dir eine Hand eiskalt übers Gesicht. Aber trotz dieses Spuks, den so viele erlebten, gab es unten in Graber einen Mann, der lachte darüber, der spottete darüber und glaubte es nicht. Bei diesem Manne erschien einst um Mitternacht der verwunschene

Ritter in seiner Rüstung, trieb ihn aus dem Bette und nahm ihn mit auf die Burg. In der nächsten Nacht kam er wieder, in der übernächsten wiederum, Nacht für Nacht kam er, zwölf Jahre hindurch. Und zwölf Jahre hindurch mußte der Mann aus Graber Mitternachts mit auf die Burg, zwölf Jahre hindurch mußte er dort oben mit dem verwunschenen Ritter beten. Dann war der Ritter erlöst, aber der Mann aus Graber war tot.

Auch dem Bauer, der auf der Straße zwischen Udwitz und Komotau fuhr, ist eine Erlösung gelungen. Der schwarze Hund, der dort immer umging, war mit einem Sprunge auf seinem Wagen. Der Bauer schlug mit der Peitsche drauf was er konnte und schimpfte, allein das unheimliche Tier rührte sich nicht. Da sah er in seiner Angst, daß er im Bösen nichts ausrichten konnte, und er fing an zu beten. Da wurde der Hund auf einmal halb weiß, blieb aber immer noch liegen. Und im höchsten Grauen rief der Bauer mit lauter Stimme: „Lieber Herrgott, laß mich doch nur wissen, was das Höllentier von mir will!" Sobald er diese Worte gesprochen, wurde der Hund ganz weiß und sprach wie ein Mensch: „Tausend Dank, du hast meine arme Seele erlöst und mich von meinem Leid befreit."

Tiergespenster ohne Bezug auf Tote

Kälber, Schafe, Hunde und Pferde sind die hauptsächlichsten Tierarten, die umgehen. Mancherlei Mittel wendet das Volk an, um den grausigen Eindruck dieser Tiergespenster zu erhöhen. Es spricht ihnen besondere Merkmale zu: ein Pudel, kohlschwarz, tellergroße feurige Augen, ein weißes Schaf, ein glühendes Schwein. Es läßt sie in Verstümmelungen auftreten: drei Beine, am wirksamsten ohne Kopf und dann gar noch scharenweise, wie die mit weißen Bürden beladenen weißen Pferde, die der Gerber Paul Schmidt bei Elterlein anno 1655 den 12. März des Nachts auf der Heide sah. Oft zeigen sich die Tiere nur dem Wanderer und schrecken ihn. Aber er muß, wie bei jeder Spukerscheinung, neun Tage lang schweigen, sonst ist es um ihn geschehen. Eine Frau, die im Nesselwinkel am Herrengarten bei Zwenkau was ohne Kopf gesehen hat, hat's nicht behalten können, und weg war sie. — Der Hund, der um den Grünthaler Kupferhammer herumschleicht, springt den heimkehrenden Arbeitern ins Genicke. Das Kalb auf dem Frauenmarkte in Schneeberg legt dir die Vorderpfoten auf die Schultern und läßt sich schleppen. — Ein Fuhrmann fuhr durch Groß-Schweidnitz. Bei der Schmiede konnte er nicht weiter. Die Pferde standen und standen. Da nahm er ihnen 's Halfter ab und guckte durch. „Ja, da könnt ihr nicht gehen!" sagte er, denn vor den Pferden lief ganz fix der Pudel rum, der dort umgeht. —

Ein großer schwarzer Hund liegt auf dem Blumerchen Staige. Das ist ein langer Holzsteg, der zwischen Ostritz und Blumberg über die Neiße führt. Der Hund läßt keinen Menschen rüber und keinen nüber. Der Hund zu Leubnitz bläst dich, wenn du kein Kreuz schlägst, mit bösem Gifthauch an. Der Hund bei Bockau ist in einen Kreis gebannt, und wer da reintritt, sieht den Hund und kriegt eine Krankheit. Manche der vielen Hundegespenster stehen in Beziehung zur Schatzsage. Sie bewachen Kriegskassen oder sonst verborgene Schätze. Andere Hunde haben durch ein Unglück ihren Herrn verloren und suchen ihn nun jahraus und jahrein. Eine seltsame Überraschung erlebte ein Wildenauer Bauer, der am Berge ackerte. Da kommt ein ungeschirrtes weißes Pferd, spannt sich neben seinem Tiere ein und arbeitet wacker mit. Dann aber zur Mittagszeit reißt das fremde Pferd den Bauerngaul mit fort hin zum Tümpel, und gerade erst im letzten Augenblicke gelingt es den Bauer, sein Tier zu retten. Mitten in den Tump hinein springt das fremde Pferd.

Oft gilt das Erscheinen eines gespenstischen Tieres als Anzeichen. Es kündet Tod, Krieg, Feuer oder sonstiges Unglück. Als in Böhmen der Dreißigjährige Krieg ausgebrochen war, hielten die Lausitzer Stände eine Zusammenkunft zu Budissin, um zu beraten, wie sich das Land in solchen Kriegsläuften zu verhalten habe. Als sie nun so dasaßen und berieten, klopfte es ans Fenster, und siehe da, eine Dohle sitzt davor und pickt mit dem Schnabel an die Glasscheiben. Als man das Fenster öffnet, kommt das Tier ins Zimmer gehüpft und krächzt: „Ihr Herren, was macht ihr da?" geht etliche Male im Zimmer auf und ab und fliegt wieder hinaus. Und bald darauf ist es dem Lande übel genug ergangen. — Zu Priedlanz bei Weigsdorf läßt sich im Wittigfluß bisweilen eine weiße Kalbe sehen. Sie geht im Flußbette auf und ab, und deutlich hört man ihr Schnaufen. Aber alle, die ihr begegneten, wurden krank und starben binnen Jahresfrist.

Im Vogtlande ist früher der Bieresel gewesen. Die Schlesier sagen: Gastwirte, die schlechtes Maß schenkten, müssen als Bieresel gehen. Doch davon wissen die Sachsen nichts. Im Vogtlande geht der Bieresel in die Wirtshäuser, setzt sich mitten unter die Gäste und trinkt ihnen das Bier aus. Wird er nicht geneckt, tut er niemandem etwas zu Leide und geht wieder ruhig seines Weges. Wenn ein Kind sehr laut lacht, sagen die Vogtländer: du lachst wie ein Bieresel. — In Grimma hat der Bieresel im Keller einer Scheune gewohnt. In Böhmisch-Kamnitz hauste er am Schießhause unter der Nolde. Er kam nachts und soff die Bierreste auf, die die Gäste in den Gläsern und Pinten hatten stehen lassen. Fand er

keine „Neegel“ (Neigen), wurde er fuchsteufelswild und trieb allerhand Schabernack. — Zu Leipzig haben im Jahre 1678 einige Burschen den Bieresel gemacht. Der Chronist Vogel erzählt in seinem Geschichtsbuche: Demnach auch dieser Tage einige unruhige Köpfe sich unterstanden, abends um Tischzeit auf den Straßen und Gassen, sonderlich auf dem Niklasser Kirchhof, das ausgeschickte Gesinde in häßlicher Gestalt anzufallen, zu erschrecken, und sich von ihnen tragen zu lassen, auch nach Gelegenheit die Bierkrüge und die Mützen ihnen zu nehmen. Alsdann hat der Magistrat umb selbige Zeit die Scharwache patrouillieren lassen, worauf die entstandene Furcht und gemeine Rede von dem herumgehenden dreibeinigen Esel sich wieder verloren.

Ein bösartig Tier war die Brauhauskatze zu Elterlein. Der Gemeinsteiger ist im Rathaus zu Bier und bezecht sich, daß er liegen bleibt. Der Wirt warnt ihn vor der Katze, aber der Trunkene treibt Gespött mit ihr und fordert sie heraus. Des Nachts kommt die Katz, schlägt, kratzt und zerdrückt den Steiger jämmerlich, schleppt ihn aus der Stube in die Kälte, und dort wäre er verdorben, wenn ihn nicht der Wirt wieder reingeholt hätte. — Dem Rathause war das Brauhaus angebaut, und dort wohnte die Katze eigentlich. Sie kam aber immer ins Rathaus, wenn drüben gebraut wurde. Da hat sie auch den Wächtern, die nachts auf dem Rathaustürmel die Wache hielten und mit Blasen die Stunden meldeten, viel Schalkheit angelegt. Das Tier hielt ihnen das Blashorn zu, verlegte ihnen den Weg auf der Treppe, druckte sie übel, sonderlich zu der Zeit, wenn sie zum Tisch des Herrn gewesen waren oder zum Bier und das Gebet vergessen hatten. Das Tier fühlte sich an wie ein wolligt Schaf.

Spukörter

Das Brauhaus zu Elterlein war ein spukhaftes Haus. Derartige Spukhäuser gibt es viele im Lande. Vielleicht ist nicht immer alles wahr, was davon erzählt wird. Denn einer, der's hinter den Ohren hat, sagte mir: „Wenn einer ein Haus recht billig kaufen will, erzählt er allen Leuten: 's scheecht drinne!“ Aber gewöhnlich stimmt es schon: die alten, steingefügten Höfe, die Galgenberge und Rabensteine, die Stellen, wo Selbstmörder begraben wurden, sind des Grauens voll. Oft können dir die Leute nicht sagen, was oder wer denn dort eigentlich sein Unwesen treibt. 's scheecht, 's spokt, 's ist nicht geheuer, es ist nicht richtig dort, es läßt sich „was“ sehen und hören, geben sie dir zur Antwort. Beim Mittelhofe in Herwigsdorf bei Löbau ist eine solche Stelle. Dort war früher ein Fichtelzaun, und bei den zwei Steinen unter den Kastanien, dort ist das Scheechen losgegangen. Weiß ist's gewesen und gedreht hat sich's. Es

Bautzen um 1650
Kupfer von M. Merian

sollen ein paar Mädel sein, die sich auf dem Saale im Herrenhause zu Tode tanzten. Viele haben's gesehen, aber der alte F. nicht, und der ist doch lange auf den Hof in die Heirat gegangen.

Zu einem Gute in Lomnitz gehörte ein Stück Wiese. Das durfte nicht befahren werden. Der Bauer hat das seinem Gesinde gesagt. Aber der neue Knecht wollte zu gerne wissen, was dahinter steckte. Und einmal am hellichten Mittag fuhr er gerade auf die Wiese. Da hat es hinter ihm gelacht. Schnell guckt er sich um. Eine alte, spinnhäßliche Frau sitzt hinter ihm auf dem Wagen. „Wirst du runter gehn, altes Luder?" „Haha!" „Ich hau dich mit der Peitsche, du!" „Haha!" Und der Knecht kann fragen, der Knecht kann fluchen, er kann mit der Peitsche drohen, die Frau lacht und lacht. Sie bleibt sitzen, als der Knecht in den Hof reinfährt und lacht. Da ist der Bauer gekommen, gleich hat er umgelenkt und hat die lachende Frau zurückgefahren.

An der Brücke über den Oswaldbach zwischen Elterlein und Grünhain spukt der Schwaner. Er kommt als Männchen, als feurige Kugel, als Funkenregen. Einen Grünhainer Kutscher hat er samt seinen Pferden auf der Brücke festgemacht.

Spukhafte Dinge

Auch in Gasthäusern ereignen sich gern seltsame Geschichten. Die Wirtin im Erbgericht zu Brand hatte ein siebenjähriges Töchterchen, das sie mit Liebe überhäufte. Zu Weihnachten schenkte sie ihr eine Puppe. Die war mit dem Kinde fast gleich groß. Aber nach dem Feste mochte das Mädchen die Puppe nicht, wurde krank und starb noch in den Zwölfnächten. Da nahm die Wirtin die Puppe als ihr Kind, kleidete sie wie ihr Mädchen, setzte sie neben sich auf den Stuhl, gab ihr Essen und Trinken, redete mit ihr wie mit ihrem Kinde. Eine Magd mußte die Puppe an- und ausziehen und zu Bette bringen. Ja, sogar einen Hauslehrer wollte die Wirtin besorgen. Aber darüber starb sie. Nach dem Tode der Hausmutter hatte die Puppe keine Ruhe. Sie kam aus ihrer Lade, lief im ganzen Hause umher und suchte ihre Kleider. Wenn an Sonn- und Festtagen sich das junge Volk mit Spiel und Tanz vergnügte, trippelte die Puppe hinter den Bergburschen und hinter den Mädeln her. Die rissen erst aus, aber bald wurden sie den Anblick gewöhnt. Der neue Wirt ließ die Haldenhexe kommen, sie solle die Puppe bannen. Aber ihre seltsamen Gebärden halfen nichts, die Puppe kam aus der zugenagelten Lade heraus und ging ärger um als je. Nun mußte der Erbisdorfer Pfarrer den Bann sprechen. Der las einige lateinische Gebete und sagte: Apage, satanas, oder so. Als er heimging, hörte er hinter sich ein leises Hüsteln, und als er sich umdrehte, tanzte die Puppe

hinter ihm. Da nahm ein Tagelöhner die Lade, lud sie auf einen Schubkarren und fuhr sie am hellen Nachmittage in den Spitalwald. Unter einer Birke grub er ein Loch, setzte die Lade hinein, schaufelte Erde darauf und deckte Rasen darüber. Während dieser Arbeiten hat es greulich geblitzt und gedonnert. Dann machte sich der Arbeiter heim, aber vor Brand hörte er es hinter sich trippeln und trappeln, und als er sich umsah, erblickte er die Puppe mit helleuchtenden Augen. Doch im Erbgerichte ist lange Zeit Ruhe gewesen. Aber als sie das Haus neu bauten, sahen einige Bauleute die Puppe auf den Mauern rumspringen. Da sagte einer: „Nun wird wohl doch jemand die Lade aus dem Spittelwalde reingeschleppt haben."

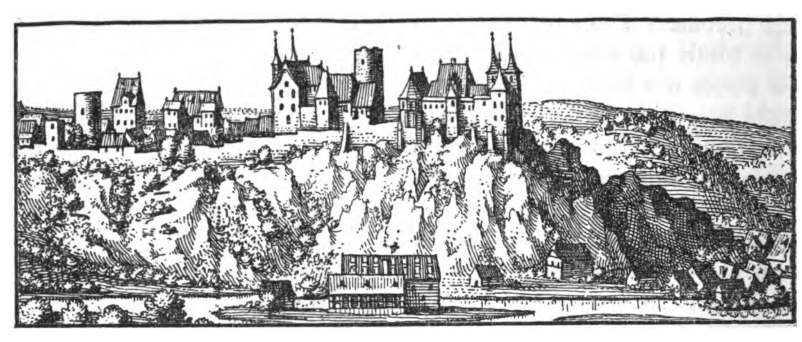
Der Fleischer M. erzählte mir: Ich habe sieben Jahre als Kutscher in Gröditz gedient. Eine Schneiderin wusch mir die Wäsche mit, und da sie auch für die Herrschaft arbeitete, durfte sie auf dem Schlosse mandeln (mangeln). Und einmal sagte das Schneidermädel zu mir: „Johann, kannst du heut abend mit mandeln gehn?" Mir paßte es. Und weil die Herrschaft nicht da war, da hab ich mir alles im Schlosse angeguckt. Auf dem Heimwege gingen wir durch die Wagenremise. Über der Türe hing eine alte Flinte. Meine Wäscherin sagte: „Damit hat sich ein Förster erschossen." Ich wollte die Flinte runter nehmen, wollte mir sie angucken, denn ich hab zwölf Jahre gedient. Aber kaum hab ich das Ding angepackt, da gibt's im Schlosse einen furchtbaren Knall. Das poltert und kracht die Treppe runter. Da sind wir aber rausgemacht. Und die Schneiderin sagte: „Du, Johann, hast du nicht die große schwarze Kugel gesehen, die die Treppe runter kollerte?"

Auch mit Bildern und Standbildern hat es immer seine eigene Bewandtnis. Sie sind wie lebendig. Die Kirche zu Taucha war dem Mauritius geweiht. Hier gab es ein kleines, hölzernes Mohrenbild, ohne Krone und anderen Schmuck. Es lag in einem Winkel unter dem Verdeck neben dem Altare. Einmal hat man dem Bilde einen Platz in der Höhe des Heiligtums gegeben. Aber das hat dem Sankt Mauritius nicht angestanden. Er hat solange gelärmt und gepoltert, bis er seinen alten Stand wieder gekriegt hat. Bilder

Dem heiligen Antonius zu Leuben hat das Gesinde übel mitgespielt. Seine hölzerne Bildsäule stand erst in der Kapelle, aber als die zu Wirtschaftsgebäuden umgebaut wurde, kam er ins Backhaus. Da will sich das Hofgesinde eine Lust machen, trägt den Heiligen in die Schenke, steckt ihm eine Tabakspfeife in den Mund und tanzt mit viel Vergnügen um ihn herum, gibt ihm ab und zu einen Nasenstüber dabei. Der Schäfer war der wildeste. Er brachte aber auch dafür den Antonius wieder auf seinen

Platz im Backhause. Doch als er sich in seiner Hürde niedergelegt hat und eingeschlafen ist, kriegt er Ohrfeigen rechts und links. Kopf und Gesicht wurden so dick, daß er nicht mehr aus den Augen gucken konnte und kaum aussah wie ein Mensch. Er hat das Bild nimmer angerührt.

Schloß Mildenstein bei Leisnig um 1650



Kupfer von M. Merian. Ausschnitt

Weiße Frauen

In alten Rittergütern und Schlössern treiben auch die weißen Frauen, die Ahnfrauen, ihr Wesen. Die Venusberger geht über den Hof nach dem Tore, aus dem die nächste Leiche herausgetragen werden wird. In der Leipziger Pflege hingegen ist die weiße Frau als Unheilverkündigerin nicht bekannt. Sie tritt dort stets im langen, schlohweißen Gewande auf und gilt für harmlos. Sie wandert durch die Viehställe, und die Schlüssel klirren leise an ihrer Seite. Wenn die Mägde manchmal beim Melken aufgucken, steht die weiße Frau vor ihnen und sieht ihrer Arbeit zu. Bisweilen trägt sie eine Öllampe von altertümlicher Form in der Hand. Dann steht sie meist zu Schatzsagen in Beziehung.

Die weiße Frau in Priedlanz bei Weigsdorf geht zwischen dem alten Burgplatze und dem Meierhofe. Alle sahen sie mit trauriger Miene, und niemandem tat sie etwas zu Leide. Aber im Meierhof steigt sie mit großem Gepolter die Stiegen hinauf, alle Türen in Haus und Hof reißt sie sperrangelweit auf. Doch die Hofbewohner bleiben ruhig auf ihren Stühlen sitzen und gucken nicht, sie wissen, wer es ist. Um Mitternacht verläßt sie den Meierhof und geht nach dem Burgplatze hin. Dort verschwindet sie an der Stelle, wo der unterirdische Gang zum Schlosse geführt haben soll. Da haben alte Leute gehört, wie sie gewimmert hat ganz herzzerreißend, und Schimpfworte waren und Kettengerassel. Und die ganze traurige Geschichte, die vor Jahrhunderten geschah, geht heute am Jahrestage wieder vor sich. Denn die weiße Frau war ein Burgfräulein. Das

wurde von dem Priedlanzer Ritter von einer der umliegenden Burgen geraubt und eingesperrt. Nur manchmal durfte die Jungfrau die Wirtschaftsgebäude betreten, die zur Burg gehörten. Und dort sah sie einen hübschen Burschen, der als Leibeigener dienen mußte. Die beiden beredeten sich: wir reißen aus, und dann heiraten wir uns. Aber ihre Gespräche waren belauscht worden. Als sie fliehen wollten, wurden sie ergriffen. Der Ritter ließ dem Burschen die Augen ausstechen, und das Mädchen kam ins Burgverließ, und aus dem kam sie nimmer heraus.

Diese stillen, blassen Schloßfrauen haben Ähnlichkeit mit dem Frauenvolk, das sich an einsamen Halden, auf Bergen oder sonst draußen in der Landschaft zeigt. Auf dem Pöhlberge bei Annaberg hat sich vor Jahren um die Mittagszeit eine weiße Jungfrau sehen lassen, in köstlicher Gestalt, mit prächtigen gehlen Haaren. Droben am Braunstein zwischen Schlackenwerth und Joachimsthal hat ein Schloß gestanden. Das ist mit einer Jungfrau und vielen Schätzen versunken. Der Petermüller unten hat mit seinen eigenen Ohren zu Ostern jedesmal in der Passionszeit gehört, wie die Jungfrau im Berge geweint hat, und dann war ihr Gesang viel schöner als Engelsgesang. Eines Montags ging ein Joachimsthaler an der Petermühle vorbei, und er wundert sich nicht wenig, als er die Müllerin, seine Verwandte, am Tage des Herrn im Heu sieht. „Wirst doch mal gucken, was der eingefallen ist", denkt er und geht in die Mühle. Da steht die Müllerin am Ofen und kocht. Und als sie schnurstracks nach der Wiese laufen, war keine Heumacherin zu sehen. Es war die Braunsteiner Jungfrau gewesen.

Der Bergschmied Bernhard aus Joachimsthal ging eines Tages nach der Schönerzzeche, um dort sein Gezähe in Ordnung zu bringen, all die Fäusteln und Stopfer, Stecher und Bohrer, Hacken und Sägen, die der Bergmann braucht. In der Mondscheinnacht kommt er zwischen elf und zwölf am Grauensteine an. Da liegt auf der Wiese rings Wäsche um Wäsche, die ganze Wiese ist von Linnen vollauf überspannt. Da sagt der Schmied zu sich: „Ei, für wen liegt so herrliche Wäsche ausgespannt? Geister haben genug davon, unsereins wäre reich fürs ganze Leben. Greif zu, Bernhard! Nimm, soviel du schleppen kannst!" Und er griff zu, faßte die Wäsche mit beiden Händen, schlug sie über den Rücken, wand sie um den Leib, und lief schnell davon. Aber da kam es hinter ihm herangekracht und gepoltert, als wollte der Grauenstein bersten, und da warf er die Wäsche weg, so schnell, wie er sie genommen, und hinter ihm war Ruhe. — Einem Joachimsthaler Weibe träumte in einigen aufeinanderfolgenden Nächten, sie solle auf die Wiese am Grauensteine gehen, da könne sie

Ihre Wäsche

reich werden. Als sie hinkam, war ringsum Kinderwäsche ausgebreitet. „Find' ich auch kein Geld, so laß ich doch auch dies Zeug nicht liegen", dachte sie. Sie nahm die Wäsche in die Schürze. Doch als sie auf dem Heimwege einen Graben überschreiten wollte, rührte sich's in ihrem Packel, und als sie reinguckte, waren lauter zischende Ottern drin. Ach, wie schnell sie das Zeug weggeworfen hat! — Ein Graslitzer sah vom Amtshofe aus, wie auf dem Hausberge ein paar verwunschene Schloßfräulein Wäsche aufhingen. „Das guckst du dir an", dachte er. Aber je näher er dem Linnen kam, desto weiter schien es sich zu entfernen. Endlich stand es stille. Da verwickelte sich der Graslitzer in eine Masse von Spinnweben, aus der er sich nur mit Not herausfitzen konnte.

Der Junge aus Rebersreuth, der am alten Hause bei Leubetha am Freiberger Bache die schöne Wäsche sah, nahm ein Taschentuch mit feinen Spitzen weg. Aber auf dem Heimwege wurde es immer dünner und dünner, und als er es der Mutter gab, war es nur noch wie eine Spinnwebe. Die Mutter wußte gleich, was es mit der Wäsche für eine Bewandtnis hatte, und sie sagte: „Schaff' schnell das Ding wieder hin!" Und gerade vor dem Ende der Mittagsstunde konnte er das Tuch wieder hinlegen, und es wurde weiß und dicht wie vorher.

Die weißen Frauen schenken

Die Schätze des Brandauer Raubschlosses liegen tief im Berge. Eine verborgene Tür führt in die Schatzkammer. Wenn am Pfingstmontage nach dem Gottesdienste die Lichter in der Kirche ausgelöscht werden, öffnet sich die Tür, und eine weiße Frau kommt auf eine halbe Stunde heraus. Einmal spielte zu dieser Zeit und an diesem Orte ein Junge aus dem sächsischen Grenzorte Rothenthal auf der Geige. Dem sagte die weiße Frau: „Spiele mir was vor." Und der Junge spielte die schönsten Liedel, die er wußte. Nach der halben Stunde füllte ihm die Frau den Geigenkasten mit Laub. Ärgerlich schüttelte der Junge das Zeug weg. Aber ein paar Blätterl waren doch drinne geblieben. Die wurden drei Taler. — Ein Waltersdorfer Junge weidete am hohen Steine bei Graslitz. Um die Mittagsstunde erschien eine weiße Frau und fragte: „Was hast du in deinem Zwerchsacke?" „Mein Brot." „Gib mir etwas davon." „Gerne, aber ich kann dir nur wenig geben. Meine Bäuerin ist geizig. Die zählt uns die Brocken in die Schüssel." Da gab die weiße Frau dem Jungen eine kleine Rute: „Rühre damit die Bäuerin an, wenn sie dir dein Brot für die Hutweide zurecht macht. Nimm auch diese Blätter", und sie streifte mit der Hand das Laub von dem Aste eines Baumes, „sie sind der Lohn für das Brot." Als der Junge am Abend eintrieb, wurden ihm die Blätter unbequem, und er warf sie weg. Aber die drei Goldstücke, die er zu Hause doch noch in der

Tasche fand, waren ihm Lohn genug. Am nächsten Morgen, als ihm die Bäuerin das Brot schnitt, berührte er sie mit der Rute, und er traute seinen Ohren nicht, als die Geizige sprach: „Dem Hirten muß ich heute ein großes Stück Brot, eine Butterflade und ein paar Kuchen mit auf die Weide geben, er verdient's!" Und so oft der Junge die Bäuerin berührte, kriegte er reichliche Zehrung. Aber einmal als die Magd den Stall reine machte, warf sie die Rute, die der Junge unter einen Balken gesteckt hatte, mit hinaus. Fortan schnitt die Bäuerin das trockene Brot fast noch kleiner als vordem.

Die alte Frau von der Isenburg kam zu der Kuhhirtin, die auf dem Mehlhornschen Gute neben der Pfarre in Wildbach diente. Sie führte sie durch das zerfallene Gemäuer der Burg in ein Zimmer und sagte: „Kehre mir die Stube." Die Magd kriegte zwei Groschen dafür. Da sie aber die Arbeit oft verrichten mußte, wurden es bald viele Zweigroschenstücke. Als das Mädchen zum Schneeberger Jahrmarkte war, dachte die Bäuerin: „Du willst doch mal nachgucken, wo das Mädel bloß das viele Geld her hat." In der Lade fand sie die Zweigroschenstücke. Abends mußte die Magd erzählen, wie sie zu dem Gelde gekommen war. Aber die alte Frau von der Isenburg holte sie nie mehr zum Stubenkehren.

Am Geisingberge und in seiner Umgebung zeigt sich zuweilen die grüne Frau, dunkelgrün gekleidet und nach ganz alter Mode. Sie gesellt sich zu dem Wanderer, geht ein Stück des Weges mit ihm, gibt aber auf alle Fragen keine Antwort, und verschwindet dann im tiefen Walde.

Entrückt

Zum Zauberschloß und Wunderberg

An manchen weltabgeschiedenen Fluren steigt zu gewissen Stunden, meist mitternachts und mittags, seltsames Zauberwerk aus den Tiefen auf. Auf dem Felsen am Sumpfe bei Bockau erhebt sich zwischen elf und zwölf nachts ein großes Schloß mit unzählig erleuchteten Fenstern. Wer auf das Blendwerk zugeht, wird in die Irre geführt.

Abraham Munsch, ein alter frommer Hutmann in Wiesenthal, erzählt, daß er einstmals oben auf dem Fichtelberg einen überaus schönen Brunnen angetroffen, dessen Grund und Boden von eitel Goldflammen geleuchtet, und da er sich niedergesetzt und diesen schönen Quell betrachtet und wieder aufgesehen, ist auf einer Seiten ein schönes buntes Vöglein gesessen, auf der andern aber ein Mönch mit einem offenen Buche. Er ist darüber erschrocken und davongelaufen. Hat aber den Brunnen nie wieder antreffen können. Auch auf dem Pöhlberge bei Annaberg ist in früherer Zeit ein so wunderbarer Brunnen gewesen.

Ein wundersamer Berg ist der Astberg, nicht weit von der sächsischen Grenze bei Priedlanz in Böhmen. Bis früh um sechse war die Jugend im Kretscham zur Musik gewesen. Als sie heimgingen, sahen sie plötzlich den Astberg ganz hell erleuchtet. In der Mitte war ein großes Torwerk, zu beiden Seiten mächtige Steinsäulen, und vor dem Torwerk liefen viel Gestalten auf und ab. Der Spuk dauerte ein paar Minuten, dann war alles finster. Die alten Leute sagten: „Früher haben wir das oft gesehen."

Bei einem Bauer in Priedlanz war ein Hirtenmädchen. Das war sehr fleißig. Wenn sie die Kühe hütete, hatte sie stets einen Rocken und eine Spindel bei sich und spann. Einst war sie mit ihren Kühen in der Nähe des Astberges. Sie ging ins Gehölz, um sich ein hübsches, schattiges Plätzel zum Spinnen zu suchen. Da fand sie auf einmal einen seltsamen Stein. Er hatte in der Mitte einen großen, eisernen Ring zum Anfassen. Sovielmal war sie doch schon dagewesen, aber den Stein hatte sie noch nie gesehen. Gerade wollte sie ihn anfassen, da schrie eine Stimme: „Hirtin, deine Kiehe giehn as Kraut, joi (jage) se weg!" Ganz erschreckt lief das Mädchen, doch als sie aus dem Gehölze kam, weideten die Kühe ruhig auf ihren Plätzen. Gleich kehrte sie wieder um, um nach dem Steine zu sehen. Aber sie konnte suchen und suchen, von einem Stein war nichts mehr zu entdecken. Tags darauf ging auch der Bauer mit auf den Berg, doch all ihr Suchen war vergeblich.

Einmal gegen Morgen kamen ein paar Holzhauer von Berzdorf am Astberge vorüber. Bei der Steingrube sehen sie einen großen Teich, und dort hockt ein altes Mütterchen und schweift. Die Holzhauer gucken sich bald die Augen aus, denn sie wissen, am Astberge gibt es keinen Teich, und sie kennen alle Leute der Umgebung, aber das alte Mütterchen kennen sie nicht. „Die Sache müssen wir uns angucken", sagen sie. Doch als sie an den Teich kommen, schweift das Mütterchen am andern Ufer, und als sie nübergehen und dort sind, schweift es dort, wo sie erst waren. So geht es eine ganze Zeit. Auf einmal schlägt ein Hund hinter ihnen an. Schnell wenden sie sich — doch kein Hund ist da, und als sie wieder nach dem Teiche und nach dem Mütterchen schauen, ist beides weg.

Eines Tages gingen ein Bursche und ein Mädchen in der Mittagsstunde durch den Astberg. Sie wollten heim aufs Gut. Als sie beinahe oben waren, kamen sie an eine Dornhecke. Die wollten sie umgehen, der Bursch von der einen Seite, das Mädchen von der andern. Aber sie verfitzten sich so in den Dörnern, daß sie nicht mehr vor- und nicht mehr rückwärts konnten. Dabei hatten sie einander ganz aus dem Gesicht verloren, und sie riefen sich immer zu: „Wo bist denn du? Ich kann nicht mehr weiter!"

Und das Mädchen sagte: „Ach, wenn wir nur durchkönnten, sonst schimpft der Bauer, wenn wir zu spät kommen!“ Nach langer Zeit sahen beide ein blauleuchtendes Feuer vor sich. „Das wird der Schatz sein, der auf dem Berge vergraben liegt“, dachten sie. Und da machten sie immer tiefer in die Dörner rein. Aber je näher sie dem Feuer kamen, desto dichter wurde die Hecke. Die Kleider hingen ihnen in Fetzen vom Leibe, und der Schweiß troff nur so von ihren Gesichtern, und es war kein Ende abzusehen. Da schlug in Weigsdorf die Turmuhr eins. Und mit dem Schlage war die Dornhecke weg und das Feuer war weg. Und unten am Berge trafen sie erst zusammen, so weit waren sie auseinandergekommen. Nun erzählten sie sich, was sie gesehen, und einem war es vorgekommen wie dem andern. Ganz zerschunden und erschöpft gingen sie heim. Aber sie sind doch noch einigemale auf dem Astberge gewesen, um den Schatz zu finden, den sie dort seinerzeit brennen sahen.

Was es mit solchen geheimnisvollen Schlössern und Bergen auf sich hat, werden wir nun nach und nach erfahren.

Hundert Jahre wie ein Tag

Ein Weber in Weigsdorf bei Reichenau hatte einige Wirkemädel in Arbeit. Die mußten abends das Wasser für den Haushalt aus dem Brunnen holen, der an dem Felsen war, wo jetzt die Schulwasserleitung ihr Quellgebiet hat. Immer wenn die eine mit ihren Kannen zum Brunnen kam, sie war die fleißigste der drei, stand ein altes graues Männel dort und sagte: „Komm, geh mit!“ „Ach du, was wird die Wirtin sagen, wenn ich nicht gleich wieder nach Hause komme“, sagte das Wirkmädel und ging nicht mit. Da senkte das Männel jedesmal den Kopf ganz traurig und ging fort. Einmal hat das Mädel dem Weber alles erzählt. Der sagte: „Na, wenn es heut abend wieder da ist, so geh doch mal mit. Es kann doch nichts Böses vorhaben, weil es immer so traurig ist, wie du sprichst.“ An diesem Abende ging die Wirkerin mit. „Du darfst aber nicht reden, komme auch, was da mag!“ sagte der Kleine. Sie gingen durch einen Gang, den das Mädchen noch nie gesehen hatte, und kamen in ein großes, hellerleuchtetes Gewölbe. Dort standen Kisten und Kasten mit purem Golde. Je weiter sie schritten, desto funkelnder wurde die Pracht, Gewölbe an Gewölbe. Und im letzten, wie das glitzerte! alles Perlen und Edelsteine! Da saßen an einer langen Tafel zwölf Zwerge, und feines Essen und feines Trinken stand vor ihnen auf dem Tische. Und sie nickten alle freundlich, und einer um den andern nahm aus den Kisten und Kasten Kopf- und Halsschmuck, Kleider und Goldstücke, und alles schenkten sie ihr, die ganze Schürze voll. Darauf führte sie der kleine Graue wieder dem Ausgange zu. Weil sie aber so glücklich über die Geschenke war, ver-

gaß sie das Gebot des Schweigens und sagte: „Hab dank für deine Güte." Da krachte ein Donnerschlag. Sie stand bei ihrem Brunnen, die Schürze voll Laub, und kleine Blumenreiser hingen um ihren Hals. Ärgerlich über sich selbst warf sie alles weg. Sie nahm ihre Wasserkannen, die ihr etwas recht abgenutzt vorkamen, und füllte sie am Brunnen. Als sie ins Weberhaus kam, sah sie lauter fremde Gesichter, und kein Webstuhl war mehr in der Stube. Sie wußte gar nicht, was sie sagen oder was sie anfangen sollte. Und die Hausfrau dachte: „Was will bloß das Mädel mit meinen Wasserkannen hier? Ich hab sie doch gerade erst beim Brunnen gelassen." Da nahm das Mädchen den Schürzenzipfel hoch, um ihre Tränen zu trocknen. Dabei fielen Goldstücke zur Erde, groß und blank, wie sie noch niemand gesehen hatte. Und ein diamantenes Geschmeide hing ihr im wirren Nackenhaar. Da wurde sie lustiger, sagte: „Nun erzählt mir auch, wo mein Webmeister ist und meine Freundinnen." „Der Webmeister? Hier gibt's keinen. Wir wohnen schon dreißig Jahre im Hause, du wirst dich wohl täuschen." Aber sachte kam's ihnen doch in den Sinn, was im Niederdorfe die alte Mutter immer erzählte. „Du wirst doch nicht das Wirkmädel sein, das vor vielen, vielen Jahren Wasser holen ging und nie wiederkam?" Das Mädel stand in ihrer rüstigen Jugend, stand und wußte nicht mehr, was es sagen und denken sollte. Sie kannte sich nicht mehr aus, als sie langsam die Straße hinunterging nach ihrem Elternhause. Aber wo war die Hütte hin mit den Holzbögen? Ein steinernes Haus, das war ja ein Palast, erhob sich dort. Da rief sie von einem kleinen Häuschen rüber ein altes Mütterchen beim Namen an. Sie kannte die Alte nicht. Aber die kam auf sie zugehumpelt, lachte und weinte vor Freude: „Bist du's? Weißt du nicht mehr, wie wir beim Meister zusammen gewirkt haben?" Nun erkannte das Mädchen in der Alten ihre einstige Jugendfreundin, und die in ihrer frischen Jugend und die Alte erzählten und erzählten. „Deine Eltern haben sie so geärgert, daß sie bald gestorben sind, und der Webmeister ist gar nicht zu trösten gewesen, weil er dich geheißen hat, mit dem Männel zu gehen. Und die Gemeinde hat lange Zeit den Brunnen mit Kränzen geschmückt." Da blieb das Wirkmädel bei ihrer alten Freundin. Nach ihrem Tode heiratete sie deren Urenkel, und noch ein langes, langes Leben war ihr beschieden.

Anders ist es dem Großenhainer Totengräber ergangen. Er arbeitete auf dem alten Kirchhofe, wo jetzt der Rahmenplatz ist, als ein Fremder auf ihn zutrat und ihn aufforderte, mitzugehen. Er führte ihn bis zu einer Gruft, die offen stand, und beide gingen hinein. Dort stellte der Fremde Speisen und Getränke auf einen steinernen Tisch und sagte: „Lang zu!" Beim

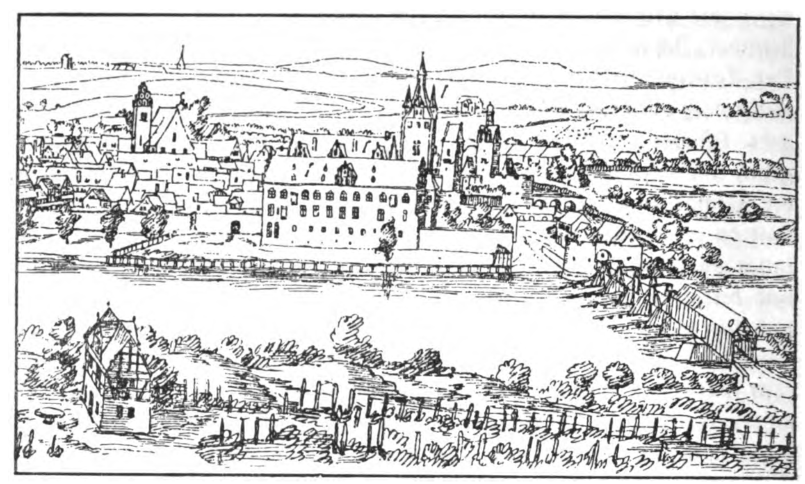
Essen und Trinken unterhielten sie sich über dies und das. Zuletzt sagte der Fremde: „Ich muß jetzt einmal fortgehen, warte du, bis ich wiederkomme!" Der Totengräber sitzt und wartet — wartet — wartet. Da sieht er zufällig nach oben und erblickt seine Frau, die langsam an der Gruft vorbeigeht. Wieder wartet er, lange — lange. Da sieht er seine Kinder vorbeigehn, eins nach dem andern. Er aber wartet immer fort. Endlich kommt der Fremde, und als der Totengräber ganz erbost spricht: „Du, solange hast du mich sitzen lassen!" antwortet er: „Nu ja, weißt du auch, wielange du gesessen hast? Hundert Jahre!" Da erschrickt der Totengräber und betrachtet sich selbst: Ganz alt, mürbe und morsch ist er geworden und sein Haar schlohweiß. „Nun kannst du gehen", spricht der Fremde. Langsam erhebt sich der Totengräber und überdenkt das Vergangene. Da fällt ihm ein: „Weib und Kinder werden gestorben sein, darum zogen sie an der Gruft vorbei!" Und so war es. Der „Superdent" guckte im Kirchenbuche nach: da findet er den Namen und das Alter und dabei steht: Der Totengräber ist plötzlich verschwunden. Da reicht der „Superdent" dem Alten das heilige Mahl, und kaum hatte er es genossen, fällt er um und ist tot.

Gestalten im Schatten der Ewigkeit

Wir haben jetzt von Lebenden erzählt, die viele Jahre, meist hundert, in Felsen und Grüften zubrachten, um dann wieder zu den Menschen zurückzukehren. Aber in den Felsen und Bergen ruhen viele Gestalten in der großen Stille der Zeitlosigkeit und harren der Erlösung entgegen.

In Burgk am Windberge wohnte vor Jahren ein alter Dorfmusikant, Rotkopf's Görge, der in der ganzen Gegend beliebt war, denn alle Mädchen und Burschen behaupteten, daß sich's nach seiner Geige am besten tanze. Die Beine hoben sich wie von selbst, und auch die ungeschicktesten Tänzer mußten Takt halten, sie mochten wollen oder nicht. Das lag nun einmal so in seiner Geige. Der Fiedler war in allen Schenken willkommen und zu allen Kirmsen und Hochzeiten bestellt. Eines Sonntags hatte er den Deubener Bauern zum Tanze aufgespielt. Auf dem Heimwege fiel ihm die alte Geschichte vom Zauberschlosse auf dem Windberge ein, und wie er dachte: „Mich sollte jemand mitgehen heißen, ich ließ mir das nicht zweimal sagen", da stand ein Berggeist vor ihm: „Komm mit und spiele zum Tanze auf!" Durch schauervolle Wege kamen sie an das Schloß. Alles war hell wie am Tage, viele tausend Kerzen leuchteten in dem großen Saale, in dem Damen und Herren in schwarzer Tracht ihn sogleich umringten und mit großen Augen anguckten. Und der Geiger mußte an den Kamin in die Ecke, und als er die Fiedel strich, kam eine Musik aus den Saiten, dergleichen er selbst noch nie gehört hatte, und die Herrschaften

Grimma um 1620



Federzeichnung von Wilhelm Dilich. Ausschnitt

schritten einen Tanz dazu, viel anders als die Bauern zu Burgk und zu Deuben. Nach dem Tanze kam ein Herr und fragte: „Deine Belohnung?" Der Geiger hielt seinen Hut hin, den er zwischen die Knie geklemmt hatte, und der Herr schüttete eine Schaufel glühender Kohlen aus dem Kamine hinein. Nun brachte ein Führer den Görge ans Tor, und er stand in finsterer Nacht. Erst vor seiner Haustüre schüttete er die Kohlen aus, denn er dachte: sonst werden die Geister böse und kommen mir nach. Dann warf er die Tür ins Schloß und zog sich die Decke über die Ohren. Über das eine Goldstück, das er im Hutfutter fand — es war der letzte Rest der Kohlen — ärgerte er sich zwar, aber später war er froh, daß er nicht reich geworden war. Er sagte: „Schon das eine Goldstück hat mir Unmut und Sorge genug gemacht, wie sehr würde mich erst ein ganzer Hut voll solcher Goldstücke gepeinigt haben."

Unter den heiligen Geräten der Landesschule zu Grimma befindet sich der Mönchskelch. Er ist auf diese Art zu seinem Namen gekommen. Kurfürst Moritz hatte das Augustinerkloster in eine Lateinschule umgewandelt. Da entdeckten die Scholaren im Kreuzgange ihres Gebäudes eine Öffnung im Fußboden. Die war mit Brettern abgedeckt. Da wollte der Rektor Siber den Gang untersuchen. Mit einer Anzahl Schüler stieg er in die Öffnung hinab. Als sie ein Stück gegangen waren, sahen sie an einer Tafel Mönche sitzen. Die drohten mit den Händen: kommt nicht näher! Aber als sich die Scholaren nicht abschrecken ließen, stand ein Mönch auf, reichte dem Vordersten schweigend einen Becher und gab wiederum

durch Winken zu verstehen, ja nicht näher zu treten. Da sind die Scholaren umgekehrt. Sie haben den Becher zum ewigen Gedächtnis der Klosterkirche geschenkt. Und wenn heute die Landesschüler zum Abendmahle gehen, wird ihnen der Wein aus diesem Becher gereicht.

Die verzauberten Männer und Frauen im Windberge vergnügen sich gelegentlich mit Tanz. Andre Gestalten, in Bergen entrückt, treiben andere Kurzweil, um die Zeit bis zur Erlösung hinzubringen. Der Fleischhauergeselle aus Joachimsthal hat gesehen, wie die Ritter im Freudensteine Kegel schoben mit silbernen Kugeln. Er hat selbst mitgetan, hat zweimal alle neune getroffen, aber gerade vor dem dritten Wurfe schlug die Stadtuhr zwölfe. Da war alles weg. Wer weiß, was geschehen wäre, hätte der Bursche den dritten Wurf tun können! So brachte er nur die silberne Kugel mit nach Hause. — Die zwölf Ritter des Greifensteines sitzen an einer langen Tafel, speisen und trinken nach Herzenslust. Und was die Ritter des Valtenberges tun? Ein Holzhauer aus Langburkersdorf hat's gesehen, er ist in den Prunksaal tief im Valtenberge gekommen. Vor den sieben Rittern stand auf dem Tische ein Becher. Ein mit Goldstücken gefülltes Faß stand jedem zur Seite: „Nimm und wirf für mich!" sagte der erste Ritter. Der Holzhacker würfelte. Es fielen zwei Sechsen. Da war der alte Recke froh, schenkte dem Manne zwölf Tannenzapfen und verschwand. Nun mußte er für die übrigen sechs spielen, und immer warf er einen Pasch. Von jedem steckte er als Lohn zwölf Tannenzapfen in seinen Kittel. Als der Holzhacker am Morgen erwachte, glaubte er geträumt zu haben. Aber sein Mädchen vermochte den Kittel nicht zu erheben, der vom Nagel gefallen war, so schwer war er. Und Vaters Stiefeln waren quietschnaß. Und dann sah das Kind die wunderschönen, goldglänzenden Tannenzapfen im Rocke. Nun kaufte der Holzhauer ein großes Bauerngut und hieß fortan „der reiche Zappenbauer".

Von solchen Rittern wissen auch die Bewohner des angrenzenden Sudetendeutschlands zu erzählen. Hat mal ein Mädchen seinem Vater Essen aufs Feld getragen und hat dann heimzu am Georgsberge Rand(Erd-)beeren gesucht. Es war um den hohen Mittag. Beim Suchen kam es weit auf den Berg hinauf, und weil es durstig war, ging es zur Quelle, die es von früher her dort wußte. Aber statt Quellwasser fand es nur eine Pfütze. Da glaubte sich das Mädchen verirrt, und wie es sich umsieht, sitzt ein altes Weib im Gesträuch und flickt. Das fragt: „Was suchst du denn, Mädli?" Das Kind erschrickt: „Ich hab Essen getragen und will jetzt da trinken, aber es läuft nur eine Pfütze." „Trink du nur," sagte die Alte, „das Wasser ist gut." Sie schöpfte dem Kinde, und wirklich war es gutes

Wasser. Erzählte dann: „Du weißt es wohl nicht? Jetzt sind doch die Pferde draußen auf der Wiese und nicht im Stall, da kommt hier reines Wasser raus." „Wo ist denn die Wiese?" „Ach, hier im Berge drin ist doch ein großer König und mit ihm viele tausend Mann und viele tausend Pferde. Und wenn die Zeit wird um sein, dann geht der Berg von selber auf, und der König kommt heraus mit allen seinen Leuten, und das ganze Land ist sein!"

Auch im Spitzenberge bei Brüx sitzen verwunschene Ritter. Wie sie hingekommen sind? Es war im Zischka-Kriege, da wurde eine Reiterschar verjagt und am Spitzenberge verschwand sie. Einst suchte ein Mädchen am Berge Beeren. Da erblickte sie auf einmal einen kleinen Graben. Der sah aus wie eine Rinne aus einem Stalle, und das Wasser, das darin floß, roch scharf wie Pferdejauche. Neugierig stellte das Mädchen das Körbel hin und ging dem Rinnsel nach. Plötzlich stand es vor einer offenen Türe, aus der helles Licht strahlte. Und in dem großen Raume liefen Soldaten hin und her und fütterten die Pferde. „Was willst du hier, Mädchen?" fragte einer. „Ich war Beeren suchen und bin hierher gekommen." Da bückte sich der Reitersmann, raffte etwas vom Fußboden auf, das war wie Pferdedreck: „Da, Kind, trag das der Mutter heim!" Schnell lief das Mädchen und erzählte alles, und in der Schürze war Gold. — Wenn in der Brüxer Gegend wieder einmal ein Krieg entstehen wird, kommen die Ritter aus dem Berge und schlagen den Feind. Dann wird der Berg dröhnen und wie feuerspeiend sein, und unfruchtbar wird das Land, das ihn umgibt.

Zur Strafe entrückt

Von all den erzählten Gestalten wissen wir nicht, warum sie in die Tiefe entrückt wurden. Manche aber büßen dort ihre Taten ab. Sie sitzen dann gewöhnlich nicht im ehrfurchtgebietenden Schweigen da oder bei Spiel und Kurzweil, sondern ihre Arbeit wird ihnen in ihrer ewigen Gleichförmigkeit zur Qual.

Vor dem Glaubitzer Busche in der Nähe Großenhains lag vorzeiten ein großer See. An seinem Ufer lag das Grafenschloß. Dort wohnte ein alter Graf mit seiner Tochter. Dem Grafen war in jungen Jahren die Frau gestorben, und seit der Zeit ließ er sich aus Gram den Bart nimmer scheren. Jeden Tag mußte ihm die Tochter den Bart mit einem goldenen Kamme kämmen. Das machte ihr wenig Freude. Einmal wird sie ungeduldig und zaust beim Kämmen den Vater. Den packt die Wut, er nimmt den Jagdspieß und sticht die Tochter nieder. Da erhob sich ein Sausen und Brausen in der Luft, die Mauern bebten und wankten, und das Schloß sank mit Donnerkrachen hinunter auf den Grund des Sees und noch tief

in die Erde hinein. Das Wasser strömte nach, und es blieb nur soviel übrig, wie heute noch zu sehen ist. Nun sitzt der alte Graf in der Tiefe mit seinem langen, langen Barte, den Mordspieß in der Rechten. Nun steigt die Grafentochter alle hundert Jahre empor und sucht einen, der in der Mordnacht geboren ist und ein Sonntagskind und lösen will. Ein Nünchritzer ist mitgegangen, aber er hat sich umgeguckt. Und das war sein Glück. Denn der Weg geht durch dunkle Schluchten, in denen es von giftigem Gewürm wimmelt. Schlangen ringeln sich der Jungfrau um den Hals und zischen dem Erlöser entgegen. Und in der weiten Höhle muß er dem Alten mit dem goldenen Kamme den Bart kämmen, bis jedes Härchen einzeln herabhängt. Dann ist der Bann gebrochen. Das Schloß steigt in die Höhe, die Fluten quellen empor und erfüllen wieder die alten Ufer.

In der Teufelswand bei Eibenstock sitzen zehn Bösewichter, die in Zeiten der Not alle guten und gangbaren Münzen aufkauften, sie in fremden Ländern gegen schlechte umtauschten und das schlechte Zeug zu Hause unter die Leute brachten. Nun hocken sie totenbleich in einem Gewölbe und zählen feuriges Geld.

Verbannt und verzaubert sind auch die Tuchweber im alten Nonnenkloster zu Großenhain. Ihre Handwebstühle waren in dem Saale mit den großen Fenstern aufgestellt, im alten Betsaale. Aber als die Weberei längst eingestellt war, hörten die Leute Nacht für Nacht das Geklapper der Stühle. Und ein Dienstmädchen hat mal in den Saal geguckt. Da saßen an den Stühlen Ziegenböcke mit langen Barten, mit grünen Augen, mit langen Hörnern. Sie zogen mit den Vorderpfoten die Schützen, sie traten mit den Hinterpfoten, daß die Lade klappernd an das Gewebe schlug. Und da hatte ein Weber die Späherin gesehen. „'s guckt", sagte er. Da gab es einen Krach, und mit einem Schlage war alles verschwunden. Das Mädchen, ach, war das erschrocken. Und es wurde blind.

Und noch von einem Lausitzer Weber will ich erzählen. Der war auf die paar Wirkepfennige so erpicht, daß er immer wirkte, es mochte Sonntag sein, es mochte Feiertag sein. Ja, auch während der Kirche ließ er den Webstuhl nicht zur Ruhe kommen. Immer ging es im Weberhäus'l: Du Schind'r, du Rack'r, leefst ib'r menn Ack'r. Dafür wurde er verwünscht. Nun kann er in einem Felsen des Hochsteins bei Obercunewalde bis in die Ewigkeit wirken. Immer klingt das Lied des Webstuhls aus der Tiefe herauf: Wum — sa — sa, wum — sa — sa...

Historische Zeittafel

		Karl der Große 768—814
	Die Burg Meißen gegründet 928	Heinrich I. 919—936
	Markgraf Gero 965 † Die Bistümer Zeitz, Merseburg, Meißen 968 gegründet	Otto I. 936—973
	Die Kämpfe mit Boleslav Chrobry von Polen um die Marken 1004—1031.	Heinrich II. 1002—1014
Heinrich I., 1089—1103	der erste Markgraf aus dem Hause Wettin.	Heinrich IV. 1056—1106
Heinrich II. 1103—1123	Bischof Benno von Meißen 1107 †	Heinrich V. 1106—1125
Konrad der Große 1123—1156	Wiprecht von Groitzsch 1124 †	Konrad III. 1138—1152
Otto der Reiche 1156—1190	Freiberg gegründet um 1180	Friedrich Barbarossa 1152—1190
Albrecht der Stolze 1190—1195		Heinrich VI. 1190—1197
Dietrich der Bedrängte 1197—1221	Leipzig eingenommen 1217	Philipp von Schwaben 1198—1208 Otto IV. 1198—1215
Heinrich der Erlauchte 1221—1288	Thüringischer Erbfolgekrieg 1256—1264. Albrecht der Entartete erhält Thüringen, Dietrich das Osterland mit Landsberg	Friedrich II. 1215—1250 Rudolf v. Habsburg 1273—1291
Diezmann 1307 †	Friedrich der Gebissene nimmt die Wartburg ein 1306	Adolf von Nassau 1291—1298
Friedrich der Gebissene 1325 †	Schlacht bei Lucka 1307	Albrecht I. 1298—1308 Heinrich VII. 1308—1313
Friedrich der Ernsthafte 1324—1349		
Friedrich der Strenge 1349—1381.		Karl IV. 1347—1378
Friedrich der Streitbare 1381—1428	wird zuerst Kurfürst 1423 Hussitenkrieg 1419—1436	Sigismund 1410—1437
Kurfürst Friedrich der Sanftmütige 1428—1464	Bruderkrieg 1446—1451	Friedrich III. 1440—1493
Landgraf Wilhelm III. 1428—1482	Prinzenraub 1455	
Ernst und Albrecht (der Beherzte) regieren gemeinsam 1464—1485	Einnahme von Plauen 1466. Albrecht der Beherzte pilgert ins heilige Land 1476.	

Teilung in eine ernestinische und albertinische Linie des Hauses Wettin 1485

Kurfürst Friedrich der Weise 1486—1525	Disputation Luthers mit Eck zu Leipzig 1519	Maximilian I. 1493—1519
Johann Friedrich der Großmütige 1532—1547	Schlacht bei Mühlberg 1547	Karl V. 1519—1556

Die Kurwürde geht 1547 an Moritz (1541—1553) über

Anmerkungen und Nachweise

Das vorliegende Sagenbuch kann nach Alfred Meiches grundlegendem Werke nur dadurch seine Berechtigung erweisen, daß es erneut zu den Quellen hinabstieg, daß es zum andern sich bemühte, die in steifen Sprachformen erstarrten Sagen zu neuem Leben zu erwecken. Zudem sind in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Sagenveröffentlichungen erschienen, die zerstreut und schwer zugänglich nicht die Wirksamkeit besaßen, die sie verdienten.

Mein Bestreben war es, in diesem Bande eine Auswahl wertvollen und bezeichnenden obersächsischen Sagengutes zu geben. Um dies zu erreichen, habe ich manche unveröffentlichte Sage zurückgestellt, die ich aus Quellen oder aus dem Volksmunde sammelte, oder die mir mitgeteilt wurde. Habe ich doch allein in der Lausitz (mit Einschluß des preußischen Teiles) bis heute an die 300 Sagen und sagenhafte Erzählungen aus dem Volksmunde aufgezeichnet. Herr Konrad Pech-Lomnitz stellte mir seine handschriftliche Sammlung mit 110 Nummern aus der Westlausitz zur Verfügung, Herr Ludwig Steglich-Priestewitz machte mir den Nachlaß seines im Kriege gefallenen Schwiegersohnes, des Herrn Fritz Bielig, zugänglich, Herr Schlegel-Trautzschen gestattete mir Einsicht in sein heimatkundliches Sammelbuch, das etwa 30 Sagen enthielt, Herr Wilhelm Hoffmann-Priedlanz teilte mir etwa 30 Sagen mit, Herr Arno Vetter-Coswig gestattete mir Einsicht in seine Sagensammlung, die etwa 40 Nummern umfaßte. Noch manch andere schickten mir eine oder mehrere Sagen zu. Allen Einsendern danke ich aufs herzlichste.

Zu Dank bin ich weiter verpflichtet den Herren Verfassern, Herausgebern und Verlegern, die mir die Benutzung ihrer Arbeiten gestatteten. Herr Professor Dr. Karell, Melnik, las die Korrekturen mit.

Die Stadtbibliothek Leipzig erlaubte mir die Benutzung der Sittenchronik des Christian Lehmann, die Landesbibliothek Dresden die Durchsicht und Verwertung der Handschriften des Albinus. Die letztgenannte Bibliothek stellte mir neben der Stadtbibliothek Bautzen alle gewünschten Bücher in liebenswürdiger Weise zur Verfügung. —

Häufiger angeführte Werke wurden in Abkürzung gegeben. Auf gesamtdeutschen Nachweis einer Sage wurde verzichtet. Der „Deutsche Sagenschatz" macht es jedem leicht, sich über die Ausprägung einer Sage in anderen Landschaften zu unterrichten. Nur gelegentlich wurde auf Nachbargebiete verwiesen. Alle übrige Literatur ist in den Nachweisen und Anmerkungen an einschlägiger Stelle gegeben.

Handschriften

Albinus, mit Bezeichnung der Hdschr. = Albinus, Die Chroniken obersächsischer Städte. Hdsch. d 25 Pirna, d 48 Schneeberg, d 51 Collectanea, d 52 Dresden, Q 133 Dresden, Freiberg, Wittenberg, Zwickau, Q 127 Chemnitz, Eilenburg, Pirna, Bischofswerda. Alle Hdschr. liegen auf der Landesbibliothek Dresden.

Lehmann, Sittenchronik = Lehmann, Sittenchronik des Erzgebirges. Hdschr. der Stadtbibliothek Leipzig.

Sagenbücher

Bechstein, Deutsches Sagenbuch (Leipzig 1853).

Eisel = Eisel, Sagenbuch des Vogtlandes (Gera 1871).



Endt = Endt, Sagen und Schwänke aus dem Erzgebirge. Beitrag X zur deutsch-böhmischen Volkskunde (Prag 1896 ff.).
Gießler = Gießler, Sächsische Volkssagen (Stolpen o. J.).
Gräße = Gräße, Sagenbuch Sachsens, 2. Aufl. (Dresden 1874).
Gräße Preußen = Gräße, Sagenbuch d. preußischen Staates I., II (Glogau 1868).
Gräve = Gräve, Volkssagen der Lausitz (Bautzen 1839).
Grohmann, Sagen = Grohmann, Sagen aus Böhmen u. Mähren (Prag 1863).
H. = Haupt, Sagenbuch der Lausitz I, II (Leipzig 1862. Nachträge von 1862).
Kern = Kern, Die Sagen des Leitmeritzer Gaus (Reichenberg 1922).
Klengel = Klengel, Sagenbuch des südöstlichen Erzgebirges (Altenberg 1922, als Mskr. gedruckt).
K. E. = Köhler, Sagenbuch des Erzgebirges (Schneeberg und Schwarzenberg 1886).
K. V. = Köhler, Volksbrauch, Aberglaube, Sagen und andere alte Überlieferungen im Vogtlande (Leipzig 1867).
M. = Meiche, Sagenbuch Sachsens (Leipzig 1903).
Pech, Westlausitz = Pech, Heimatsagen aus der Westlausitz (Ottendorf-Okrilla o. J.).
Schöne, Sagen des Zittauer Gebirges (Reichenau o. J.).
Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen (Halle 1846).
Wenisch = Wenisch, Sagen aus d. Joachimsthaler Bezirke (Joachimsthal 1882).
Ziehnert = Ziehnert, Sachsens Volkssagen I, II, III (Annaberg 1839).

Zeitschriften und anderes

AfsG. = (Neues) Archiv für sächsische Geschichte (Dresden 1862 ff.).
Bernhardt = Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig, Bd. III, S. 1—77 (Julius Bernhardt, Sagen aus der Leipziger Pflege).
Comotavia. (Komotau).
Erzgebirgszeitung (Komotau 1880 ff.).
ExCl. = Mitt. d. nordböhm. Exkursionsklubs, 1878 ff., seit 1918 Mitt. d. nordb. V. f. Heimatkunde und Wanderpflege.
Glück auf! Ztschr. d. Erzgebirgsvereins (Schwarzenberg 1881 ff.).
MVGDB. = Mitt. d. V. für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 1863 ff.
MVsV. = Mitt. d. V. für sächs. Volkskunde, 1897 ff.
N. Laus. Mag. = Neues Lausitzer Magazin (Görlitz 1824 ff.).
OHZ. = Oberlausitzer Heimatzeitung (Reichenau 1919 ff.).
Sächs. Heimat = Sächsische Heimat (Dresden 1918 ff.).
Sächs. Kur. Kab. = Sächsisches Kuriositäten Kabinett (Dresden 1729—1763).
Steglich, Gr. Tgbl. Heimat = Heimatbeilage des Großenhainer Tageblattes. Herausgeg. von der Ortsgruppe Großenhain d. V. f. sächs. Volksk. (Großenhain 1910 ff.). Hier hat Herr Ludwig Steglich-Priestewitz wertvolles Sagengut veröffentlicht.
Ztschr. f. Volksk. = Zeitschrift d. Ver. für Volkskunde (Weinhold, 1891 ff.).

Chronikalische Werke

Albinus, Landchr. oder Bergchr. = Albinus, Meißnische Land- u. Bergchronika (Dresden 1590).



Mencke = Mencke, Script. rer. Germ. praec. Sax. I, II, III (Leipzig 1728). Darnach wurden angeführt Chronicon Montis Sereni, Annales Vetero-Cellenses, Res Misnicae, Der Pirnsche Mönch und andere.

Preusker = Preusker, Blicke in die vaterländische Vorzeit I. II, III (Leipzig 1841—44).

Sarepta = Mathesius, Sarepta, Bergpostill in 16 Predigten, 2. Aufl. (Freiberg 1679).

Thietmar, K. = Thietmar, Chronicon, ed. Kurze.

Thietmar W. = Thietmar, Chronicon, ed. Wattenbach.

Vogel, Leipzigisches Geschichtsbuch (Leipzig 1714).

Die Geschichte und ihre Gestalten

Die Wiederbesiedlung des Ostens

Wendenkriege. Der Riese Einheer, urspr. Eisheere = schrecklicher Mann. Tob. Schmidt: Chronica Cygnea (Zwickau 1656) S. 20 u. 24, K. E. 470; vgl. Wehrhan, Deutsches Sagenbuch I 3. Roland, Lit. bei H II 11, 12; die Wenden nennen den Bautzner Roland den Dutschmann. Sie sagen, das Bild stelle einen wendischen Fürsten dar, der mit seinem Pferde über den großen Wasserkasten sprengte, der früher auf dem Markte stand, und zur Erinnerung an diese Tat habe man ihm das Denkmal gesetzt, H II 90. Poltzscher See: Thietmar K I 3; Sächs. Kur. Kab. 1744, Juli 1 Hälfte. Gero: H II 18, 19; Balbin. Miscel. R. B. II c. 19 S. 60; Großer, Lausitzische Merkwürdigkeiten, Leipzig-Bautzen 1714 S. 14 (hier auch weitere Literatur); N. Laus. Mag. 1823 S. 57; Markgraf Gero hatte eine Tochter. Die hieß Sieburg. Sie unternahm nach dem Tode ihres Gemahl eine Wallfahrt ins heilige Land. Und aus Sorge, es möchte sich der ägyptische Sultan in ihre Gestalt vergaffen, hat sie mit allem Fleiß ihr Angesichte ungestalt bemalt; Fabricius; Lit. bei Großer S. 15 Anm. x. Slavenaufstand: Thietmar K III 17. Die tapferen Weiber von Meißen: Albinus Landchronik S. 121. Wendenkönige als Kesselträger: H II 21; Göttinnen auf Fahnen: Thietmar W VII 47. Nachklänge der Kämpfe: Streitholz KV S. 576; Walenberg: Praßer, Chronik von Großröhrsdorf, 1869 S. 35; Störzner, Was die Heimat erzählt S. 234; Seidlitze: Sinapius, schlesische Kuriositäten I 880; Drohmberg: Gräve S. 71; weitere Nachklänge, vor allem auf wendischer Seite, in den wendischen Sagen, Jena 1925.

Das Kreuz wird aufgerichtet. Das Götzenbild zu Zadel: O. E. Schmidt im NASG. XXXII S. 350 ff. mit Bild; Götternamen: Thietmar K VI 23; Pirnscher Mönch Sp. 1525; Flins: ebendort Sp. 1510, 1574; H I 5; hier auch weitere Nachweise; Gustav Lücke hat in den Bautzner Geschichtsheften (1924) die Entwicklung der Flinssage gegeben. Erste Erwähnung in der Chroniken der Sassen, Mainz 1492; der weiße Flins in Schlesien: Peuckert, Schles. Sagen (Jena 1924); Zutibure: Thietmar K. VI 37; Albinus nennt den Zutibure einen Holzteufel; Zaubereiche; Iccander, sächs. Kernchronik XIII; Gräße I 368; Der Erdwall: Joh. Garcaeus, Meteorogica, c. 41 S. 425 Eisel 665. Deutscher Heidenglaube: Thietmar über die Wenden: Thietmar W VI 16, 18; eine Thietmar-Übersetzung von 1606 wurde im Text verwendet; Kometen: Thietmar K IV 10; Mißgeburten: Thietmar W IV 17; blutendes Brot: ders. VII 51. Thietmar und der Totenglaube: Thietmar

R I 11, 12, 13, 14; Traum: Thietmar W VIII 8. Ottos Gelübde: Philippi, Geschichte des Stiftes Naumburg und Zeitz; Krebs, Chronik von Zeitz; Eisel 826; Ulrivolsa: Thietmar R II 37. Wendischer Bettler: Mirac. Heinr. II, Script. IV S. 815ff. Arn: Thietmar R I 3; Übersetzung 1606, vgl. Anm. M 940; zum Gau Chutizi vgl. Rich. Becker, die Abgrenzung der Diözese Meißen durch Albis und Camenizi bei Thietmar, NASG. 38 S. 183ff.. Schmölln: Limmer, Geschichte des Pleißnerlandes; Kirchengallerie des Herzogtums Altenburg 1. Teil 1840; Schumann, Staats- und Zeitungslexikon von Sachsen, 1816—1828; Eisel 827. Bekehrungen: Bosau bei Zeitz; Limmer, Geschichte des Osterlandes; Krebs, Chronik von Zeitz; Eisel 823; Berchta: Pirnscher Mönch, Mencke II Sp. 1456; Taufstein bei Oberkrinitz: Kirchberger Chronik, E. J. Kandal, Kirchberg; R. E. 10; Eid: Thietmar W VII 18; zu Eid vgl. Lic. Dr. Bönhoff: Beiträge zur sächs. Kirchengesch. 1915, 28. Heft. Benno: De sancto Bennone, Mencke, Script. II Sp. 1874; Gewiß und approbierte Historia von S. Bennonis (München 1604); Leben und Wunderwerk des heiligen Bischofs . . . (München 1697); Albinus, Landchronik S. 126, 128; Heinricus zu Pirna: Hdschr. Albinus, Chr. Pirna; Flachs, Pirnaer Sagen (Pirna 1918); Heinricus zu Freiberg: Pirnscher Mönch, Mencke II, Sp. 1480; Egidius gründet Werdau: Göpfert, Geschichte des Pleißnergrundes, 1794; Eisel 828.

Wiprecht von Groitzsch. Annales Pegavienses, ed. Pertz, Mon. Germ. Script. XVI, 232—257; verdeutscht von R. Michel, Wiprecht von Groitzsch, Pegau 1899; Historia de vita et rebus Wiperti in den Script. rer Lus. 1719; Chronika von dem löbl. teuren Helden Graf Wiprechten zu Groitzsch (Eisleben 1584); Schöttgen, Historia des berühmten Helden Graf Wiprechts von Groitzsch (Regensburg 1749); Th. Flathe im ASG. III 82f.; H II 26—31; O. E. Schmidt, Kursächs. Streifzüge, Leipzig 1912, Bd. IV 7ff.; Rudolf v. Schwaben: Gesch. d. deutschen Vorzeit, Leipzig, Bd. 56, 70f.; Wehrhan, Deutsche Sagen (München 1919) S. 108; Wiprechts Schätze sollen an der Saale vergraben sein, H II 31; Pegau tritt noch einmal in der Wundersage hervor: Bischof Otto von Bamberg reiste nach Pommern, um das Volk zum christlichen Glauben zu bringen. Auf dem Heimwege weckte er zu Pegau einen Toten auf. Pirnscher Mönch, Mencke II Sp. 1590/91.

Die ersten Wettiner. Tymo: Annales Vetero-Cellenses, Mencke II Sp. 381/82; Der Rautenkranz: Laurentz Faust, Erkl. d. fürstl. Stammbaums . . (Dresden 1598) S. 22. Markgraf Konrad: Chronicon Montis Sereni, Mencke II 167f.; Albinus, Landchronik S. 128. Dedo: Annales Vetero-Cellenses, Mencke II Sp. 396, 398; und Großer, Lausitz. Merkwürdigkeiten (Leipzig und Bautzen 1714) S. 35; Konrad, Markgraf der Ostmark: Chronicon Montis Sereni, Mencke II Sp. 228; Annales Vetero-Cellenses, Mencke II Sp. 397. Dietrich: nach H II 32; die Annales Vetero-Cellences, Mencke II Sp. 393f. und das Chronicon Montis Sereni, Mencke II Sp. 195., stellen den Vorgang etwas abweichend dar. Die vorn gegebene Lesart bestätigt Laurentz Faust, Erklärung des fürstlichen Stammbaumes (Dresden 1598) S. 116; und Albinus, Landchronik S. 221. Dietrichs Sohn Konrad: Annales Vetero-Cellenses, Mencke II Sp. 394f.; zur Rechtfertigung des Bannspruchs: tantum enim item pestifer ludus in partibus nostris tunc inoleverat, ut infra unum annum sedecim milites referantur periise. Albrecht raubt den Schatz: Annales Vetero-Cellenses, Mencke II Sp. 391; Pirnscher Mönch, Mencke II Sp. 1537; Albrechts Tod: Chronicon Thuringiae des Joh. Rothe, Mencke II Sp. 1692. Dietrich der Bedrängte: Annales Vetero

Cellenses, Mencke II Sp. 400; Pirnscher Mönch, Mencke II Sp. 1539; Annales Vetero-Cellenses, Mencke II Sp. 402f. Turnier zu Nordhausen, Annales Vetero-Cellenses, Mencke II, 405; Albinus, Bergchronik S. 17 Albrecht der Entartete: Rothe bei Mencke II, 1743f.; Adami Ursini Chronic. Thuring., Mencke III, 1298; Pirnscher Mönch, Mencke II, 1448; die Sage hat in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ihre Ausschmückung erhalten, vgl. Brünnert, Sagenhaftes in der Geschichte (Erfurt 1893) S. 237; K. Wehrhahn. Die deutschen Sagen des Mittelalters (München 1920) III 2, S. 199; Adolf von Nassau: Rothe bei Mencke II Sp. 1753; Pirnscher Mönch, Mencke II Sp. 1503; Albinus, Meißn. Landchronik S. 256f. Friedrich der Gebissene: Fabricius, Origines Sax. 614; Pirnscher Mönch, Mencke II Sp. 1503; Großer, Lausitz. Merkwürdigkeiten S. 58; dort auch weitere Beiträge zu Meiches Anmerk. M. 952; Adolf vor Freiberg: Pirnscher Mönch, Mencke II Sp. 1559; Christ. Lehmann, Kriegschronik des Erzgebirges (Annaberg 1911) S. 6. Friedrich und der Hirt: Vita Friederici Admorsi, Mencke II Sp. 937; Friedrich und Haberberger: ebendort Sp. 937; K. E. 745 nach Moller, Theatrum Freibergense II S. 43; Friedrich läßt seine Tochter säugen: Rothe bei Mencke II S. 1767; Grimm, Deutsche Sagen 567; Lucka: Albinus, Meißn. Land- und Bergchronik S. 257; Gericht zu Mittelhausen: Rothe bei Mencke II Sp. 1774; Friedrich kriegt um die Dörfer: ebendort Sp. 1781; Friedrich und der Amtmann: ebendort Sp. 1781; Diezmanns Tod: Rothe bei Mencke II 1769; Vita Friederici Admorsi, ebendort Sp. 950; Großer, Lausitz. Merkwürdigkeiten S. 59 Anmerk. g; Friedrichs Tod: Rothe bei Mencke II Sp. 1784; Pirnscher Mönch, ebenda Sp. 1551; Friedrichs Seelenheil: Adami Ursini Chron. Thur., Mencke III Sp. 1310; Das Vogtland: Rothe bei Mencke II 1801; Pirnscher Mönch, ebenda Sp. 1541; Albinus, Meißn. Land- und Bergchronik S. 200; Res Misnicae, Mencke II Sp. 429. Der Bruderkrieg: W. Ziehnert, Sachsens Volkssagen III, S. 172; Wilhelms böhmische Söldner zu Oederan: Staberoh, Chron. d. Stadt Oederan 1847 S. 36; K. E. 749; Wilhelm und Friedrich versöhnen sich: Laurentz Faust, Erkl. d. fürstl. Stammbaumes (Dresden 1598) S. 171f.; Anekdoten aus der sächs. Gesch. (Leipzig 1792) I S. 5. Prinzenraub: hauptsächlich dem Albinus nacherzählt, Meißn. Landchronik; Bönhoff hat alle Lesarten des Prinzenraubliedes zusammengestellt im NASG. 38. Bd., S. 193.

Vom Bergbau. Vom Freibergischen Bergbau: Agricola, de vet. et nov. Metallis, I, S. 12; Pirnscher Mönch, Mencke II Sp. 1558f.; Albinus, Meißn. Bergchronik Dresden 1590, S. 10; Sarepta S. 65, 311; Fabricius: si Lipsiam possiderem eam Fribergi consumerem; Domkanzel zu Freiberg: Ziehnert, III, S. 292; Die Mordgrube: Albinus, Q. 133. Albinus beruft sich auf das Zeugnis eines Freibergischen Bürgers, Wilhelm Hirsvogel mit Namen. Hirsvogel hat auch gehört, die Historie sei in der Kirche zu Berthelsdorf (Bortelsdorf) gemalt gewesen. Die Mordgrube hat Hirsvogel im 1440. Jahr selbst besucht. Der Altenberger Zwitterstock: Albinus, Bergchronik S. 22; der Schneeberg wird fündig: Albinus, Bergchronik S. 28, 29. Annabergs Gründung: K. E. 357; Richter, Chr. d. Stadt Annaberg 1746, S. 11—13. Die Sage ist eine freischwebende Berglegende, die in Annaberg lokalisiert wurde. Der Traum unter dem Gnadenbilde: Ed. Wenisch in der Erzgebirgszeitung, II S. 2; K. E. 363; sicherlich haben im Erzgebirge viele Schatzsagen, in denen der Traum von Bedeutung ist, eine Umbiegung in Hinsicht auf Erzfunde erlitten. Auch die Sage vom Traum auf der

Brücke (Karlsbrücke in Prag), führt zur Entdeckung der Erzlager des Joachimsthals, vergl. Wenisch S. 5; die Kutte: K. E. 576; ähnlich vom Kuttenberg in B., vgl. illustr. Chr. v. Böhmen (Prag 1853) I S. 40. Ich glaube mit Recht annehmen zu können, daß die böhmische Sage die ältere ist. Sie wird bereits in der Sarepta (S. 61) erzählt; den sächsischen Kuttenberg dagegen erwähnt Mathesius nicht. Überhaupt ist dieser Bergprediger für die Ausbildung einiger Sagen nicht ohne Einfluß gewesen. Vor allem möchte ich auf die eben erzählte Gründungssage von Annaberg hinweisen. Der Zufall: K. E. 503, 504; Zinn- und Goldrute: illustr. Chr. v. Böhmen (Prag 1853) Bd. I; Arletzgrün: Sarepta S. 146; das Erz wächst: Sarepta 136, 137, 146, 891; Pferd entblößt ein Gilbe: K. E. 502, 503; Bärringen: Chronik der Stadt Platten auf dem Gemeindeamt zu Platten, Handschrift. Andere Anzeichen: Glockenklang kündet Anbruch: Engelschall, Beschreibung der Exulanten- und Bergstadt Johanngeorgenstadt (Leipzig 1723) S. 28; K. E. 354; Bergwitterung: Sarepta S. 375; Lehmann, hist. Schauplatz S. 430; K. E. 400; Molche: Albinus, Bergchronik S. 24; vergl. Zaunert, deutsche Natursagen, Jena 1921 S. 64; Prophezeiung des Peter Rosenkranz: Richter, umständl. Chr. d. freien Bergstadt Annaberg 1746, S. 6; K. E. 355; der dürre Merten: Comotavia IV S. 76; K. E. 369; Joh. Niavis: Sarepta S. 460; Ed. Wenisch in der Erzgebirgszeitung IV 2., 3. Heft; K. E. 356. Schätze zu Rochlitz: Albinus, Bergchr. S. 23; Mathesius in Sarepta; Goldsäule im Scheibenberg: Albinus, Bergchr. S. 23; Lehmann, Sittenchr. S. 406; Fichtelgebirg: Albinus, Bergchr. S. 88; Herzog Albrecht ißt am Silbertisch: Sarepta S. 66; Albinus, Bergchr. S. 47; Meltzer, Historia Schneebergensis; S. 672; K. E. 751. Das Leben in den Bergstädten: Pirnscher Mönch, Mencke II Sp. 1530; Fastnacht- und Aschermittwochlustbarkeit: Lehmann, Sittenchronik S. 405; vgl. K. E. 801; das Spiel vom wilden Mann wird bis in die neueste Zeit in Schluckenau ausgeübt, vgl. Ex. Cl. X, S. 60, 344; XIII S. 101; auch XX S. 289. Sommerspiel zu Annaberg: Lehmann, Sittenchronik 118; Ritterspiel der Bürger: Lehmann, Sittenchronik 405: Freiberger Streittag: K. E. 802; aus dem Bergreihen des Simon Rößler: Albinus, Bergchronik S. 47, Taboritenwort vom Kuttenberg: Albinus, Bergchronik. Der Berghert auf dem Müntzersberge: Lehmann, Sittenchronik S. 378; Barill: Sarepta S. 149, 566, 846. Die von Römer in Zwickau: Gräße II 612, nach einer handschriftl. Chronik der Stadt Grimma von Georg Crell, S. 9f.; M. 1221: Römers Gewölbe: Albinus, Bergchronik S. 36; über den Vorfahr derer von Römer vgl. Ziehnert, I S. 69 f. u. Gräße II 610; der Dechant zu Magdeburg: Albinus, Bergchronik, S. 29. Der Basler und Baslerin zu Joachimstahl: nach Wenisch S. 7; vgl. Sarepta S. 60. Die Herren von Theler: Merkels Erdbeschr. von Kursachsen 1804, S. 52; K. E. 718; Becker, der Plauische Grund 1749, S. 122; üppiges Leben in den Bergstädten: Meltzer, Historia Schneebergensis, S. 912 u. 920; Albinus, Bergchronik S. 64, K. E. 710; frevelhafte Worte am Wolfsberge: Meltzer, Hist. Schneeberg., S. 918; K. E. 408; Klinger und die Oswaldkirche bei Elterlein: Ziehnert III S. 91; Mutter Anna verdeckt die Anbrüche: Lehmann, Sittenchronik, S. 275; ein Hammerwerker muß fluchen: Lehmann, Sittenchronik, S. 356. Die Walen; mhd. Walch, ahd. Walh „Romane". Der Pirnsche Mönch noch nennt den Prediger Capistranus einen Walen (Mencke II Sp. 1518), Albinus nennt die Goldsucher bereits die Welschen (Bergchronik S. 125). Walenberichte: Gräße I 256, 359: K. E. 348; K. V. S. 639; Meiche, sächsische Schweiz 53; Neue Heimat 1919/20 Heft 7; als Essenkehrer:

Albinus, Bergchronik S. 88; im Bärensteiner Gemeindewalde: Klengel 91; am Borlasbache: K. E. 349; der Soldat kommt zu dem Venediger: Becker, der Plauische Grund S. 121; das goldene Lamm: Brandner, Lauenstein, seine Vorzeit 1845, S. 323 f.; K. E. 351; Venediger bei Elbogen: K. E. S. 305; zu den sog. Walenzeichen ist eine Nachricht Chr. Lehmanns (Hist. Schauplatz, Cap. 13, 14) bemerkenswert. Er erzählt, daß bei den Grenzregulierungen 1556 und 1677 die Grenzen mit allerley seltzamen Charakteren in die Grentz-Bäume eingeschnitten und roth oder schwartz angestrichen worden seien.

Die Zeit der Religionskriege. Die Hussiten. Zischka: Roch, neue laus.-schles.-böhm. Chron. Leipzig 1687, S. 17, 29. Hussiten vor Plauen: K. V. S. 637. Hussiten bei Wolkenstein: K. E. S. 657; Bechstein: Deutsches Sagenbuch S. 520; Gottleuba: Nach Ziehnert I S. 29. Peter Prischwitz: Gräve S. 188; H. II 86. Hussiten vor Kamenz: Laus. Mon. Schr. 1801 S. 185 f; H. II 161. Himmlische Hilfe: Carpzov, Analecta 1714 S. 212. Der heilige Michael in Bautzen: H. II 85; am Sonnenstein: Sächs. Kur. Kab. Mai 1744, 1. Hälfte; Hochzeit in Reinhardtswalde: F. B. Störzner, Reinhardtswalder Sagenbüchlein, Arnsdorf 1924 S. 8. Wilschdorfer Glocke: a. a. O. S. 1; Bärenwalde: K. E. 682. „Darnach worden vill stette ym dem lande zu meyssen von dennselbigenn Behem ausgebrannt und manne weib und kinder ermordet und dye kirchenn beraubet und dye glocken von den kirchthurnen genomen" (Res Misnicae, Mencke II Sp. 418); Christian Lehmann in seiner Kriegschronik: Viele Gemeinden haben ihre Glocken vor den Hussiten (den böhmischen Söldnern Herzog Wilhelms im Bruderkriege) in den Wäldern vergraben, deren teils die wilden Säue ausgewühlet, ehe sie wieder aufgehängt wurden. Darnach ist die Rede gegangen, als klängen die Glocken: Sau funden, Sau funden. Das sagt man von den Glocken zu Thum, Ehrenfriedersdorf, Satzung. (Kriegschronik, Annaberg 1911 S. 10, hrsg. von Bönhoff.)

Sektierertum — Reformation. Geißler: Albinus, O. 133, Blatt 8/10. Capistranus: Pirnscher Mönch, Mencke II, Sp. 1518. Die Waldenser: Heinrich Böhmer, NASG. 36. Bd. Johann Tetzel: Pirnscher Mönch, Mencke II; Albinus, Landchronik, S. 362, der Schwank findet sich in den Hauptzügen bereits um 1500 in Mailand, vgl. Ernst Kroker, NASG. 1919, 70. Bd. S. 154 f. In Sachsen lokalisiert bei Leipzig, in Brandenburg bei Jüterbog. Ziegenkäse zu Wickershain: Gräße I, 323; Luther und Eck: Karl Große, Geschichte der Stadt Leipzig II S. 31; Kobold im Ring: ebenda II S. 28. Luther und der Teufel: Pröhle, Deutsche Sagen S. 64; der reuige Student: Gräße Preußen I 454; auch der erste Geschichtsschreiber der Stadt Löbau, Christian Segnitz, erzählt die Geschichte in seinen Annalen. Der Dorfpfarrer: Missander, Deliciae histor, Dresden 1698, I S. 134; Gräße Preußen I 466; der Teufel in Torgau: Kurzgef. Chron. der Stadt Torgau des Benj. Bieler, Leipzig 1769 S. 12. Luthers Lehre in Bautzen: H. II 92; in Altenberg: sein Bild wird verbrannt: Pirnscher Mönch, Mencke II, Sp. 1529: die Bergleute bei Luther: Matthesius, Predigt über das Leben Lutheri, Nürnberg 1583 S. 196, M. 944. Die Römischen erzählen: Pirnscher Mönch, Mencke II, Sp. 1529; Wie tief Schmäherzählungen und Schmählieder im Volke sitzen, beweist folgender Spruch, der erst in neuester Zeit in Kottowitz in Böhmen aus dem Volksmunde gesammelt wurde:

Martin Luthern wommer schinden,
Wommer'n of eina Drummel binden,
Wommer Drummeln Tog und Nocht,
Doß'n's Harz an Laiba krocht. (ErCl. 17/281.)



M. Hausmann: Albinus, Q. 133, Blatt 30; Marienbild: Gräße, Preuen I, 469; Kapelle: Chronicon Torgaviae, Mencke II, Sp. 570. Georg und der Hofarzt: Benj. Bieler, kurzgef. Chron. Torgaus, Leipzig 1769, S. 17; Georg der Bärtige: Spalatinus de liberis Alberti Mencke II, Sp. 2138. Moritz: Aus der Rede des Camerarius; Vogel S. 197. Caspar Peucer: Carpzov, neueröffneter Ehrentempel 1716 S. 361 f. M. Cundius zu Borna: Sächs. Kur. Kab. 1743, Nov. 1. Hälfte. Der Teufel ist ein Calvinist: H. I 131 nach Frenzel hist. nat. III 1462, Hdschr.; David Steinbach auf Stolpen: Gerke, Hist. von Stolpen, S. 279; M. Wolfgang Raabe: K. E. 413. Der Calvinismus zu Leipzig: Gießler S. 252; K. Große, Geschichte der Stadt Leipzig 1842, II, S. 183.

Der Dreißigjährige Krieg. Schwedenschanzen usw.: auch in diesen Namengebungen liegt der bekannte Vorgang vor, daß ältere Erinnerungen von dem jeweils am stärksten wirkenden Erlebnis aufgesogen wurden. Der Schatz unter der Stundensäule: K. E. 287. Heiltümer: F. B. Störzner in der OHZ. 1923, Nr. 14; Eisel 766; K. V. S. 329. Die Leute flüchten: Sächs. Kur. Kab. 1743 S. 194; Glück auf (Januar 1909) S. 5; Die Hahnhäuser: mitget. v. Frl. Agathe Schumann, Grünhain. Der festgemachte Grünhainer Fleischer: Christ. Lehmann, Sittenchronik S. 430; vgl. M. 695. Der Fähnrich vom Scharfenberg: Ziehnert III S. 105; aus dem Volksmunde gesammelt und mitgeteilt von Herrn Arno Vetter, Coswig. Die Schweden vor Pegau: Ziehnert I S. 175; die Gräber am Breitenberge: mündl. aus Hainewalde; Sagen über die Kaiserlichen sind in auffallend geringer Zahl vorhanden, vgl. K. V. S. 567, M. 970.

Die Pest. Die Rumburger Pestsäule 1681 errichtet. Böhmisch-Leipa feiert den Pestsonntag am Feste Mariä Opferung. Wimmern von Pestkirchhöfen: M 135; K. E. 107. Pestanzeichen: Zum Kometenglauben vgl. Ztschr. f. Volksk. 27, 1. Heft, S. 14; Marienberg: Chr. Lehmann, Hist. Schauplatz, S. 962; K. E. 418; Meißen: Faust, Zeitbüchlein S. 82; in Bautzen: H. I 354 nach Frenzel, hist. nat. III S. 1545; in Bautzen kündet auch die wendische Wehklage die Pest an, vgl. wendische Sagen (Jena 1925); Pestmacher: Chr. Lehmann, Hist. Schauplatz, S. 987; J. Prätorius, der abenteuerliche Glückstopf, o. O. 1669, S. 509; vgl. K. V. S. 532; Wölkchen bei Kuttenberg: Kern, S. 26; Merschwitz: F. Bielig, Gr. Tgbl. Heimat, März 1921; Pest als Wölkchen kriecht in den Mantel eines Reiters, vgl. ErCl. XXII S. 41; Pest in Freiberg; Moller, Theatrum Freibergense II S. 311; K. E. 419. Die Turmpflegerstochter: Ziehnert I S. 253; H. II 295; Rettung in Eulowitz: Annalen der Stadt Bautzen unter dem Jahre 1523; H. II 295; Gräße II 745; Kind in Bautzen: Bautzner Nachrichten 1875. Pestheilungen: Dietrich Textor, die romantischen Sagen des Erzgebirges I S. 305; noch in einer Anzahl Ortschaften sind Pestwege als Flurbezeichnungen vorhanden; hier mußte die Ortschaft umgangen werden, oder Pestwachen sperrten sie ab; die Zeitheide bei Großhartmannsdorf: Märker, Chronik von Großhartmannsdorf, S 279; K. E. 655; Vögel als Pestkünder: M. 760. K. E. 418, H. I 354; weißer Rabe: Eisel 400; Westlausitz: mitget. von Herrn Pech; Klopfmännel: K. V. S. 497; Böhmisch-Kamnitz: ErCl. 4, S. 52.

Von mancherlei Herren. Melchior von Saalhausen: Fiedler, Müglische Gedächtnis-Säule (Leipzig 1709) S. 81 f. Die Junker zu Brambach: Rödiger, Sagenklänge S. 88. Der Graf von Schwarzburg: Chr. Lehmann, Sittenchronik S. 217. Das Pagenbett: Sächs. Kur. Kab. 1745 S. 22; Ziehnert II

S. 179. August der Starke: W. von Schulenburg, Wendische Volkssagen (Leipzig 1880) S. 42. Der bucklige Herr: mündl. aus Herwigsdorf. Kaiser Josef: Mitt. d. V. f. Heimatk. d. Jeschken- u. Isergaus; vgl. die Gestalt Friedrichs des Großen in den wendischen Sagen (Jena 1925); Geltsch: Kern, S 114; Raubgesellen: Hofmann, Das Meißner Hochland (Lohmen 1842) S. 476; Die Nasse ist eine Waldung in der Nähe von Oberau und Niederau b. Meißen; Falkenberg: Das Lied, ErCl. III S. 239, IV S. 125; Abwehr (Warnsdorf) 17. VII. 1881; ich habe im Vergleich durch behutsame Änderungen die vorliegende Form gewonnen; Raubschlösser: K. E. 732—738; R. E. 69; Herr Dr. Siegfried Sieber-Aue teilt mir freundlichst mit: Rachhals aus Lauter ist geschichtlich nachweisbar. Auf seinem Grundstücke wurde 1661 das erste Zinn gefunden. Von Mönchen: Willkomm, Sagen u. Märchen 1843, I S. 195; Faust, Gesch. u. Zeitbuch der Stadt Meißen (Dresden 1588) S. 25 unter 1505; Flachs, Pirnaer Sagen. Die Pfarrherren: Rödiger, Sagenklänge S. 70; K. E. 793 b. Hockewanzel: Geschichten vom Hockewanzel (Warnsdorf 1919) 22. Auflage, S. 15 (gekürzt); ErCl. IV S. 257, das Buch sei bestens empfohlen.

Aus Dörfern und Städten. Pirna-Bärne: Albinus, d. 25, Blatt 1; Pirnscher Mönch, Mencke II Sp. 1592. Zwickau-Zwicker: Pirnscher Mönch, Mencke II, 1540. Oschatz: M. 1026. Eilenburg: Gräße, Preußen I, 468; Schildbürger: vgl. Jeep, Hans Friedrich von Schönberg, der Verfasser des Schildbürgerbuches und des Grillenvertreibers (Wolfenbüttel 1890); O. E. Schmidt, Kursächs. Streifzüge I 111 f.; die Weißenberger: Ober- und Niederlausitzische Chronik (Görlitz 1843) H. II 271; H. II 272 Anm.; daß gerade Weißenberg in der Sage als Schilda gilt, ist nicht ohne Grund. 1625 kauften sich die Weißenberger von ihrem Junker Erasmus von Gersdorff gänzlich frei und los. Die Freikaufsurkunde bezeichnet die Bürger der Stadt als einfältige Leute. Denn während die Bürger der Sechsstädte sich seit Jahrhunderten jede Bildung der Zeit zu eigen gemacht hatten und in Wissenschaft und Kunst, in Gesetzeskunde und Politik sehr wohlerfahren waren, konnte, wie jene Urkunde ausdrücklich besagt, von sämtlichen Bürgern Weißenbergs keiner schreiben noch lesen (vgl. Dr. H. Knothe, Zur ältesten Geschichte der Stadt Weißenberg, AfſG., neue Folge Bd. 6); die Bürger der Sechsstädte werden sicherlich die Urheber der Weißenberger Schwankgeschichten sein. Auch die Hauptmannsgrüner Geschichten stehen in unmittelbarer Nähe der Schildbürgerstreiche. Aus dem Nachlaß Dr. Böhmes-Reichenbach sind in den MVfV. 1914, Heft II eine Anzahl mitgeteilt. Anscheinend haben direkte Entlehnungen aus dem Schildbürgerbuche stattgefunden. Die Ebelsbrunner: K. V. S. 627; derartige Spottlieder von Ortschaft zu Ortschaft gibt es in Sachsen in großer Anzahl. Es sind Schwänke in gereimter Form. Der Kirchturm zu Siebenlehn: sächs. Volksfreund 1880, S. 205; Leitmeritzer Mundart: Kern, S. 114; Böhmisch-Wiesenthal: K. E. 794; Pausa: Ztschr. f. Volksk. 30/32, S. 167; Bernstadt: mündl. aus der Lausitz, allgem. verbr. Wahrzeichen zu Leisnig: Bechstein, Deutsches Sagenbuch, S. 513; der Kurrendeschüler zu Geithain: Ziehnert II S. 123. Der Rabe zu Merseburg: Ziehnert, Preuß. Sagen I, S. 140; hlg. Kunigundis: Gräße, Preußen I 376; von Schleinitz: Laurentz Faust, Geschichts- u. Zeitbüchlein d. Stadt Meißen (Dresden 1588) S. 68. Der Kreuzstein zwischen Halbau und Obercunewalde: mündl. aus Rötzschau. Steinkreuz bei Reichenbach: mitget. von Herrn Arno Vetter, Coswig; zu den Steinkreuzen vgl. Kuhfahl, Die Steinkreuze in Sachsen, Mitteil. d. Landesver. sächs. Heimatschutz. Wolfsage: Chronik des Schulmeisters Wendler auf dem

Schlosse zu Crostau. Die Sage ordnet sich als Abart den bekannten Wolfsagen ein. **Kirchenbauten:** Krenkel, Blicke in die Vergangenheit der Stadt Adorf, S. 27; Richer, Chronik v. Chemnitz 1767, S. 169. **Allerlei Käuze:** Der Schenke zu Postwitz, H. II 227; der tolle Barthel, H. II 97; Freßkahle: Gr. Pr. 462; Cur. Sax. Sept. 1757, andere Hälfte; Hans Hirsch und sein Haus: Ziehnert, Nachtrag; K. E. 703; die lustige Schlittenfuhre: Chr. Lehmann, Sittenchronik, S. 406; der Freimaurer: MVfV. 1919 Heft 1; der gelehrte Bauer: K. V. S. 626; Gräße, 1. Aufl., 588; Pfarrer: Westlausitz, S. 45. Der ewige Jude: zu Eger, K. V. 569; zu Leipzig: Vogel, Ann. Lips. S. 582; im Schilbacher Walde: K. V. S. 568; zu Marienei: Julius Mosen, sämtl. Werke (Oldenburg 1863) Bd. 2, Anm. zum Ahasver.

Die letzten Kriege. Hunnenschanze bei Schkölen: Bernhardt S. 9. Franzosenhund in Trautzschen: mitget. von Herrn Schlegel. Herr Schlegel bemerkt dazu: Tatsächlich fand der jetzige Besitzer der Dörferei, als er einen Umbau einer Scheune vornahm, ein menschliches Skelett; Uniformknöpfe und ein paar echte silberne Sporen lagen dabei. Kriegskasse und Tartarengrab: mitget. von Herrn Schlegel, Trautzschen. Prophezeiung: vgl. Friedrich zur Bonsen: Die Völkerschlacht der Zukunft am Birkenbaume (Köln 1916). Die Himmelserscheinung: mitget. von Herrn Pech, Lomnitz. Der Siegeskranz: Glück auf (Febr. 1916) S. 27. Daß alle Arten ungewöhnlichen Wuchses als Hinweise auf Künftiges gedeutet werden, ist alter Glaube. Die Weidenrosen bei Hellendorf wurden 1759 als Friedenszeichen gedeutet. vgl. Cur. Sax. 1759.

Die Landschaft und ihr Wesen

Der Mensch und die Natur. Das Hähnel bei Weigsdorf: Preusker I S. 14: H. I 13. **Das bäuerliche Festjahr:** Carpzov: Neueröffneter Ehrentempel 1719, S. 269; H. II 93; Bautzner Nachrichten 1874, Nr. 11; Vogel, S. 71; Tenzel, monatl. Unterredungen S. 387: Pirnscher Mönch, Mencke II, Sp. 1576. Quelle am Hochstein: H. I 15. Freudensprünge der Sonne: Grohmann, MVGDB. 1864, S. 94. Schlag mit der Rute: K. V. S. 174. Maibaum: ebenda S. 176; in den wendischen Dörfern hat sich das Aufstellen des Maibaums von der Niederlausitz her wieder eingebürgert. Die Alraunwurzel: Gräve S. 72 N. Laus. Mag. 1886, S. 63. Prätorius, Glückstopf S. 57. Farnstaub macht unsichtbar: Dr. Pilk im sächs. Erzähler, 1893, Nr. 49; Farnsamen auch in der Westerlausitz bekannt. Zaubersame: Chr. Lehmann, Sittenchronik, S. 259; andre Wunderpflanzen: M. 814, Klengel 44, der Caspar Dulichius, ein Pfarrherr zu Kamenz, hatte eine Nuß, die ihn unsichtbar machte, H. I 225. Scheunebauen und letzte Frucht: Bernhardt, Leipz. Pfl., S. 18. Korn Jule: in Lockwitz b. Dresden so genannt nach Mitt. des Herrn Prof. Dr. Tögel; vgl. K. V. S. 480: Roggenmutter bei Saalfeld bringt Wechselbalg. Kornmännchen: Steglich Gr. Tgbl. Heimat, Mai 1914. Panselhahn: MVfV. 1916 S. 322. Dörschnitzer Tanzhügel: Preusker III S. 225. Sächs. Cur. Cabinett, 1744, Juni; lange Kiefern als Tanzplan: urkundlich aus Friedersdorf. **Lostage:** Hansgörgel: MVfV. 1908, Heft 10. Gesicht auf dem Kreuzwege: mitget. von Herrn Schlegel Trautzschen. **Mensch und Baum:** der junge Baum: mitget. von Herrn Ludwig Steglich, Priestewitz. Linde mit Zeichen: mitget. von Herrn Pech, Lomnitz. Die Ulme am Lockwitzbache: Herr Lindner-Coswig in der Festschrift zur Jubelfeier des Gewerbevereins Coswig, Sa. Die Scheite lachen: mitget. von Herrn Schlegel, Trautzschen; den Holunder grüßen: ErCl. 27, S. 295. **Heide und Moor:** Heidenweibchen bei Crottendorf:

K. E. 196. Mittagsweibchen: M. 462; Torfgespenst: Störzner, Reinhardtswalder Sagenbüchlein, Arnsdorf 1924 S. 16. Der Wald. Katzenhans: K. E. 68. Der Waldschütz: Grohmann, Sagen, S. 115. Hehmann bei Süßebach: K. V. S. 507; bei Graslitz und Sonnenberg: Grohmann, Sagen, S. 118; bei Platten: Wenisch S. 97; als Grenzfrevler: F. Bernau in den MVGDB. 1875 S. 388; als Gebannter: Endt, Sagen und Schwänke aus dem Erzgebirge, Reichenberg S. 193.

Riesen und Zwerge. Allgemeines: H. I 90; große Knochen: K. E. 236, 237, 238. Abdrücke: Gräße I. 457, M. 567; Flachs, Pirnaer Sagen, Selbstverlag, S. 39. Das Riesenbett bei Hainsberg: Becker der Plauische Grund S. 8. Auf dem Oderwitzer Spitzberge: Gräve S. 68; Wilisch: mitget. von Herrn Herklotz-Reinhardtsgrimma; auch bei Klengel, 100: der Wilisch zeigt neben säulenförmigem Basalt solchen in kugelig-schalenförmiger Verwitterung, In der Nassau: Preusker III S, 157. Die Erdtöpfe: Mathesius, Sarepta S. 776; Albinus, Bergchronik S. 178 f.; H. I 23, ausführlicher dargestellt in meinem Aufsatze: Die Erdtöpfe, OHZ. 1925, Heft 3. Aufenthalt der Zwerge: ErCl. VI, S. 196; ebenda S. 193; E. Stiller, Schlesische Monatshefte, 1925, H. 4, S. 267 kann ich betr. der Namendeutung für unsre Lausitzer Veensmännel nicht zustimmen: vgl. meinen Aufsatz Veensberg und Veenstein, eine Namendeutung. Bautzner Geschichtshefte III, 3 S. 122 f.; es sei noch erwähnt, daß in den Siedelungen am Veensberge, in Ostritz und Blumberg, die Lößkindel, die gelegentlich dort gefunden werden, Veensmännel genannt werden. Der Zwerg hilft: Pech, Westlausitz, S. 20; Seidemann, Eschdorf und Dittersbach, Dresden 1840, S. 50; H. I, 35; auch mündlich aus Blumberg; die gleiche Sage vom Stromberg H. I 33; heilkräftige Pflanze: Pech, Westlausitz, S. 62; K. E. 146. Zwerg schenkt: Hockauf. Heimatkunde Rumburg, Rumburg 1885 S. 218; in Bömisch-Kamnitz: ErCl. 36, S. 37; Die Wunderflasche: mitget. von Herrn Pech, Lomnitz; Drei goldene Brotchen zu Pomßen; MVSV. 1916, Heft 3. Zwergenfeste: Friedrich Bernau in der Comotovia, 1877, S. 77; K. E. 144; Pech, Westlausitz S. 49; Kegelschieben: N. Laus. Mag. 1876 S. 64; H. I 29; Kuchenbacken: K. E. 142 und 299; H. I 34. Macht begabt: Bernhardt, Leipziger Pflege; Festschrift zum Jubelfeste des Gewerbevereins Coswig/Sa.; Heilingszwerge K. E. S. 143. Wechselbalg: Preusker I S. 51. Bettler: ErCl. 19 S. 156. Mildenfurth: mitget. von Herrn Schlegel Trautzschen. Zwergentod: ErCl. 19 S. 256; H. I, 32; H. I, 30. Die Zwerge ziehen aus: Klengel, rund um den Geisingberg, Oktober 1923: K. E. 150; H. I 31; J. A. Taubmann, Märchen und Sagen, Reichenberg 1887 S. 25; H. I 35; ErCl. 6, S. 196; H. I 24; K. E. 137. Mitgeteilt von Herrn Pech, Lomnitz; Seidemann a. a. O. S. 50. Julian Schmidt S. 143; ErCl. 36, S. 37.

Schätze. Die Zwerge und ihre Schätze: H. I 35; auch mündl. aus Blumberg. H. I, 255; K. V. S. 558. Unerlöste Männlein: Fundgrube Hoheforst: Albinus, Bergchronik S. 25. Das Männel bei der Mittelmagd: mündl. aus Thiemendorf. Die Hoppenmüllerin: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, Juli 1913. Ilke oo: Bernhardt, Leipz. Pfl. S: 24; Der Schäfer und das Licht: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, Nov. 1913. Der Knecht in Trautzschen: mitget. von Herrn Schlegel, Trautzschen. Wollner im „alten Hause“: K. V. S. 553 f. Der Schüler zum Schneeberg: Chr. Lehmann, Sittenchronik S. 174; vgl. den Bericht aus Meltzer, Hist. Schneeberg bei K. E. 317. Andere Anzeichen; Burgwartsberg:

Becker, der Plauische Grund S. 111; Stromberge: H. I 253. Am Heinrichstein: Wenisch S. 93 f. Schatz wandert: vgl. Prätorius, Glückstopf S. 333; M 884. In der Räuberhöhle: Ziehnert II/225; Leinwandflecken am Braunsteine: Wenisch, S. 46; Die Fleckchen erinnern an die Wäsche, die weiße Fräulein an den Halden bleichen. Greifenstein: K. E. 285. Traum und Schatz. Grohmann, Sagen S. 296; K. E. 336; Brücke: Sächs. Kur. Cab. 1737, S. 331; K. E. 360; ErCl. 7, S. 229; Henckel, Historie der Stadt Bischofswerda 1713. Über diese Sagengruppe vgl. Zeitschrift f. Volkskunde 19, S. 286—298. Schatzgebet: MVGDB. 1886 S. 328; Der Berg ist aufgetan: Die Sage kann geradezu die Leitsage der Sudetenlandschaften genannt werden. Sie wird erzählt vom Ortelsberge (ErCl. 1 S. 129); von der Nolde (ebenda 2 S. 46); von Brüx (ebenda 8 S. 123); von Marienberg (ebenda 9 S. 125); vom Botzen (ebenda 10 S. 46); vom Porschen (ebenda 13 S. 310); vom Heinrichstein (ebenda 15 S. 316): vom Mühlstein (ebenda 24 S. 169); vom Kleisberg (ebenda 36 S. 39); vom Löbauer Berge (H. I 288); vom Rothstein (O. Schöne, Sagen des Rothsteins); vom Lilienstein (M. 893); vom Valtenberg (M. 903); vom Hohen Stein (K. E. 286); vom Tümpelstein bei Klösterle (ebenda 299); vom Niederlauterstein bei Zöblitz (ebenda 300); die Verbreitung der Sage in Schlesien vgl. Peuckert, schlesische Sagen, Jena 1924 S. 281; Die Schätze des Seeberges: K. E. 339, 289; Bedingungen der Hebung: Wenisch S. 41; zu Mutzschen: Prätorius, Glückstopf S. 66; Zickweg ErCl. 1, S. 302; bei der Rosenbergkapelle: ebenda 29 S. 256; schau dich nicht um: Kern S. 33; Ein weißer Fleck: Sorber, Sagenklänge aus dem Sachsenlande I S. 124; Die Johanneskapelle: Wenisch S. 39; Baruth: H. 235. Verbannte Schätze: Bernhardt, Leipz. Pfl. S. 26; zu Mutzschen: Prätorius, Glückstopf S. 63; Prödel: Bernhardt S. 26. Zwei Brüder und schwangeres Weib: Nachlaß Fritz Bielig; Weigsdorf: mitget. von Herrn Hoffmann, Priedlanz: Andre Bannformeln: Bernhardt, Leipz. Pfl. S. 26, 27. Hunde bewachen den Schatz: M. 62, 79; Kröte: K. E. 331; in der Lausitz heißt es: wo Kröten sitzen, liegt Geld. Spuk bei der Schatzhebung: F. B. Störzner, Reinhardtswalder Sagenbüchlein, Arnsdorf 1924. Der Grünhainer Apostel: mitget. von Herrn Pfarrer Friedrich, Grünhain. Schulmeister aus der Schletta: Chr. Lehmann, Sittenchronik, Hdschr. Leipzig S. 17 T. Rotkittelchen: mitget. von Herrn Pech, Lomnitz. Oybin: O. Schöne, Sagenbuch des Zittauer Gebirges, Reichenau o. J. S. 22; Am Ranzenschachte: Aberglaube im Erzgeb. vor 50 Jahren, Globenstein bei Rittersgrün 1891.

Der Berggeist

Berggeister erwähnt von Paulus Niavis: ... et de quibusdam loquuntur phantasmibus vim hominibus inferentibus quod minus mihi credibile est (Thesaurus eloquentiae). Georg Agricola in seiner Schrift von Metallen und Bergwerken unterscheidet am Schlusse seines Büchleins, als er von den unter der Erde lebenden Tieren spricht, gute und böse Berggeister. Der Berggeist zeigt Anbrüche: Textor, die romantischen Sagen des Erzgeb., I 225 f; K. E. 368; Engelschall, Beschr. d. Bergst. Johann Georgenstadt, 1723 S. 136. Die Kuttenberger Wichtlein: illustr. Chr. von Böhmen, Prag 1853, I, S. 442; Wolff, Mythol. d. Elfen, II S. 36. Joachimsthaler Mandel: Prätorius, Glückstopf, 1669, S. 52. Berggeist verbricht: Endt S. 180; Wenisch S. 84. Berggeist will Lohn: Wenisch S. I. Ziehnert III, S. 170. Vgl. den Bericht der illustr. Chr. v. Böhmen, Prag 1853, I S. 442, über das Beschenken der Bergmännel in Idria. Der Berg-

fünge macht das Bergmannnel: Lehmann, Sittenchronik, S. 352. Der schlimme Berggeist: Lehmann, Sittenchronik 336. R. E. 157, 158. Meltzer, Hist. Schneeb. S. 1019; R. E. 132. Endt S. 185. R. E. 153. 155. In Roßgestalt: R. E. 159; Lehmann, Sittenchronik, S. 406; aus dieser Quelle der Zusatz von Kreuz und Marienbild.

Der wilde Jäger

Namensformen: Wildenheer: Albinus Landchronik S. 153; Leipziger Pflege: Das Wiedenheer (Wodansheer); Vogtland: wilder Jäger, wilde Jagd; Erzgebirge: wildes Heer, wütendes Heer; Nordböhmen: Bern Dietrich, Bann Dietrich, Bana Dietrich, Pern Dietrich, Nachtjäger, wilder Jäger; Lausitz: Nachtjäger, wilder Jäger, Schömbrich (um Görlitz, bezeichnet wohl einen Herrn von Schönberg), eiserner Polenz (um Hoyerswerda und Senftenberg), Blauhütel (Eigenscher Kreis), Heidut (Pulsnitz), Bern Dietrich, Bann Dietrich, Pan Dietrich. Die letzte Namensform wird als deutsche Form des wendischen panje = Herr aufgefaßt, ebenso wie der entsprechende nordböhmische Name als deutsche Form des tschechischen pane = Herr. Den Slaven ist aber dieser Sagenkreis anscheinend ursprünglich nicht bekannt gewesen, sie übernahmen ihn von den Deutschen. Es müßte also eine rückläufige Beeinflussung einer ursprünglich deutschen Sage von Seiten der slavischen angenommen werden. Jedenfalls birgt dieser Sagenkreis in der Lausitz und in Nordböhmen fesselnde sagenkundliche Probleme in sich, denen an anderer Stelle näher getreten werden soll. — Heute sind die Sagen vom wilden Jäger in allen Landschaften unseres Gebietes selten geworden. Am lebendigsten ist sie noch in der Lausitz und im anschließenden Nordböhmen. Mit dieser reicheren Entwicklung mag auch die Sonderstellung in Bezug auf die Namengebung im Zusammenhange stehn. Der Nachtjäger allein: ErCl. 11 S. 286; O. Schöne, Oybinsagen, Reichenau o. O. S. 17; R. E. 13; ErCl. 11, S. 286. Bei den Beschreibungen des wilden Jägers wird sein Hut häufig erwähnt, er wird also als wichtiges Stück seiner Ausrüstung empfunden. Seine Hunde: N. Laus. Mag. 1838, S. 385; ErCl. 25, S. 383; MVGDB 1864, S. 17f. Sein Weg: Eisel 317; O. Schöne, Sagen des Kottmars, Reichenau; Gelenauer Weidicht: mitget. von Herrn Pech, Lomnitz; Leipziger Pflege: Bernhardt, Leipz. Pfl. S. 17. Jagdzug: H. I, 135; Pech, Westlausitz S. 6; R. E. 13; Kötzschau: mündlich von dort; Otticha: Eisel 294. Bei Wilthen und am Hohwalde: H. I, 138; N. Laus. Mag. 1886, S. 73; Pilk, Der Valtenberg und seine Sagen; Der sächsische Schriftsteller: aus Chr. Frommanns Tractatus de Fascinatione angeführt nach Scheibles Kloster XI, S. 32. Andere Erscheinungsformen: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, Juni 1910; Weigsdorf: mitget. von Herrn Hoffmann, Priedlanz; Großschweidnitz: mündl. von dort; Seidemann: Eschdorf und Dittersbach, Dresden 1840, S. 51; Westlausitz: Pech Westlausitz S. 6. N. wirft zu: Klengel S. 63 R. V. S. 509; Weigsdorf: mitget. von Herrn Hoffmann, Priedlanz; Bernhardt, Leipz. Pflege S. 17; Störzner, Was die Heimat erzählt, S. 66. Mitt. d. nordb. V. f. Heimatforsch. u. Wanderpflege 1921, S. 81 (früher ErCl.). Du triffst den wilden Jäger: ErCl. 11, S. 286; Gelenauer Weidicht: mitget. von Herrn Pech, Lomnitz; Gräve S. 109; Eisel 307; H. I, 143; im Luisenholze: Nachlaß Fritz Bielig. Der Sage liegt anscheinend ein Unglücksfall des Jahres 1842 zu Grunde. Wer ist der wilde Jäger: H. I, 136; Gräve S. 54; H. I, 138; Paul Joh. Flechtner: Wilthener Heimatbuch, Wilthen 1922; Heidut; Gräve S. 120; H. I, 140; wendische Sagen, Jena 1925; ähnlich wie vom Heidut wird vom

Bana Dietrich bei Warnsdorf erzählt; Reichbrod von Schrenkendorf: M. 544; der wilde Klauß: F. G. Buchheim, aus Waldheims Vergangenheit, 1890; Karlsfeld: K. E. 15. Frau Holle: Im Erzgebirge Frau Holda genannt. Ihr Auftreten bis östlich der Elbe (Albersdorf) belegt. Wenn dort in irgend einem Hause in der hehren Zeit, den Zwölfnächten, nicht abgesponnen ist, wischt sie sich mit dem Flachs den Hintern ab. Bei Eilenburg und Wurzen die More genannt, auch der Alp wird so bezeichnet, vgl. Grohmann: MVGDB 1864, S. 17f. Die Berichte aus der Leipziger Gegend hat Jul. Bernhardt, Leipz. Pflege S. 19f. gegeben. Im übrigen Obersachsen nicht bekannt. Die Namen More und Buckmarte sind slavisch. Niederwendisch = Mórawa. Die Mórawa (oberwend. khodota, in dieser Bezeichnung mit dem Begriff Hexe zusammenfallend) ist der Druckgeist. Die Buckmarte kann auch als Aufhocker auftreten. Die übrigen Züge der deutschen Gestalt der Frau Hulle finden sich bei den Wendischen Wurlawy (Verunreinigung des Flachses) und bei der Mittagsfrau (Halmopfer) wieder.

Die Buschweibel

Aussehen: H. I, 37: K. E. 183, 187, 180. Buschweibel schenken: H. I, 38; vgl. K. V. S. 457; ErCl. II, S. 69; K. E. 179; Bunte Bilder aus dem Sachsenlande I, S. 270; H. I, 40; ErCl. 31, S. 299. Buschweibel im Dorfe: Bunte Bilder aus dem Sachsenlande I, 271; Graslitz; K. E. 183; Ziehnert III, S. 181; Ebersdorf: mündl. aus Wohla; H. I, 37; Astberg: mitget. von Herrn Hoffmann, Priedlanz. Künden Zukunft: K. E. 181, 177. Buschweibel werden verfolgt: Bilder aus dem Sachsenlande, I, S. 271; ganz ähnlich Pech, Westlausitz S. 8; K. V. S. 458, S. 456. Bei Oelsnitz: Bunte Billder, I, S. 273; K. V. S. 454; vgl. M. 453. Der läuft wie der Teufel . . .: K. E. S. 105; Ziehen fort: K. E. 175; Grohmann, Aberglaube und Gebräuche I, S. 14; K. V. S. 454; MVGDB: 1866, S. 62.

Der Wassermann

Seine Gestalten: Anton Hockauf, Heimatkunde des Bez. Rumburg (Rumburg 1885); ErCl. 7, S. 239; H. I 47; Grohmann, Sagen, S. 162; Gräße II 708; I 455. Aus dem Leben des Wassermannes: Ziehnert III, S. 243; H. I 44; Prätorius, Neue Weltbeschreibung II, S. 92; Ziehnert III, S. 242. Guter Nachbar: Gräve S. 112; K. E. 20; Anton Hockauf, Heimatkunde d. Bez. Rumburg (Rumburg 1885). Wassermann und Bär: in der Ölmühle bei Frauendorf, H. I 49; in der Schiefermühle bei Bischofswerda: M. 496; in der Mühle zu Zschorna: Wolkenschiff, hrsg. von der Junglehrer-Arb.-Gem. Bautzen-Nord, Bogen 9; weitere Nachweise in den wendischen Sagen, Gesamtnachweis Ztschr. f. Volksk. 24, S. 33; in einer Ehrenfriedersdorfer Handschrift (um 1674) wird die Sage in der Katzenmühle lokalisiert: MVSV, 1911, Heft 12; Wassermann wird vom Mühlkater vertrieben, ErCl. 7, S. 240; Krikraz: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat (Okt. 1913); die drei Goldstücke: Prätorius, Neue Weltbeschreibung I, S. 109f. Wassermannskinder: Nachlaß Fritz Bielig; K. E. 210; Pech, Westlausitz, S. 24; Steglich, Gr. Tgbl. Heimat (Oktober 1913); vgl. M. 490: Dost, Origanum vulgare; Dorant, Achillea ptarmica; Bernhardt, Leipziger Pflege, S. 22; Störzner, was die Heimat erzählt, S. 56. Neckische Wasserleute spritzen an: mitgeteilt von Herrn Pech, Lomnitz; ErCl. 35, S. 194f.; ErCl. 7, S. 285; Chr. Lehmann, Sittenchronik, Hdsch. Leipzig, S. 406; K. E. 204. Die bösen Wasserleute:

Steglich, Gr. Tgbl. Heimat (Okt. 1913); H. I 53; Grohmann, Sagen, S. 162. Wasserfrau bringt Wechselbalg: Bernhardt, Leipziger Pflege; S 24; Prätorius, Glückstopf, S. 506; Aberglaube im Erzgeb. vor 50 Jahren (Globenstein 1891); MVsV. 1905, Heft 10; ErCl. 1, S. 94. Recht auf Menschenleben: Bernhardt, Leipziger Pflege, S. 69, 71; H. I 45; Ziehnert II, S. 59; Horst Henschel, Schwarzenberg, vermutet, daß mit der Pöhl die Mittweida gemeint ist, vgl. Beiträge zur Heimatkunde für Schwarzenberg, 2. Jahrg., Nr. 3/4; Kinderspiel in Reichenbach, wie der Nix Kinder fängt, bei K. V. S. 84; Bernhardt, Leipziger Pflege, S. 69. Streit unter den Wasserleuten: Kern, Sagen des Leitmeritzer Gaus; Chr. Lehmann, Hist. Schauplatz. S. 205; K. E. 202.

Lichter

Zwischen Weigsdorf und Dörfel: mitget. von Herrn Hoffmann, Priedlanz. Erscheinungsformen: K. E. 226; M. 352; Bernhardt, Leipziger Pflege; Irrlichterglaube in Nordböhmen; ErCl. 18, S. 311 f.; Der Seeler, mündl. aus Wittgendorf. Licht führt heim: K. V. S. 498; H. I 57; Quarkschnitte, mündl. aus Zittel. Der böse Irrwisch: Bernhardt, Leipziger Pflege, S. 65; Heger und Lienert, Ortskunde von Schmiedeberg i. B., S. 61; H. I 57. Das Licht und die Toten: Thietmar W. VI 31; Lehmann, Hist. Schauplatz, S. 421; K. E. 225; Gräße II 693; Obl. Linder in der Festschrift zur 25. Jubelfeier des Gewerbevereins Coswig, Sa. Der Feuerhusar: mündl. aus Friedersdorf, Reibersdorf, Reichenau usw.; am Kötzschauer Berge: mündl. aus Kötzschau; Taubmann, Märchen und Sagen aus Nordböhmen (Reichenberg 1887) S. 47; Gräve S. 167.

Otter, Kröte, Lindwurm, Basilisk

Otternkönig pfeift zusammen: mündl. aus Kötzschau. Riechen Brot: mündl. aus Kötzschau; auf dem Zoitzberge: Eisel 409; ErCl. 27, S. 295. Kronenraub: Gräße II 710; ErCl. 10, S. 192; weitere Nachweise: ErCl. 1 S. 133; 27, S. 68; Linke, Geschichte der Ronburg mit der ehemaligen Herrschaft Drum, S. 217. Die Macht der Schlangenkrone: Klengel 36; Ottern in Großharthau: Störzner, Was die Heimat erzählt, S. 186 und mündl. von dort; Neidberg, Über Berg und Tal II, S. 217. Hausnatter: Klengel 37; K. V. S. 71; ErCl. 3, S. 249; MVGDB. 12, S. 70; Eisel 415. Die Kröte: ErCl. 3, S. 249; MVGDB. 12, S. 70; dort suppt die Kröte wie die Schlange mit dem Kinde aus der Schüssel; Krötenstein: Gottlob Friedrich Mylius, Memorabilia Saxoniae subterreaneae (Leipzig 1720); Schatz: Richter, Sammlung verm. Nachr. zur sächs. Geschichte (Chemnitz 176) S. 127; ErCl. 36, S. 265. Haselwurm: H. I 81; Lindwurm: Gräße II 680; Zinck, Leipziger Sagen (Leipzig 1924); Beiträge zur Heimatkunde von Schwarzenberg, 1. Jahrg., Nr. 3; ErCl. 18, S. 324. Der Basilisk: Agricola, de animantibus subterraneis (1549 u. 1614) S. 68; Gräve S. 82; Jakob Horst: Von den wunderbarlichen Geheimnissen der Natur... (Leipzig 1588), VII. Buch, 3. Teil; vgl. Paul Benndorf in den MVsV.; dazu auch Ztschr. f. Volksk. 28, S. 41—56.

Leib und Seele. Der Teufel

Leib und Seele wandern

Die Seele als Mäusel: mündl. aus Großschweidnitz; die vogtländischen Mädchen, K. V. S. 368: Andreasabend zu Wittigenau; H. I 235; beim Liebeszauber am Andreasabende müssen sich die Mädchen nackend ausziehen; der Einnehmer

zu Wiesenthal: Flader, Wiesenthalisches Ehrengedächtnis (Waldenburg 1719) S. 108; Gräße I 500. **Alp in voller Körperlichkeit:** mündl. aus Großherwigsdorf u. Bernhardt S. 45; Bezeichnungen des Alpes in der Leipziger Pflege: Mure, Nachtmure, Morendrücker, Nachtmarie (Bernhardt S. 44); im Vogtlande Drude (K. V. S. 479); in der Lausitz Alp, Mähre, Nachtmännlein, Drutte. Ich habe auch gehört: Alpdrücker, Quetscher, ees, doas quetsch'n gieht; die Namen Mure, More (wohl auch Nachtmarie als volksethymologische Deutung) stehen in Beziehung zu niederwendisch Mórawa. Aus den Erzgebirgischen Überlieferungen liegen besondere Namen nicht vor. **Alp drückt als Mäusel:** Weigsdorf: mitget. von Herrn Wilhelm Hoffmann, Priedlanz; Bernhardt S. 45; Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, November 1913; Spinnerin in der Herwigsdorfer Spinnte: mündl. aus Herwigsdorf. **Alp drückt als Ding:** Bernhardt S. 44, 46. **Wer alpen geht:** Bernhardt S. 45, 46; Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, April 1916; in einem schlimmen Zeichen geboren: mündl. aus Großschweidnitz; Alpdrücker und Mondsüchtige gehören zusammen: mündl. aus Obercunnersdorf; vgl. Sommer, Sagen aus Sachsen und Thüringen, Nr. 40; ähnlich im Erzgeb.: die Alpdrücker handeln wie die Mondsüchigen, Klengel 25. A Hexl oder a Alpl: mündl. aus Kötzschau. **Schutzmittel:** Dreh die Hechel um: ein in der Lausitz verbreiteter Alpschwank; Beil: mündl. aus Weigsdorf; Quarkschnitte in Weigsdorf: mitgeteilt von Herrn Wilh. Hoffmann, Priedlanz; Alp im Erzgeb.: Klengel 25; Alp kommt borgen: Bernhardt 45; Klappmesser und Alpspruch: Bernhardt 47; aus Böhmen: Kern, S. 53. **Werwolf** bei Peucer u. Melanchthon: Otto Clemen, Ztschr. f. Volksk. 30—32, S. 128; Entstehung des Werwolfglaubens: Ztschr. f. Volksk. Bd. 19, S. 30f.

Der Teufel

Der Teufelsberg: Gräve S. 145; Schilderung der Herrlichkeit Luzifers: Faustbuch S. 30 (Neudruck Halle); **Riesische Taten:** H. I 96; Preusker I, S. 180; MVfV. 1909, Heft 1; Preusker III 20f.; Ziehnert III 81. Scheunenbau in Streumen: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, Sept. 1913; bei Mittweida: M. 594; Loch in der Scheune: Pech, Westlausitz S. 85. Teufelsmauer (Basaltdamm) vom Horkaberge nach Hirschberg: ErCl. I, S. 132; der Teufel pflügt: MVGDB. 1887, S. 403; das alte Friedländer Schloß steht auf einem 55 m hohen Basalthügel. Die Teufelsschmiede bei Spremberg: H. I 106. **Teufel als Unflat:** mitget. von Herrn Conrad Pech, Lomnitz. **Als Seelenfänger:** K. V. S. 507. Die Rothaarige zu Weigsdorf: mitget. von Herrn Wilhelm Hoffmann, Priedlanz. Das Motiv ist auch in dem mir vorliegenden Mskr. Pech für die Westlausitz zu belegen; vgl. auch M. 578. **Als Freier:** Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, August 1913; vgl. Pech, Westlausitz, S. 83; K. V. S. 505; MVfV. 1915, Heft X; Goldschmiedstochter als Teufelspferd: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat 1910; das Lied ist leider so zersungen, daß sich ein vollständiger Abdruck nicht empfiehlt. Auch in Sudetendeutschland ist die fränkische Zauberballade von des Schmieds Töchterlein bekannt. Zum Inhalte vgl. Mannhardt, Feld- und Baumkulte II, S. 95f.; Wolf, Deutsche Sagen Nr. 141; Scheibles Kloster IX, 102. **Teufelsberichte aus früherer Zeit:** Thietmar, W. S. 133; Albinus, Hdschr. Q 133, Blatt 3; vgl. Fassung M. 589; Ziehnert III, S. 239; der Frevler zu Kaaden: Chr. Lehmann, Sittenchr., Hdschr. Leipzig, S. 153; Komödie zu Prag: Koch, N. Lausitz.-Schles.-Böhm. Chron., S. 48. Teufel als Notar: Sarepta S. 65; Moller, Theatr Freib. Chron. II, S. 203; K. E. 244. Der Teufel beichtet: Hoffmann, histor. Be-

schreibung der Stadt Oschatz (Oschatz 1813) I, S. 105. Die Zechbrüder an der böhmischen Grenze: K. E. 245. Der Kreuzschüler: Gräße I 91. Der kursächsische Soldat: Vogel, S. 521; andere Flucher: M. 605, 610, 612. Im Altenburgischen: Eisel 556. Vom Teufel besessen: Dr. Flachs, Pirnaer Sagen, Selbstverlag, S. 25. Mädchen in Platten: hdschr. Chr. in Platten, Blatt 36, 37; K. E. 239. Diese Teufelsaustreibung in Platten ist in einer besonderen Schrift (1559) behandelt worden; eine ganz ähnliche Geschichte hat sich in allerjüngster Zeit in der Lausitz zugetragen; Sonnentau: N. Lauf. Mag. 1886, S. 75. Der falsche Teufel: Otto Clemen, Geschichten aus Zwickau bei Melanchthon, Alt-Zwickau, Beilage z. Zwick. Ztg. 1921, Nr. 4. Das Schwein: mitget. von Herrn Pech-Lomnitz Der geprellte Teufel: H. I 97. Westlausitz: Pech, S. 84. Schmied, Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, März 1921. Pflugrödel dient zum Abstoßen der Ackererde an der Pflugschar. Deese = Backdeese = Backtrog. Deesenscharre: umgebogenes Eisen zum Reinigen des Backtrogs.

Schwarzkünstler und Hexenvolk

Dr. Faust: Simrocks Volksbücher, Bd. 4; R. Petsch, Hallische Neudrucke 1911; die beste Ausgabe des Volksbuches von R. Benz, Jena 1924; Scheibles Kloster, Bd. 11; Tille, Faustsplitter, Weimar 1898; folgende Splitter wurden benutzt: 30c, 36, 46c, 149, 171, 251; zum Ritt aus Auerbachs Keller, vgl. Vogel, Ann. Lips., 1714. S. 111. Der falsche Friedrich: Pirnscher Mönch, Mencke II, Sp. 1509; zur Geschichte der falschen Friedriche, vgl. K. Wehrhan, Deutsche Sagen, München III, S. 162. Dietrich und Friedrich waren nicht die Söhne der Schwester, sondern der Tochter Friedrichs II. Der zauberkundige Knecht: Sächs. Kur. Kab 1743, Nov. 1. Hälfte. Der falsche Böhmerkönig: Albinus, Hdschr. a 25, Blatt 13, 14, Landsbibl. Dresden. Der schwarze Bruno: M. 654; Dr. Zinck, Leipziger Sagen, vgl. Ztschr. f. Volksk. 21, S. 278, der ins Glas gebannte Teufel. Der Wunderdoktor zu Permesgrün: Grohmann, Sagen S. 314; K. E. 276, vgl. dazu Rochholz, deutscher Glaube und Brauch, I, S. 121. Sybilsky (1677—1763): Gräve S. 88; H. I, 218, 220. Pumphut: Gräve S. 83; H. I, 220; Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 477 f.; M. 645, 646, 652, 666, 678; K. E. 220; in Böhmen: Anton Hockauf, Heimatkunde des Bezirkes Rumburg, Rumburg 1885, S. 209, 210; vgl. wendische Sagen, Jena 1925; Pumphut hat nach der Erzählung um die Mitte des 18. Jahrhunderts gelebt. Zu seinem Wesen scheint es zu gehören, stets Beziehungen mit hochgestellten Personen zu haben. Besonders in der Ucker- und Neumark ist er bekannt, vgl. V. Schwartz, Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg, Berlin 1895; Nr. 78, 79; nach Grimm wird Pumphut 1746 erwähnt. Die Ausbildung des Pumphut-Sagenkreises wird also während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vor sich gegangen sein. Die Anknüpfung an Wotan (z. B. Brunner, Ostdeutsche Volkskunde, Leipzig) erscheint mir zu gewagt und zu verfrüht. Hier muß erst eine umfassende Untersuchung einsetzen und das Verbreitungsgebiet der Pumphutsage genau festgelegt werden. Im Grunde seines Wesens ist Pumphut vermenschlichter Kobold. Der alte Gr.: Vor etwa 50 Jahren gestorben. Mitget. von Herrn Schlegel, Trautzschen. Kriesche Karl: ErCl., S. 13f.; S. 200f. Pater Hahn: (1750—1825) J. Endt: Sagen und Schwänke aus dem Erzgebirge. Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde, Heft X, Reichenberg. In diesem ausgebreiteten Sagenkreise vom Pater Hahn und Wunderdoktor Kölz können alle bekannteren Zaubermotive be-

legt werden. Freischützen: Der Wildschütz zu Abertham: Endt, IV. Schwänke aus Bärringen. 8; Der Weigsdorfer Freischütz: mitget. von Herrn Wilhelm Hoffmann, Priedlanz. Hexenvolk erkennen: K. V., S. 375; MVfV 1915, Heft 9. Wetterhexen zu Wittenberg: Res Misnicae, Mencke II, S. 422; Die Rederin: Glück auf, April 1917, H. 52 f.; die Rederin wurde 1529 im Verließ zu Schellenberg (so hieß früher Augustusburg) gemartert. Das Füttern des Windes ist auch den Sudetendeutschen bekannt. In Lobositz noch um 1900 von einer Frau geübt. Wenn der Wind heulte, sagte sie: „Die Melusina singt", und warf Mehl in die Luft. In Bärringen nennt man den Sturmwind Melusinens Klage um ihre Kinder. Dort schüttelt man am heiligen Abend das Tischtuch mit den Überresten in eine Staude, damit die Melusine etwas zu essen habe. Vgl. ExCl. 26, S. 322; Grohmann, Aberglaube S. 2: Reinsberg-Düringsfeld: Festkalender aus Böhmen, S. 579 f. Mädchen als Wetterhexe: Chr. Lehmann, Sittenchronik, Hdschr. Leipzig, S. 212; Wetterhorn des gelehrten Bauers: Neuer vogtländ. Anzeiger, Heimatbeilage Dezember 1924; Besen verbrennen: Bernhardt, Leipz. Pfl. Die Teufelsbuhlschaft: Hingst, Mitteilungen des Leisniger Geschichts- und Altertumsvereins, Heft 7; M. 631; Chladenius, Materialien zur Großenhainer Stadtchronik, 1788, Bd. II, S. 70. Melkzauber: Pech, Westlausitz S. 126; die Reifen des Butterfasses geschmiert: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, Nov. 1913; der Melkschemel: mitget. von Herrn Ludwig Steglich; milchende Axt: ExCl. 26, S. 340; Holzfäller milkt: mitget. von Herrn Konrad Pech, Lomnitz; der Brauursch: ExCl. II, S. 135; Gegenstände die man im Stalle fand: mündl. aus der Lausitz; Hexenbutter: Prätorius, Glückstropf, S. 257; Nesselspruch: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, April 1914; Kamm: mündl. aus der Gegend von Rumburg. Die Sprüche des weisen Mannes: Aus dem Nachlasse des im Kriege gefallenen Lehrers Fritz Bielig; Nagel: mündl. aus Herwigsdorf bei Löbau; Imnitz: Bernhardt, Leipz. Pfl. S. 40; Sack auf dem Kreuzwege schlagen: N. Laus. Mag. 1832, S. 88; H. I, 227; ähnlich mündl. aus Lausitzer Dörfern, doch mit dem Zusatze: an dem Sack muß der Schweiß der Kuh gewischt sein; Trautzschen: mitget. von Herrn Schlegel, Trautzschen; der gekränkte weise Mann: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, Mai 1913. Im Vogtlande heißt versprechen = pröpeln; K. V. S. 403; die Hexe zu Brambach: mitget. von Herrn Erich Stübiger, Brambach; Beschwörungsformel Westlausitz: Pech, S. 76; die Blumberger Kartenlegerin: mündl. aus Blumberg; Kleiesack in die Siede: mündl. aus Spittel. Hexenfahrt: K. E. 62; Bernhardt, Leipz. Pfl. S. 33; die Kaufhansin zum Scheibenberg: Chr. Lehmann, Sittenchronik, Hdschr. Leipzig, S. 265; eine Schale Därme: Pech, Westlausitz, S. 153, vgl. Köhler V. S. 572; ach Gott: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, April 1916; Hexen sehen von zu Hause das Fest: Sächs. Kur. Kab. 1748, Mai 2. Hälfte; Stall wird am Walpurgisabend gesichert: aus dem Nachlaß des im Kriege gefallenen Herrn Fritz Bielig; es ist 1861 in Neuseußlitz so gehandhabt worden. Gestalten: Kröte: Bernhardt, Leipz. Pflege S. 39; dreibeiniger Hase: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, Sept. 1913; Totengräber zu Geyer: K. E. 255; Zwirn Sabine: Pescheck, Geschichte von Zittau. II, S. 746, vgl. Grimm, Deutsche Myth. S. 607. Zum Bilmschnitter: Bernhardt, Leipz. Pfl. S. 47; K. E. 190; M. 375—377, Klengel 27, K. V. S. 373 f., Eisel 550; Spieß, Aberglaube, Sitte des sächs. Obererzgeb., Dresden 1862, S. 14; Namen: im Erzgeb. Getreideschnitter, im Vogtlande Binsen-, Bilsen-, Bilmen-, Bilverschnitter, in der Leipz. Pfl. Binselschneider oder Binsenschnitter, bei Großenhain Pilmschnitter. Fest-

machen: Speisen: Chr. Lehmann, Hist. Schauplatz S. 869; K. E. 269; kugelfest: K. E. 273; Gräße I, 362; Sebastiansberg: Grohmann, Sagen, S. 317; der Pascher: Kern, S. 42; auf dem Baume fest: mündlich aus Niedercunnnersdorf; Weizendieb: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, Juni 1913; Diebessegen ebenda, März 1914. Die Bannsprüche bewahren bis heute gelegentlich eine Kraft der Anschauung, die sie bis zum Range eines künstlerischen Gebildes erheben kann. Wiede = Weidenrute. Der festgemachte Wagen: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat Mai 1913. Schaden antun: Der Braubursch, mitget. von Herrn Pech, Lomnitz; der Hexenmeister G.: mündlich aus Friedersdorf bei Zittau; Kleidungsstück, Fußspur: mündlich von der lausitzisch-böhmischen Grenze bei Weigsdorf. Dieb wird erkannt: Erbsieb, Erbbuch usw.: mündlich aus der Ostlausitz; ähnlich K. V. S. 401; Gr. Tgbl. Heimat Juni 1913, vgl. Prätorius, Glückstopf S. 58; der Sacherveit: Chr. Lehmann, Sittenchronik, Hdschr. Leipzig, S. 175; Erdspiegel: Pech, Westlausitz, S. 150. Die sächsischen Grenzbewohner wenden sich gern an die klugen Leute jenseits der Grenze. Ihnen trauen sie mehr zu als den eigenen. Erdspiegel in der Großenhainer Gegend: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, Juni 1913; Mönch zu Kamenz H. I, 222. Höllenzwang: Gräße II, 615, M. 712; im Japanischen Palais: MVsV.; Hechte fangen: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, April 1913; Lichtenberg: Pech, Westlausitz, S. 100f.; der Bursche zu Werda: K. V. S. 537; in Bernsbach: K. E. 258; berufenes und unberufenes Lesen im Zauberbuche: M. 672; H. I, 223, Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, April 1913, Pech, Westlausitz S. 100; MVsV. 1910, Heft 4: Sammlung Vetter, Coswig, Hdschr.; meine Lausitzer Sammlung. Begräbnis des Pfarrers zu Großnaundorf: Pech, Westlausitz, S. 102; Obercunnersdorfer Hexe: mündl. aus Großschweidnitz. Das Bild des Freimaurers: MVsV. 1919, Heft 1, vgl. M. 718; Freimaurer Koppy: mitget. von Herrn Schlegel, Trautzschen, vergl. Eisel 276, 347, 357, 464, 533, 557, 675. Zigeuner; Feuersegen in Bautzen M. 735; in Reichenbach, Zwickau: K. V. S. 431; der Gutsherr: K. E. 280; vgl. M. 735; H. I, 245; K. V. S. 551; Klengel 46; Sperlinge gebannt: M. 732, K. E. 278; Klengel 47; Schöne, Oybinsagen S. 23; Grohmann, Aberglaube S. 73; Schloßteich zu Wachau: Pech, Westlausitz S. 27; vgl. M. 733; Fluch: M. 739; H. I, 245; Bernhardt, Leipz. Pfl. S. 33.

Kobold und Drache

Die Mark zeigt ähnliche Überlieferungen wie Westsachsen. Freudius: Prätorius, Glückstopf S. 183; Kobold: Der grüne Peter: H. I, 56; Gräve S. 197. Das Grünkäppel: J. A. Taubmann, Märchen und Sagen aus Nordböhmen, Reichenberg 1887, S. 40; im Weberschützen: ErCl. I, 134; Kobold kriegen: Prätorius, Glückstopf, S. 138; Prätorius, Weltbeschreibung I, S. 133; Gräße I, 221. Strackagerl: Erzgebirgszeitung XXI. S. 133; es ist wie das vogtländische Schreckgöckerle zum Kinderschreck geworden, vgl. K. V. S. 477; Grohmann, Aberglaube, 1864, I, S. 16; S. 234. Heugütel, Jüdel, Hebräerchen: K. E. 221. Ein interessanter Hutzenstubenabend, Globenstein bei Rittersgrün, 1891; K. V. S. 437. Das Bürgermeisterskind und das Jüdel: Chr. Lehmann, Sittenchronik, Hdschr. Leipzig, S. 431. Polterkobold zu Pausitz: von Weber, aus vier Jahrhunderten, N. F. Bd. II, S. 330; die Anhänglichkeit an Kinder, ein bezeichnender Wesenszug des erzgebirgischen Jüdels, haben auch die Heimchen des Orlagaus, vgl. K. V. S. 483. Der Henner: ein interessanter Hutzenstubenabend,

Glodenstein, 1891. Jüdel in Wiesenthal: Chr. Lehmann, Sittenchronik S. 431. Jüdel beschenkt: R. V. S. 475. Die Magd im Keller: Chr. Lehmann, Sittenchronik S. 173. Der Bäckergesell im Keller: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, November 1913. Kobold als Poltergeist Nr. 338, 341, 343. 336. H. in S.: Steglich. Gr. Tgbl. Heimat, Februar 1913. In F. gedient: ebenda. Kobelchen kommt wieder: ebenda März 1913. Namen: Kubbelt Leipziger Pflege; Köberchen, Käberchen, Kuwelt, Kobelt Mittelsachsen bis in die Westlausitz, Mergelmännchen (mit Übergängen zum Zwerg) bei Coswig; vgl. Festschrift zum 25. Jubelfeste des Gewerbevereins Coswig/Sa., Kosename in allen Landschaften Hänsel. Der Kobold bei Gr's in Coswig: mitget. von Herrn Arno Vetter, Coswig. Poltergeist zu Thalheim: Chr. Lehmann, Sittenchronik, S. 173; vgl. Nr. 382. Koboldkammer auf dem Czorneboh: Gräve S. 57. Koboldstein bei Pfaffengrün: Wenisch S. 50. Koboldfelsen in den Hohburger Bergen: MVfV. 1917, Heft 5. Kobelwiesen im Schraden: Beiträge zur sächs. Kirchengeschichte 1913, 26. Heft. Kobold wird zum Drachen: Müller Julius: Steglich. Gr. Tgbl. März 1913. Elbgegend (Merschwitz): aus dem Nachlaß von Fritz Bielig. Kobold und Drachentier: Steglich Gr. Tgbl. Heimat, Februar 1913. Gestalten des Drachentiers: Bauer Cunnersdorf: Klengel, rund um den Geisingberg, Altenberg, April 1924; Grashüpfer: mitget. von Herrn Schlegel, Trautzschen. Dachsfell: Nachlaß Fritz Bielig; feuriger Kater: MVfV. 1916 S. 4. 1551 bei Weinböhla: Faust, Gesch. und Zeitbuch der Stadt Meißen, Dresden 1588, S. 82. Das große Feuer in Schleiz am 24 März 1637 hat der Drache verursacht, Hahn, Geschichte von Gera. 1533 in Leipzig: Vogel, S. 337. Im Dresdner Schlosse: v. Weber a. a. O. II, S. 324 bei Raun: mitget. von Herrn Schrage; feurig bei Leipzig: Bernhardt, Leipz. Pfl. S. 34; in Herwigsdorf: mündl. von dort; am Wohlaer Berge: mündl. aus Spittel; in Porschütz: Nachlaß Fritz Bielig. Der Drache kommt ins Haus: Am Keulenberg: Pech, Westlausitz, S. 52. Am Zaune: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, März 1913; als schwarzes, nasses Hühnel kommt in unserem Gebiete der Drache am liebsten ins Haus; vgl. Nr. 405, ErCl. X, S. 190; bei Zwenkau: Bernhardt, Leipz. Pfl. S. 34 f. Heckdreier: H. I, 79; Rochlitzer Gegend; Dr. Pfau in „Unsere Heimat", Zwickau, VI. Jahrg. S. 40. Zschopau: Zschopauer Tgbl. Beilage „Aus der Heimat", 1925, S. 43. Hennersbacher Bauer: Rund um den Geisingberg, Beilage des Boten vom Geising, Oktober 1923; Drache trägt zu: 13 Bauern: Bernhardt, Leipz. Pflege: S. 34. In Bänken eingebrochen: ebenda S. 36. Im Lomnitzer Oberdorfe: mitget. von Herrn Pech, Lomnitz. Rotgestempelte Scheine: mündl. aus Blumberg. Frau kehrt: mitget. von Herrn Schlegel, Trautzschen; Hirse: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, Februar 1913. Bilmschnitter, Melkzauber und Drache in Westsachsen: Bernhardt, Leipz. Pfl. S. 35; Pfau, Unsere Heimat, Zwickau. VI. Jahrg. S. 40. Butterhose bei Leisnig: MVfV. 1908, 11. Heft. Kobelchenquark: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, September 1913. Drache bringt Essen: mit dem stets gleichbleibenden Gespräch: „Gäke Hänschen, gäke", „man guckt, Mariechen, man guckt", eine der verbreitesten Sagen des ganzen Gebietes: Nr. 404; Pech, Westlausitz S. 116, 149; Bernhardt, Leipz. Pfl., S. 35; Steglich, Gr. Tgbl., Heimat, Februar 1913, weiterhin in einigen mündl. Überlieferungen und Mitteilungen mir vorliegend. Trautzschen: mitget. von Herrn Schlegel, Trautzschen. Wassertrog bei Lomatzsch: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, Juni 1913, Hase wacht: MVfV. 1908, Heft 11; Drache trägt weg: bei den Müllern: Chr. Lehmann, Collectanea S. 260; Nr. 395. Würmer stehlen Erze: Derselbe, Sittenchronik, S. 394.

Kobalt: K. E. 760. Sau stiehlt Körner: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, Juli 1913; vgl. M. 401; Steglich, Gr, Tgbl. Heimat, September 1913. Drache muß ausschütten: Wagenkreuz: Bernhardt, Leipz. Pfl. S. 36; Hutmänner: ebendort; Dachgebälk: mündlich. Wo der Drache haust: Pfau, Unsere Heimat, Zwickau, VI. Jahrg. S. 41; S. 38; MVfM. 1912, Heft 1; 1916, Heft 1; Gr. Tgbl. Heimat Febr. 1913; Vogel, Ann. Lips., Leipzig 1714, S. 337; M. 39. Drache wird gepflegt: Gregorius Teufel: Vogel, S. 337. Naschhafte Mägde: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, Sept. 1913; Pech, Westlausitz, S. 122. Fressen zu heiß: M. 396, 368; Bernhardt, Leipz. Pfl. S. 37; Westlausitz. S. 122. Krankheiten in Bauersfamilien bei Rochlitz: Pfau, Unsere Heimat, Zwickau, VI. Jahrg. S. 38; Niederlungwitz: mündl. von dort: Zadel: Nachlaß Fritz Bielig; Bei K. in M. (Großenhainer Pflege): Steglich, Gr. Tgbl. Heimat März 1913; im Obererzgebirge: ein interessanter Hutzenstubenabend, Globenstein bei Ritersgrün, 1861; M. 396. Sie wollen den Drachen los sein: Freitelsdorf: Nachlaß Fritz Bielig; der Tochter übergeben im Vogtlande: K. V. S. 646. Frau weggejagt: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, Sept. 1913. Handwerksbursche: Leipz. Pfl. S. 34. Stück Leinwand: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, März 1913. Pausitz: v. Weber, aus vier Jahrhunderten, N. F. II, S. 331; das erste Geschenk nicht nehmen: MVfV. 1912, Heft 1. Drachenhühnel verbrennt nicht: J. A. Taubmann, Märchen und Sagen aus Nordböhmen, Reichenberg 1887, S. 80. Verbeten: Nachlaß Fritz Bielig. In die Tonne geladen: Pech, Westlausitz, S. 141.

Der Tod und die Toten

Der Tod erscheint: auf der Windwehe, Klengel 17; Verweisen: Hüblers Jahrbuch X, S. 53; Töda: Erzgebirgszeitung XXI, S. 134; in Nallesgrün ist die „Toidin" die weibliche Figur, die von den Mädchen Lätare ins Wasser geworfen wird, vgl. Sudetendeutsche Volkskunde, S. 140; als Riese: Eisel 22 Die Klagemutter: Chr. Lehmann, Schauplatz, S. 784; K. E. 223. Wer die Klagemutter ist: mitget. von Frl. Agathe Schumann, Grünhain; andre Deutungssage, M. 142; Brand Elterleins: Lehmann, Sittenchronik, S. 184; Klagemutter oder Winselmutter winselt, jammert, heult. Winselmutter im Vogtlande als Schaf: Eisel 319; in Schöneck: M. 38; in Brunn und Reichenbach: K. V. S. 478; als Ballen: Lehmann, Schauplatz, S. 784; Bericht von 1912: Das Vogtland und seine Nachbargebiete (Mai 1914) hrsgegeb. von K. A. Findeisen; Klagemutter in Hof: K. V. S. 478; in Bobenneukirchen: K. V. S. 479; in Sudetendeutschland: sudetendeutsche Volkskunde, S. 112, 181. Das Aschenweibchen zu Zittau: H. I 63; das Aschenweibel trägt wesentliche Züge der Brandhexe an sich. Falsche Klagemutter zu Leipzig: Vogel, S. 731. Anzeichen: Das Erdhühnel, K. V. S. 574; Erzgebirgszeitung XXI, S. 133, 134; Lausitz: Willkomm, aus deutschen Gauen, 1861; Hundegeheul: Klengel, Rund um den Geisingberg, Heimatbeilage der Altenberger Zeitung, April 1924. Bäume: Sächs. Kur. Kab. 1762, Sept. 2. Hälfte. Das nächtliche Fallen: Lehmann, Schauplatz S. 930; K. E. 221, 392. Der Kärrner zu Stollberg: Aus der Heimat, Stollberg, 15. Folge; Ziehnert III 1. Das Bornkinnl: Aus unsrer Heimat, Stollberg, 9. Folge. Auch zu Glauchau hat es ein Bornkinnl gegeben. Das hat jedes Jahr ein neues weißes Hemdchen und ein Kinderhäubchen mit bunten Bändern gekriegt. Als das eines Jahres unterblieb, hörte man aus der Kirche ein klägliches Kindergeschrei. Man eilte, das Kind wieder aufzuputzen, und alsbald ward es stille (Superint. Weidauer

im Glück auf, 1916). Die Erscheinung zu Baruth: Gräve S. 81. Todseher: Tittebutch: Der erste Teil der Sage wurde mir vom Neffen des Todsehers erzählt, Herrn Schuhmacher G. in S. Er bestätigte mir auch mit kleinen Zusätzen die von E. Seliger in den MVfV. 1921 VI, mitgeteilte Sage. Der Pfarrer zu Crostau: O. Schöne in der OHZ. 1919, Nr. 33; E. Willkomm, aus deutschen Gauen, Gotha o. J., S. 67; Peter Bucher aus Pirna: Petermanns Chronik der Stadt Pirna. Der Schneider zu Schöneck: K. E. 385. Andreasabend: K. V. S. 572. Der Mann baut den Nesselzaun: ErCl. Totenbräuche: K. V. S. 441; Zittauer Gebirgsfreund XI, S. 104. Nachzehrer: H. I 69; Bautzner Chronik: mitget. von Herrn Dr. Needon, Bautzen. Geldstück in den Mund: H. I 70; auch für Leipzig belegt: K. Große, Gesch. d. Stadt Leipzig, 1841, II S. 265; neunter Tag usw.: K. V. 443. Die eifersüchtige tote Frau: Chr. Lehmann, Schauplatz, S. 943; K. E. 57. Das Schmatzen in den Dörfern bei Freiberg: Moller, Theatr. Freib. Chron. II 254; K. E. 267; zu Oschatz: Gräße I 209. Nachzehrer in Lewin und Kaaden: H. Koch, Neue Laußitz-Schles.-Böhm. Chron. (Leipzig 1687). Dort auch Nachzehrersage aus Trautenau, S. 4. Nach dem Tode: Tote gebiert: Jecander, sächs. Kernchronik XXVII. Couvert, S. 40—43; Gräße I 493; M. 14. Kampf zu Herwigsdorf: Gräße II 785. Die Alte: Pech, Westlausitz, S. 47. Der Raucher: mitget. von Herrn Pech, Lomnitz. Der Verstorbene schaut seinem Begräbnis zu: M. 194; Bernhardt S. 38; Gießler S. 407; noch häufig zu belegen. Stärke der Toten: Der Schulmeister und der Knecht: mündl. von Herrn Veteran Fiedler aus Herwigsdorf. Gewehr angelegt: Eisel 158. Die Magd und das Männchen: Pech, Westlausitz, S. 40. Die Ruhe lassen: Thietmar und Willigis: Thietmar W. VI 30; Mönchsäule: MVfV. 1911, X; vgl. O. E. Schmidt, Kursächs. Streifzüge, III, S. 90f. Mönch zu Striesen: Pfarrer Hasche im Gr. Tgbl. Heimat (Juni 1912); vgl. der gespenstige Lautemann zu Zittau, M. 267. Der Läutejunge: mündl. aus Friedersdorf. Die vier Gehenkten: H. I 206. Die Dore: Moraweck, Gesch. von Hartau, S. 33. Das Mädchen und der Totenschädel: Pech, Westlausitz, S. 42. Schinderhans und Schwabenkunert: Friedr. Bernau in den MVGDB. 1875, S. 97. Der Pfarrer zu Schöneck flucht den Schändern seines Kindes: mitget. von Herrn Herbert Haucis, Schöneck; vgl. K. V. S. 572. Ermordete klagen an: Die Fleischersfrau in Hirschfelde: mündl. aus Thiemendorf. Die Frau von Reitzenstein, die Oberhofmeisterin der Winterkönigin, erlebte nach der Schlacht am Weißen Berge auf der Flucht in Jungbunzlau Ähnliches; vgl. illustr. Chronik von Böhmer (Prag 1853) I, S. 381. Der Totenkopf: Ziehnert III, S. 21. Die mundartliche Bearbeitung der Sage übernahm Herr Albert Zirkler, Dresden. Auf desselben Verfassers Mundartsagen, Deutsche Jugendbücherei Nr. 176; und auf sein Hausbuch sächs. Mundartdichtung (Leipzig 1926), sei empfehlend hingewiesen. s' Duedenbanl: aus dem Nachlaß Dr. Böhmes, Reichenbach, MVfV. 1914 V. Der letzte Wunsch nicht erfüllt: Mönch zu Mitweida: MVfV. 1906, I. Versäumte Messen: mündl. aus Blumberg. Schürze u. Haube: Pech, Westlausitz, S. 65. Die Kränze: mitget. v. Herrn Pech, Lomnitz. Die Strafe: Jungfrau auf dem Ziegenschachter Wege: Wenisch, S. 101; vgl. O. Richter, Deutscher Sagenschatz, 3. H. Nr. 10. Wirtin in der Khaaschenke: Anton Hockauf, Heimatkunde des Bezirkes Rumburg (Rumburg 1885), S. 212. Im Hirse: K. E. 99. Der Schnupfer: Pech, Westlausitz, S 112. Die verdorrte Hand: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, Januar 1913. Der Klappermichel: Steglich, ebda., Mai 1912; die Sage vom Klappermichel war einst eine beliebte Spinnstubengeschichte; vgl.

M. 98; E. Willkomm, Der Lichtengänger, 1842. Kindesmord: M. 90, 94; Ehebruch M. 88; Unehrlichkeit M. 190. Freudenberg: ErCl. 27, S. 295. Der Holzförster: Gräve, S. 134. Auch die Wegwartensage ist in einem zersungenen Volksliede erhalten: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat. Totenmette in Saubernitz: Kern, S. 74; in Elsterberg: K. V. S. 530; weitere Belege: M. 305, 329; Erzgebirgszeitung XXI, 133; schon Thietmar erzählt von einer Totenmette: W. I, 11 f.; überhaupt können fast alle wesentlichen Züge des heutigen Totenglaubens bei Thietmar belegt werden.

Allerlei Spuk

Ohne Kopf: Förster zu Grünhain: Ziehnert I, S. 139; der Rosenstock ist unter der Sense gefallen. Doch hat Pfarrer Große, der 1866 starb, Ableger dieser Rose im Pfarrhaus eingepflanzt. Von hier wurde sie in den Schulgarten übertragen. An beiden Stellen gedeiht sie noch heute. Vgl. Aus unsrer Heimat, Stollberg, 4. Folge. Gespenstige Leute in der Rochlitzer Gegend: vgl. Pfau, die ältesten Siedelungen der Rochlitzer Pflege, 1900. Die Mundarterzählung bearbeitete Herr Hofrat Prof. Dr. Heinrich Zschalig, Dresden. Chr. Lehmann, Sittenchronik, Hdschr. S. 430. Aufhocker bei Kaun: mitget. von Herrn Schrage, Kaun; im Eichholze: Bernhardt, Leipz. Pflege; an der Lockwitzbrücke: Herr Lindner in der Festschrift zum 25. Jubelfeste des Gewerbevereins Coswig/Sa.; Bornmatzin: Dr. Sommerfeldt in der Sächs. Heimat, März 1925, S. 22; auch mündl. v. Frl. Agathe Schumann, Grünhain; das Mützchen: J. W. Wolf, deutsche Sagen und Märchen, Leipzig 1845, S. 187; Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 515. Tote in Tiergestalt: als Schlange: Steglich im Gr. Tgbl. Heimat, April 1910. Hund in Bautzen: Gräve S. 27. Die Mühl-Adelin zu Brand: Chr. Lehmann, hist. Schauplatz, S. 944, K. E. 113; der schwarze Bär im Wäldchen bei Mittelhöhe: M. 43. Gebannt: Zipser: Willkomm, Sagen und Märchen aus der Oberlausitz, S. 23. Bornmatzin: Dr. Sommerfeldt in der Sächs. Heimat, März 1925, S. 22. Pastor Zenker: mündl. aus Friedersdorf. Kantorsfrau am Urberge: mündl. aus Alt-Seidenberg. Ziegenhagen: Schöne, Sagen des Zittauer Gebirges, Reichenau, S. 9; Mutzschen, Prätorius, Glückstopf, S. 64; der Bauer kommt wieder: mündl. aus Ostritz. Erlösung: Schloßfrau von Döben: MVfV. 1917, V. Das Grausteiner Schloß: Wenisch, S. 63. Ronburg: Kern S. 14 Der Bauer und der schwarze Hund: Erzgeb. Zeit. 1882, S. 14. Katzen, Hasen, Hühner und Kälber gehören in den Kreis der Kobold- und Drachensage; Hummel, Fliege, dreibeiniger Hase, Katze, Schweine, Ziegenbock stehen in Beziehung zu den Teufel- und Hexensagen. Tiergespenster: Frau im Nesselwinkel: Bernhardt, Leipz. Pflege, Anhang. Gespenstischer Zug an der Oswaldkirche: Chr. Lehmann, Sittenchronik S. 437. Hund u. Kalb: K. E. 124; 232. Pudel in Groß-Schweidnitz: mündl. aus Groß-Schweidnitz. Blumberger Steg: mündlich aus Blumberg. Hund zu Leubnitz: Gräße I, 167; bei Bockau: K. E. 123. Weißes Pferd: Bechstein, deutsches Sagenbuch S. 520; vgl. M. 51. Die Lausitzer Stände und die Dohle: H. I. Das weiße Kalb in der Wittig: mitget. von Herrn Hoffmann, Priedlanz; Herr Hoffmann hat selbst das Schnaufen gehört: ein Fischotter sprang vom Uferrand ins Wasser. Hunde in Beziehung zur Schatzsagen: M. 60, 62, 79, Hunde suchen ihren Herrn: M. 49, 54, 87; Bieresel: Eisel 328; Gräße I, 313; ErCl. III., Vogel. S. 774. Spukörter: Brauhauskatze zu Elterlein: Chr. Lehmann, Sittenchronik, S. 174; vgl. Fassung M. 53 Spuk zu Herwigsdorf: mündl. von dort. Die lachende Frau: mitget. von Herrn Pech, Lomnitz. Der Schwaner: mitget. von Herrn Pfarrer

Friedrich u. Frl. Agathe Schumann, Grünhain. Die Puppe zu Brand: E. H. Müller, Beschreibung der Bergstadt Brand, 1885; S. 119f. Flinte zu Gröditz: mündlich aus Spittel. Bilder: Cur. Sax. Juni 1756, 1. Hälfte. Ziehnert III, S. 282; Gräße I, 329.

Die weißen Frauen

In der Leipziger Gegend: Herr Julius Bernhardt, der leider viel zu früh verstorbene Sagenkundler der Leipziger Pflege, schreibt dazu: Die Gestalt der Ahnfrau hat sich mit solcher Zähigkeit erhalten, daß an Stellen, wo vor Jahrhunderten Burgen gestanden haben, die heute sogar in der Literatur fast verschollen sind, z. B. in Gröba, sich jetzt noch die weiße Schloßfrau zeigt. Priedlanz: mitget. von Herrn Wilhelm Hoffmann, Priedlanz; auf dem Pöhlberg: Prätorius, Glückstopf S. 506; die Braunsteiner Jungfrau: Wenisch S. 64. Grohmann, Sagen S. 88. Leubetha: K. V. S. 552. Die weißen Frauen schenken: Erzgebirgszeitung V, S. 173. Ebenda II, S. 131 K. E. 41. Die Alte von der Isenburg: K. E. 64; vgl. Bach: die Sagen um die Isenburg. Die grüne Frau am Geising: Gießler S. 618; Klengel, 2. Zauberschloß und Wunderberg K. E. 30; 77. Pöhlberg: Albinus, Bergchronik S. 46. Die Sagen vom Astberge wurden mir von Herrn Wilhelm Hoffmann, Priedlanz, mitget.

Entrückt

Hundert Jahre wie ein Tag: Das Wirkermädel zu Weigsdorf, mitget. von Herrn Wilh. Hoffmann, Priedlanz; auch die Frau, die in den Heilingsfelsen an der Eger geraten war, kam nach 100 Jahren so jung und frisch wieder, wie sie hineingegangen war, Erzgebirgszeitung II, S. 6. Der Totengräber zu Großenhain: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, Januar 1913. Im Schatten der Ewigkeit: Becker, der Plauische Grund bei Dresden, Nürnberg 1799, S. 107; als am 2. August 1869 im Windberge 274 Bergleute durch schlagende Wetter getötet wurden, sagten die Leute: die Geister des Windberges haben sich wieder gerührt (Gießler S. 317). Der Kelch zu Grimma: Lorenz, Chronik von Grimma, Leipzig 1856, I, S. 58f.; die Ritter im Freudenstein: Wenisch S. 31; die zwölf Ritter des Greifensteines: Gräße I, 516. Die Ritter des Valtenberges: N. Laus. Mag. 1886, S. 71; Dr. Georg Pilk: Der Valtenberg und seine Sagen, Bischofswerda 1894. Auch die Ritter im alten Hause zu Leubetha sitzen am Würfeltische, M. 26; K. V. S. 553. Der König und das Heer im Georgsberge: Kern. S. 80; die Namensform des Georgsberges (tschech. Řip) bei Raudnitz an der Elbe ist für die Siedlungsgeschichte Böhmens von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Der Name Řip ist nicht tschechischen Ursprungs, sondern das germanische rip (Berg) in slavischer Zunge angepaßter Form. Germanen hatten einst den Berg so genannt, und von ihnen haben die einwandernden Slaven den Namen übernommen. Seine Erhaltung ist ein sicherer Beweis dafür, daß noch Reste der Germanen in dieser Gegend ansässig waren, als die Tschechen ins Land kamen; vgl. Erich Gierach: altdeutsche Namen in den Sudetenländern, Reichenberg 1922, S. 14. Die Ritter im Spitzenberge bei Brüx; ErCl. VIII, S. 124; XIII, S. 308. Einmal mußte ein Schmiedegeselle im Berg die Pferde beschlagen. Er kriegte auch vom Obersten eine Schürze voll Pferdemist. MVGDB, 1875, S. 386. Zur Strafe entrückt: Steglich, Gr. Tgbl. Heimat, Juni 1910. Münzverfälscher: Ziehnert III, S. 219. Tuchweber: Steglich, Gr. Tgbl. April 1923. Der Wirkemann: mündl. aus Klein-Dehsa; aus dem gleichen Felsen kommen auch die Kleindehsaer Kinder. Wirken-weben am Handstuhl. Du Schinder ... Weberverschen, das das Geräusch des Gezehes (Handwebstuhl) nachahmt.

Ortsverzeichnis

Abkürzungen: A = Altenburg, i. B. = in Böhmen, E = Erzgebirge, O.L. = Oberlausitz, Pr. S. = Provinz Sachsen, V. = Vogtland.

Inhalt

Die Geschichte und ihre Gestalten

Die Landschaft und ihre Wesen

Leib und Seele. Der Teufel

Verzeichnis der Tafeln

Zu den Textabbildungen stellten die Vorlagen zur Verfügung: das Stadtmuseum in Leipzig zu S. 40, 186, 219, 251; die Stadtbibliothek in Leipzig zu S. 77, 91, 98, 115, 125, 173, 220; der sächsische Verein für Heimatschutz S. 17

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig



G E STECHERT & Co
(ALFRED HAFNER)
NEW YORK

